



# BODY POLITICS

Zeitschrift für Körpergeschichte



Heft 10 - Jahrgang 6 (2018)  
Rausch  
Herausgegeben von  
Kristoff Kerl / Florian Schleking

[www.bodypolitics.de](http://www.bodypolitics.de)

# **BODY POLITICS** Zeitschrift für Körpergeschichte

Auf Anregung des Arbeitskreises für Körpergeschichte wird Body Politics herausgegeben von: Hannah Ahlheim (Potsdam), Peter-Paul Bänziger (Basel), Magdalena Beljan (Berlin), Pascal Eitler (Hannover), Jens Elberfeld (Bochum), Andrej Findor (Bratislava), Christian Fritz-Hoffmann (Oldenburg), Alexa Geisthövel (Berlin), Henriette Gunkel (London), Christiane König (Köln), Patrice Ladwig (Halle), Maren Möhring (Leipzig), Marcus Otto (Braunschweig), Massimo Perinelli (Köln), Joseph Ben Prestel (Berlin), Katja Sabisch (Bochum), Monique Scheer (Tübingen), Florian Schleking (Köln), Imke Schmincke (München), Olaf Stieglitz (Köln), Heiko Stoff (Hannover), Magaly Tornay (Zürich). Die Geschäftsführung wechselt turnusmäßig. Geschäftsführend sind gegenwärtig: Hannah Ahlheim, Magdalena Beljan, Heiko Stoff.

Anschrift: Body Politics, c/o Dr. Pascal Eitler, Medizinischen Hochschule Hannover, Carl-Neuberg-Straße 1, 30625 Hannover

E-Mail: kontakt (at) bodypolitics.de

Unterstützt werden die Herausgeberinnen und Herausgeber durch die Mitglieder ihres wissenschaftlichen Beirats: Thomas Alkemeyer (Oldenburg), Ulrike Bergermann (Braunschweig), Gabriele Dietze (Berlin), Franz X. Eder (Wien), Christa Hämmerle (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Bielefeld), Dagmar Herzog (New York), Klaus Hödl (Graz), Sabine Kienitz (Hamburg), Gesa Lindemann (Oldenburg), Thomas Lindenberger (Potsdam), Sabine Maasen (München), Jürgen Martschukat (Erfurt), Georg Mein (Luxemburg), Rolf Parr (Duisburg-Essen), Nicolas Pethes (Bochum), Sven Reichardt (Konstanz), Philipp Sarasin (Zürich), Detlef Siegfried (Kopenhagen), Jakob Tanner (Zürich), Jakob Vogel (Paris), Paula-Irene Villa (München), Anne Waldschmidt (Köln).

Alle Artikel stehen unter der CC BY-NC-ND 3.0 (Deutschland). Umschlagabbildung: Drogendurftorgel, Preußische Spirituosenmanufaktur. Urheber: Dtuk, Wikimedia Commons.

ISSN: 2196-4793

# Editorial

Die Körpergeschichte hat in den vergangenen zwanzig Jahren enorm an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewonnen und eine bemerkenswerte Ausweitung erfahren. Diese Zeitschrift versucht diese Entwicklung in ihrer Facetenvielfalt abzubilden und weiter voranzutreiben. Als Online-Journal veröffentlicht sie Artikel in deutscher oder englischer Sprache, die ein beidseitig anonymisiertes Peer Review durchlaufen haben. Alle Beiträge erscheinen kostenfrei im Open Access.

Der Körper gerät dabei als ein multidimensionaler Forschungsgegenstand und das Ergebnis eines historischen Wandels in den Fokus – als ein Effekt sozialer Praktiken, ein Objekt der Imagination und Repräsentation, in seiner Diskursivität, Materialität und Produktivität. Er war und ist sowohl ein Medium der Subjektivierung als auch ein Ort gesellschaftlicher Ordnungsversuche und nicht zuletzt politischer Konflikte. In diesem umfassenden Verständnis lautet der Titel dieser Zeitschrift: Body Politics.

Die Körpergeschichte verändert dabei nicht nur unseren Blick auf Menschen und deren Körper und Geschichte – sie betrifft auch unsere Wahrnehmung von Tieren und Dingen und deren vermeintlich grundsätzliche Andersartigkeit. Dementsprechend greift diese Zeitschrift auf ein breites Angebot von Fragestellungen und unterschiedliche Herangehensweisen zurück. Sie versammelt zudem nicht nur Artikel aus den Geschichtswissenschaften, sondern steht ebenfalls historisch interessierten Beiträgen aus den Literatur- und Medienwissenschaften sowie anderen Kultur- bzw. Sozialwissenschaften offen.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber

# **BODY POLITICS** Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 10 – Jahrgang 6 (2018)

Rausch

Herausgegeben von: Kristoff Kerl, Florian Schleking

# Inhaltsverzeichnis

Kristoff Kerl / Florian Schlekking: Einführung: Rauschkörper in geschichtlicher Perspektive. Schlaglichter und Beiträge .....	7
---	---

## Perspektiven

Kristoff Kerl / Florian Schlekking: Rausch, Körper, Geschichte. Überlegungen und Perspektiven .....	13
--	----

Jakob Tanner / Kristoff Kerl / Florian Schlekking: Nachfragen zur Drogen- und Rauschgeschichte. Ein Interview mit Jakob Tanner .....	61
--	----

## Analysen

Stefan Rindlisbacher / Eva Locher: Abstinente Jugendliche im Höhenrausch. Nüchternheit, Leistung und gesunder Lebensstil in der Schweizer Abstinenz- und Lebensreformbewegung (1885-1978) .....	79
--	----

Hannes Walter: „Sexdroge“ Kokain? .....	109
--	-----

Christof Beyer / Benjamin Moldenhauer: Ästhetik des Psychedelischen. Befreiungsversuche im Kino .....	143
--	-----

## Offener Teil

Nikolas Lelle: Fitness für die Arbeit .....	167
--	-----



# Einführung: Rauschkörper in geschichtlicher Perspektive. Schlaglichter und Beiträge

Kristoff Kerl / Florian Schleking

1981 erschien im Ullstein Verlag das Buch *Im Grunde ist alles ganz einfach* von Swami Satyananda, dem ehemaligen Stern-Reporter Jörg Andrees Elten. Der Interviewband versammelt sieben Gespräche von Satyananda mit deutschen Ashramit\*innen, die sich der Bhagwan-Kommune im indischen Pune angeschlossen hatten. Für alle sieben Neo-Sannyasin bildeten die Suche nach einem Leben außerhalb der als materialistisch und rationalistisch kritisierten westlichen Gesellschaften im Allgemeinen sowie das Streben nach Bewusstseinsweiterung im Besonderen den Startpunkt ihrer Reise. Eine wichtige Etappe auf diesem Weg stellten dabei der Gebrauch von LSD sowie die daraus resultierenden Rauscherfahrungen dar. So beschreibt Ma Hari Chetana, die vor ihrer spirituellen Wende in der *Ablaßgesellschaft* in Hamburg und in der Münchner *Highfish-Kommune* gelebt hatte sowie unter ihrem bürgerlichen Namen Mascha Rabben als Schauspielerin erfolgreich war, LSD als ein Mittel, das „dem spirituellen Sucher einen kurzen Einblick“ in neue Selbstverhältnisse verschafft: „Wenn du auf einem guten LSD-Trip einmal erlebt hast, wie das Leben sein kann, mit welcher Sensibilität du wahrnehmen kannst, mit welcher Liebe du erfüllt sein kannst, welche Schönheit dich umgibt, dann wird dein Durst natürlich ungeheuer stark, und du kriegst zuviel, wenn der Trip aufhört und du wieder mit deiner Krustenschale durch die Gegend läufst.“<sup>1</sup>

Um diese „Krustenschale“ permanent zu sprengen und nicht nur zeitlich begrenzt für die Dauer des Trips abzulegen, habe sie sich auf eine Reise nach Indien begeben. Dort machte sie in ihrer ersten Begegnung mit Bhagwan ein überwältigendes Erlebnis: „Ich war wie benommen. Ich weiß nicht, ob du das weißt: Wenn du einem Menschen mit einem sehr viel stärkeren Energiefeld begegnest, dann kommt es dir so vor, als ob du in einem riesigen Wattebausch sitzt. Es wabert so. Du verlierst das normale Alltagsbewusstsein, bist nicht mehr so recht in Kontrolle. Ich erinnere mich, daß ich anfing zu zittern, daß ich in diese Augen schaute und sie unglaub-

---

1 Swami Satyananda, *Im Grunde ist alles ganz einfach. Gespräche mit sieben Bhagwan-Jüngern über ihre Beziehung zum Meister und zur Kommune, über Liebe und Sex, über Politik und Drogen, über Wiedergeburt und Erleuchtung, über Freunde und Eltern.* Frankfurt/Main 1981, S. 57.

lich schön fand.“<sup>2</sup> Nicht nur das erste Treffen mit Bhagwan schildern Hari Chetana und andere Sannyasin als rauschhafte intensive Bekehrungserlebnisse. Auch in der weiteren Lebensführung war das Außer-Kraft-Setzen von vermeintlichen Selbstzwängen – etwa durch ekstatisches Meditieren, Tanzen oder Gruppentherapien – ein zentrales Instrument der körperlichen Arbeit am Selbst. Gleichermäßen spielten Ekstase- und Trancezustände in Prozessen der Vergemeinschaftung in der Bhagwan-Kommune eine bedeutende Rolle.<sup>3</sup>

Die in diesem Quellenbeispiel deutlich hervortretende Bedeutung, die Praktiken und Zustände von Rausch, Ekstase und Trance in mannigfaltiger Weise in der Geschichte westlicher Gesellschaften entwickelt haben, bilden den Gegenstand dieses Heftes. Damit wollen wir zur weiteren Etablierung und Verankerung der Rauschforschung auf der wissenschaftlichen Landkarte beitragen. In diesem Zusammenhang möchten wir nicht nur thematische Impulse zur historisch orientierten Auseinandersetzung mit diesen Körperzuständen liefern sowie zur verstärkten Beschäftigung mit Rausch, Trance und Ekstase jenseits der Drogengeschichte anregen, sondern auch Debatten um theoretische und methodische Zugriffe auf das noch junge Forschungsfeld anstoßen. Den Auftakt dazu machen zwei Beiträge, die sich mit Aspekten und Fragen der historiographischen Perspektivierung von Rauschkörpern beschäftigen.

In „Rausch, Körper, Geschichte. Überlegungen und Perspektiven“ präsentieren Kristoff Kerl und Florian Schleking einige Reflektionen zur Auseinandersetzung mit berauschten Körpern. Den Ausgangspunkt bildet eine Bestandsaufnahme der bisherigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte von Rausch, Trance und Ekstase in westlichen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. Ergänzend zu den lange Zeit prägenden Modernisierungs- und Rationalisierungsnarrativen, die eine Geschichte der Verdrängung und Einhegung des Rauschs erzählen, betonen sie in diesem Zusammenhang die Pluralisierung und Ausdifferenzierung von Rauschformen und Ekstasetechniken, die sich seit dem späten 19. Jahrhundert vollzogen hat. Vor diesem Hintergrund entwickeln Schleking und Kerl einige programmatische Überlegungen zu einer körperhistorisch informierten Geschichte des Rausches. Sie plädieren dafür, neben den unterschiedlichen Drogenpolitiken und ihren Akteur\*innen sowie dem ihnen zugrundeliegenden, äußerst diversen Rauschwissen und dessen Träger\*innen verstärkt auch der Herstellung von Rausch(fähigkeit) und damit den Praktiken des Berauschtens Beachtung zu schenken. In diesem Zusammenhang weist die Zuwendung zu

---

2 Ebd., S. 70.

3 Ebd., S. 76, 79f., 95.

den Raum-Ding-Arrangements des Rausches – also den Kontexten und Räumen, in denen die Akte des Berausens von Akteur\*innen eingeübt und vollzogen wurden, sowie den Objekten, die dabei zum Einsatz kamen – und die Auseinandersetzung mit den Ermöglichungsbedingungen von Rauscherfahrungen große Erkenntnispotenziale auf. Zudem bieten Überlegungen, die im Feld der Emotionengeschichte entwickelt wurden, einen reichen Fundus an Inspirationen dafür, wie sich Rauscherfahrungen und das damit verbundene intensiviertere Körpererleben historisieren lassen.

Ein Interview mit dem Historiker Jakob Tanner, der seit den 1990er Jahren in zahlreichen anregenden Untersuchungen wichtige Impulse und Denkansätze für die historische Auseinandersetzung mit Körpern und mit Drogengeschichte geliefert hat, beschließt den Perspektiventeil. Darin setzt sich Tanner mit Fragen nach den Potenzialen einer Geschichtsschreibung des Rauschs, dem Verhältnis von Rausch- und Drogengeschichte und methodischen und theoretischen Zugriffen auf dieses thematische Feld auseinander. Er reflektiert Rausch als eine Körper- und Subjektivierungstechnik und legt dar, warum das Befruchtende am „interdisziplinären Dialog mit Hirnforschern“ „nicht die Übereinstimmung, sondern die Reflexion eigener Denkanahmen im Lichte eines ganz anderen verfahrenen Ansatzes ist.“ Zum Abschluss wendet sich das Interview dem Spannungsverhältnis zwischen Politisierung und Selbstoptimierung zu, das seit dem 19. Jahrhundert immer wieder neue Rauschverständnisse und neue Rauschformen hervorgebracht hat.

Im Anschluss an den Perspektiventeil werden in drei Artikeln aus unterschiedlichen Blickwinkeln Schlaglichter auf historische Rauschkörper bzw. den Umgang mit diesen geworfen. Die Herstellung rauschhafter Körper durch sportliche Aktivitäten bildet den Gegenstand des Beitrags „Abstinente Jugendliche im Höhenrausch. Nüchternheit, Leistung und gesunder Lebensstil in der Schweizer Abstinenz- und Lebensreformbewegung (1885-1978)“. In ihm untersuchen Eva Locher und Stefan Rindlisbacher Rauschdiskurse und -praktiken in der schweizerischen Jugend- und Lebensreformbewegung vom Ende des 19. bis ins späte 20. Jahrhundert. Sowohl in der Jugendbewegung als auch in der Lebensreformbewegung spielten Vorstellungen von und Praktiken zur Herstellung eines ‚gesunden‘ und leistungsfähigen Körpers eine bedeutende Rolle. Vor diesem Hintergrund waren diese Milieus von einer strikten Gegnerschaft zum Gebrauch von Alkohol und anderen Rauschmitteln charakterisiert, den sie sowohl als Schwächung des Individual- als auch des ‚Nationalkörpers‘ begriffen. Zugleich gingen sowohl Jugend- als auch Reformbewegte von einer in der ‚menschlichen Natur‘ verankerten Sehnsucht nach Rauscherlebnissen aus. Folglich machten sie sich auf die Suche nach Alternativen zu substanzinduzierten Rauschformen und wurden in den Alpen,

die seit dem 18. Jahrhundert als „einladende Gesundheitslandschaft“ galten, fündig. Intensive und an die körperlichen Grenzen führende Wanderungen und Bergtouren ermöglichten nicht nur Rauscherfahrten, sondern wurden zudem als gesundheits- und leistungssteigernd aufgefasst. Der „Höhenrausch“, so die These von Rindlisbacher und Locher, zielte auf die Herstellung gesunder und leistungsfähiger Subjekte und fügte sich somit in Diskurse und Praktiken moderner Selbstführung ein.

Mit ihrem Fokus auf Rausch, Rauschsubstitution und Arbeit am Selbst bereichern Rindlisbacher und Locher nicht nur die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Jugend- und Lebensreformbewegung, sondern regen auch zum weiteren Nachdenken über Fragen an, die für die historisch orientierte Auseinandersetzung mit berauschten Körpern von großem Interesse sind: Welche Rauschformen wurden zu welcher Zeit von welcher gesellschaftlichen Akteur\_innen verworfen und bekämpft? Welche Räusche wiederum galten als erstrebenswert? Daran schließt sich die Frage an, in welches Verhältnis die vielfältigen Rauscharten und die Arbeit am Selbst zu unterschiedlichen Zeiten gesetzt wurden.

Medizinische bzw. psychiatrische Diskurse zu den Auswirkungen des Kokainkonsums auf die sexuelle Ordnung in der Weimarer Republik bilden den Gegenstand des von Hannes Walter verfassten Artikels „Sexdroge‘ Kokain? Die Entstehung eines populären Motivs der Drogen-geschichte in den medizinischen Diskursen über Rauschmittelkonsum und Sexualität im 19. und frühen 20. Jahrhundert“. Dabei verfolgt Walter die These, dass die bis heute wirkmächtige Vorstellung von Kokain als einer ‚Sexdroge‘ sich in den Jahren nach dem Weltkrieg ausformte und dass bei deren Herausbildung „das dominante Körperbild der Zeit, zeitgenössische Theorien über die Effekte psychoaktiver Substanzen, die Psychopathielehre, geschlechtsspezifische Normvorstellungen sowie der sich ändernde Konsumtrend des Kokains nach dem Ersten Weltkrieg“ zusammenspielten. Im Kontext der medizinischen Hinwendung zu substanzinduzierten Rauschen und deren biopolitischer Problematisierung, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wurden berauschte Körper seit den 1880er Jahren zunehmend zu einem Untersuchungsgegenstand in den Sexualwissenschaften erhoben. Im Kontext der sich vollziehenden Verwissenschaftlichung und Psychiatrisierung des Sozialen wurde seit den 1920er Jahren dann insbesondere Kokain als Quelle gleichgeschlechtlichen Begehrens verstanden und darüber vermittelt als Bedrohung von ‚Volk‘ und ‚Nation‘ problematisiert. Insbesondere an den gesellschaftlichen Peripherien verortete soziale Gruppen gerieten ins Blickfeld der psychiatrischen Akteure. Dabei nahmen die Forscher fast ausschließlich männliche Homosexualität in den Blick, während weibliche Sexualität in diesem Zusammenhang fast keinerlei Beachtung fand.

Die Verknüpfung von Sexualität und substanzinduzierten Rauschzuständen, derer sich Hannes Walter in seinem Aufsatz annimmt, nahm auch in anderen historischen Kontexten eine signifikante Rolle ein. Neben der Untersuchung historischer Vorstellungen und Erforschungen von Rausch als Bedrohung für die sexuelle Ordnung, an die sich auch machtanalytische Fragestellungen nach den jeweils als Träger\*innen dieser Gefahr ausgemachten Gruppen anschließen,<sup>4</sup> ließe sich in diesem Zusammenhang auch danach fragen, wann, an welchen Orten und in welcher Form Rausch, Trance und Ekstase zur Intensivierung sexueller Erlebnisse Verwendung fanden.

Christof Beyer und Benjamin Moldenhauer wiederum wenden sich in „Ästhetik des Psychedelischen. Befreiungsversuche im Kino“ der filmischen Repräsentation psychedelischer Rauschzustände zu. Im Zentrum ihrer Analyse stehen dabei die in den USA produzierten psychedelischen Filme *The Trip* (1967), *Easy Rider* (1969) und *Fear and Loathing in Las Vegas* (1998), wobei sie darüber hinaus weitere Filme wie *Altered States* (1980) in die Untersuchung einbinden. Anhand dieses Quellenkorpus machen Moldenhauer und Beyer einen grundlegenden Wandel in der filmischen Rauschdarstellung aus, der mit einer gesellschaftlichen Perspektivverschiebung auf Psychedelika korrespondiert. Während in *The Trip* psychedelische Rauscherfahrungen als ein, wenn auch mit ambivalenten Gefühlen verknüpft Medium der Erkenntnis dargestellt worden seien, sei in den nachfolgenden Drogenfilmen die Auseinandersetzung mit den Potenzialen psychedelischer Rauscherfahrungen zunehmend „zur Inszenierung der Unmöglichkeit der Selbstbefreiung in einer repressiven Gesellschaft“ geraten. Dieser Wandel in der filmischen Repräsentation psychedelischer Rauscherlebnisse materialisierte sich auch in den körperlichen Erfahrungen und in den Gefühlswelten der Zuschauenden. Denn obwohl das Publikum aufgrund der unauflösbaren Differenz zwischen unmittelbaren und ästhetischen Rauscherfahrungen die dargestellten Trips nicht rauschhaft nachempfinden kann, fühlt es im Akt der „affektive[n] Mimesis“ mit den dargestellten Rauschkörpern mit. Der Wandel der filmischen Inszenierung psychedelischer Rauscherfahrungen schlägt sich also in einem veränderten körperlichen Erleben der Zuschauer\*innen nieder. An diesem Befund ansetzend können weitere Studien die Frage vertiefen, wie sich affektive Mimesis konkret vollzieht – etwa in Bezug drauf, welche Rolle bestimmte Akteur\*innen, Räume und Dinge zu bestimmten Zeiten spielten, wie mimetische Akte medientechnisch

---

4 Siehe u.a. Anne Overbeck, „The Enemy Within“. African American Motherhood and the 'Crack Baby Crisis'. In: Isabel Heinemann, *Inventing the Modern American Family. Family Values and Social Change in 20th Century United States*. Frankfurt/Main 2012, S. 155-176.

nologisch nahegelegt und beeinflusst wurden und welche Spuren sie in den Körpern der Zuschauer\*innen hinterließen.

Wie anhand der kurzen Vorstellung der Beiträge deutlich wird, ist das Heft von einer deutlichen Schlagseite zugunsten substanzinduzierter Rauschzustände gekennzeichnet. Zudem spielen Drogensucht und -abhängigkeit zwar immer wieder *ex negativo*, als zu vermeidende oder zu kurierende Körperzustände eine Rolle, stehen jedoch nicht im Zentrum der hier entworfenen Perspektiven. Stattdessen nimmt das Heft einen anderen Ausgangspunkt und schlägt vor, die heute selbstverständlich und geradezu zwangsläufig scheinende Kopplung von ‚Rausch‘ an ‚Abhängigkeit‘ zu problematisieren – indem es Schlaglichter auf die Geschichte von ‚Räuschen‘ und ihren Körpern wirft. Der Schwerpunkt auf substanzinduzierte Rausche liegt wesentlich darin begründet, dass die Rauschgeschichte fast ausschließlich diese Rauschzustände unter die Lupe genommen hat. Auch deswegen hat es sich als deutlich schwieriger erwiesen, Beiträge einzuwerben, die sich aus einer historischen Perspektiven anderen Rausch- und Ekstaseformen annehmen.

Sportliche Rauschzustände, religiöse und spirituelle Trancen, sexuelle Ekstasen, Gewalträusche oder auch Rauschzustände, die durch politische Massenveranstaltungen hervorgerufen wurden, haben in diesem Heft lediglich am Rande Aufmerksamkeit erfahren. Hier bestehen weiterhin offene Fragen und Untersuchungsfelder der Rausch- und Körpergeschichte, die es sich zu erschließen lohnt. Dennoch oder gerade wegen dieses Befundes hoffen wir, mit diesem Heft Anregungen zu weiteren Auseinandersetzungen mit nicht-substanzinduzierten Rauschformen zu liefern.

Dieses Themenheft geht auf einen eintägigen Workshop zum Thema „Rausch-Körper im 19. und 20. Jahrhundert“ zurück, den die Herausgeber mit personeller und finanzieller Unterstützung der Abteilungen für Neuere Geschichte und Nordamerikanische Geschichte in Köln veranstaltet haben.<sup>5</sup> Allen Vortragenden, Helfer\*innen und Unterstützer\*innen möchten wir an dieser Stelle ausdrücklich herzlich danken.<sup>6</sup> Unser Dank gilt auch und nicht zuletzt den anonymen Gutachter\*innen der Beiträge und dem Redaktionskollektiv von *Body Politics* – für Hilfe und Geduld.

---

5 Siehe auch den Tagungsbericht von Markus Hedrich, Tagungsbericht: Rausch-Körper im 19. und 20. Jahrhundert, 29.07.2017 Köln, in: H-Soz-Kult, 03.10.2017, <[www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7341](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7341)>.

6 Zu nennen sind hier Lisa-Maria Koch, Marlon Kumar, Verena Limper und Sofie Steinberger.

# Rausch, Körper, Geschichte. Überlegungen und Perspektiven

Kristoff Kerl / Florian Schleking

*English abstract: From Anthropology to Sociology, many of the historically minded Social Sciences and Cultural Studies have been interested in the subjects of ecstasy, trance and intoxication for a quite a long time. This article seeks to assemble ideas and outline perspectives for researching the history of ecstatic and/or intoxicated bodies. It draws on approaches from the history of drugs in modern societies and proposes combining them with genealogical and praxeological accounts. The authors argue that these research tools can be fruitful for an integrative approach that can analyze the body history of various forms of 'Rausch', such as drug experiences, religious trances, sexual ecstasies, or similar feelings during sports or violence under a common denominator. They want to encourage body historians to focus on the practical production of ecstasies and intoxications and put them even more into the foreground of their research interest. From this angle, the discourses and practices of 'Rausch', their embeddedness in socio-technical contexts, and the collectives and self-relations they formed and transformed in the 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> centuries can be analyzed as techniques of modern body politics.*

Rauschgeschichte ist genauso wenig ein klar umrissenes Forschungsfeld, wie ‚Rausch‘ ein fest umrissener Untersuchungsgegenstand ist. Im Gegenteil, Räusche und ihre historische Erforschung spielen sich in teilweise sehr heterogenen Feldern ab und nehmen ganz unterschiedliche Formen an: literarische Beschreibungen von Opiumträumen, religiöse Trance-rituale, experimentelle Wirkstoffe der psychiatrisch-psychologischen Bewusstseinsforschung, Abstinenzbestrebungen und Gesetze zur Bekämpfung von Suchterkrankungen, ekstatische Massenveranstaltungen politischer, religiöser oder sportlicher Art usw. Diese Unschärfen können produktiv gewendet und genutzt werden. Rauschgeschichte kann nicht von einem gemeinsamen Forschungsobjekt ausgehen, sondern sollte sich zunächst darauf beschränken, eine Forschungsdiskussion zu befördern, in der unterschiedliche Untersuchungsobjekte – Formen oder Figurationen von Rausch – auftauchen. In diesem Fall stünden etwa Wirkungen psychoaktiver Substanzen neben Drogen- oder Geschwindigkeitsräuschen, Orgasmen neben mystischen Erschütterungen, Arbeits-flows neben Tanz-Grooves und vielem mehr. Mehr noch, jede dieser intensiven sensorischen und somatischen Erfahrungen, die als Räusche bezeichnet und erforscht

wurden, bildete ihrerseits den Fokus heterogener Perspektiven, einen Kreuzungspunkt verschiedener Praktiken und den Fixpunkt (teilweise) langwieriger Kontroversen. Gerade wegen seiner begrifflichen Schwammigkeit lässt sich ‚Rausch‘ als Sonde gebrauchen, die in ganz verschiedene gesellschaftliche Kontexte, Praktiken und Kollektive führt.

In Auseinandersetzungen mit Rausch, Ekstase und Trance werden diese häufig als veränderte Wachbewusstseinszustände charakterisiert, denen neben einem veränderten Raum- und Zeitempfinden, einem intensivierten emotionalen Erleben sowie dem potenziellen Verlust der Selbstkontrolle auch eine Veränderung des Denkens attribuiert wird.<sup>1</sup> Rausch, Ekstase und Trance zeichnen sich also durch eine temporäre Suspendierung oder Modifikation des Verstandes aus.<sup>2</sup> Das spannungsgeladene Verhältnis zwischen diesen Körperzuständen und der Ratio hat weitreichende Konsequenzen für das Sprechen über Rauschkörper: die Rauscherfahrungen scheinen sich nicht mit Sprache einfangen zu lassen. Nach Robert Feustel ist das Sprechen über (Alkohol-)Rausch dadurch charakterisiert, dass es „doppelt gefiltert und systematisch fehlgeleitet [zu sein scheint]: Einerseits wird es durch den nachträglichen Versuch der Rekonstruktion des Erlebten und andererseits durch die Übersetzung individueller Erfahrungen in zwangsläufig vernünftige Sprache verzerrt.“<sup>3</sup> Auf ganz ähnliche Weise beschreibt die Trance-Trainerin Susanne Jarausch die religiöse Trance als „immer mit dem Erleben der Ekstase verbunden, ein Erleben, das sich kaum in Worte kleiden, geschweige denn in einer wissenschaftlichen Kategorie erfassen lässt.“<sup>4</sup>

Während sich die im berauschten oder ekstatisierten Zustand gemachten Erfahrungen den Beschreibungen durch ‚vernünftige Sprache‘ zu entziehen scheinen, hat diese vielbeschworene sprachliche Nichtfassbarkeit jedoch keineswegs dem Sprechen über entrückte Körper ein Ende gesetzt.

- 
- 1 Georg Bruns: „Sehnsucht nach dem leichten Sein. Rausch als Transzendenzerlebnis.“ In: Stephan Uhlig/Monika Thiele (Hgg.): *Rausch-Sucht-Lust. Kulturwissenschaftliche Studien an den Grenzen von Kunst und Wissenschaft*. Gießen 2002, S. 73-98, hier S. 73; Jörz Zirfas: „Eine Ästhetik des Risikos. Grenzgänge der Ästhetischen Bildung.“ In: Eckart Liebau/Jörg Zirfas (Hgg.): *Lust, Rausch und Ekstase. Grenzgänge der Ästhetischen Bildung*. Bielefeld 2013, S. 9-28, hier S. 11f.
  - 2 Robert Feustel: „The Unspoken Thing.“ Die Rationalität des Rauschs.“ In: *Indes. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft*, (2013), Nr. 3, S. 8-16, hier S. 10.
  - 3 Robert Feustel: *Grenzgänge. Kulturen des Rauschs seit der Renaissance*. München 2013, S. 8.
  - 4 Susanne Jarausch: „Ekstatische Trance und rituelle Körperhaltungen nach Dr. Felicitas Goodman. Ein Weg zu ursprünglicher Verbundenheit.“ In: Veronic Futterknecht/Michaela Noseck-Licul/Manfred Kremser (Hgg.), *Heilung in den Religionen. Religiöse, spirituelle und leibliche Dimensionen*. Münster 2013, S. 485-504, hier S. 487.

Vielmehr hat die Undurchdringlichkeit immer wieder aufs Neue Erkundungsversuche – sowohl auf der Ebene des Sprechens wie auch auf der Ebene des Machens – angereizt, um das Reich des Rausches zu ergründen und nutzbar zu machen. Dieser enge Zusammenhang zwischen der Unbeschreiblichkeit der Ekstase, dem Sprechen über sie sowie dem Verlangen nach dem eigenen Erleben derartiger Körperzustände zeigt sich exemplarisch in einem Interview mit Timothy Leary, das im September 1966 im *Playboy* erschien. Danach gefragt, ob er die unter Einfluss von LSD erlebten sexuellen Orgasmen beschreiben könne, antwortete der „prophet of LSD“: „Only the most reckless poet would attempt that. I have to say to you, ‘What does one say to a little child?’ The child says, ‘Daddy, what is sex like?’ and you try to describe it, and then the little child says, ‘Well, is it fun like the circus?’ and you say, ‘Well, not exactly like that.’ [...]. In short, I can’t tell you what it’s like, because it’s not like anything that’s ever happened to you – and there aren’t words adequate to describe it, anyway. You won’t know what it’s like until you try it yourself – and then I won’t *need* [Hervorhebung im Original] to tell you.”<sup>5</sup>

Historisch arbeitende Sozial- und Kulturwissenschaften, die sich bislang mit Rausch, Trance, Ekstase, *peak experiences*, Konversionserlebnissen u.ä. beschäftigt haben, bekommen berauschte Körper zwar immer wieder ins Blickfeld, rücken sie jedoch nicht ins Zentrum der Untersuchung. Der folgende Beitrag versucht, Überlegungen zu einer Körpergeschichte des Rauschs im 19. und 20. Jahrhundert zu versammeln und Perspektiven auf die historische Produktion und Materialisierung von Rauschen und ihren Körpern zu eröffnen. Aufgenommen werden dabei genealogische und praxistheoretische Zugriffe sowie Anstöße und Beispiele, die vor allem – hier ist das Forschungsfeld nach wie vor am Breitesten untersucht – im Bereich der Drogenforschung und -geschichte des 20. Jahrhunderts entstanden sind.<sup>6</sup> Aufgrund dieser Ausgangsbasis durchzieht eine deutliche Unwucht den vorliegenden Aufsatz. Diese zeigt sich darin, dass wir uns für Blickpunkte, Befunde und Beispiele zur Rauschgeschichte in erster Linie von Arbeiten zum Drogenkonsum haben anregen lassen.

Im ersten Teil werden mit groben Strichen zentrale Narrative und Prozesse der Rauschgeschichte der sogenannten ‚westlichen‘ und ‚modernen‘

---

5 [Unbekannt]: „Playboy Interview: Timothy Leary. A Candid Conversation with the Controversial Ex-Harvard Professor, Prime Partisan und Prophet of LSD.“ URL: <https://ia801407.us.archive.org/9/items/playboylearyinte00playrich/playboylearyinte00playrich.pdf> (letzter Zugriff am 28. Juni 2018).

6 Ein aktuelles Handbuch versammelt Forschungsdiskussionen und ‚Klassiker‘ an einem Ort und bietet damit einen hervorragenden Überblick: Robert Feustel/Henning Schmidt-Semisch/Ulrich Bröckling (Hgg.): *Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Wiesbaden 2019.

Gesellschaft skizzieren. Der zweite Teil sucht nach Anregungen und Anschlussstellen, die die Forschungslandschaft bereitgestellt hat. Dabei stellt sich die Frage, von welchen Standpunkten aus bislang Rauschgeschichte betrieben wurde und welche historischen Zusammenhänge und gesellschaftlichen Ordnungen dabei in den Blick gerieten. Im Anschluss daran loten wir dann Möglichkeiten aus, Rauschgeschichte als Körpergeschichte zu schreiben. Zunächst geht es um die Kontexte des Rauschs und um das Problem, wie diese gewinnbringend perspektiviert werden können. Wo, also für welche Kontexte, hat die Forschung die Problematisierung und Produktion von Rausch untersucht und welche Akteure, Effekte und Kollektive standen dabei im Fokus? Dann befassen wir uns eingehender mit dem Problem, wie Rausch als Praxis und Körpertechnik perspektiviert worden ist und werden kann. Dabei greift der Beitrag Vorschläge und Konzepte auf, die im Rahmen der Geschichte der Gefühle, des Körpers und des Selbst, aber auch in praxistheoretischen und anthropologischen Debatten entwickelt wurden und zum Tragen kamen. Den Artikel beschließt ein Ausblick, der den Blick auf Facetten und mögliche Themenfelder einer Geschichte von Rauschkörpern im 19. und 20. Jahrhundert lenken und richten möchte.

## Erzählungen. Geschichten des Rauschs in der Moderne

„Nun gibt es leider keine Geschichte des Rausches, die über eine Geschichte der Trunkenheit oder die der ‚künstlichen Paradiese‘ hinausging.“ Diese Diagnose stellten die Historiker Árpád von Klimó und Malte Rolf zu Recht in der Einleitung des 2006 publizierten Sammelbandes *Rausch und Diktatur*.<sup>7</sup> Historiographische Auseinandersetzungen mit Rausch und Ekstase in westlich-modernen Gesellschaften fokussieren noch immer weitgehend substanzinduzierte Rauschzustände.<sup>8</sup> Sportliche Rauschzustände, religiö-

---

7 Árpád von Klimó/Malte Rolf: „Rausch und Diktatur. Emotionen, Erfahrungen und Inszenierungen totalitärer Herrschaft.“ In: Dies. (Hg.): *Rausch und Diktatur. Inszenierung, Mobilisierung und Kontrolle in totalitären Systemen*. Frankfurt/Main 2006, S. 11-43, hier S. 12.

8 Insbesondere in den letzten Jahren erfuhr die historisch orientierte Auseinandersetzung mit Drogengebrauch einen leichten Aufwind, wobei Rauschzustände in diesen Auseinandersetzungen mitunter nur peripher von Bedeutung sind. Siehe u.a. Detlef Briesen: *Drogenkonsum und Drogenpolitik in Deutschland und in den USA. Ein historischer Vergleich*. Frankfurt/Main 2007; Feustel, *Grenzgänge*; Florian Schlekking: „Drogen, Selbst, Gefühl. Psychedelischer Drogenkonsum in der Bundesrepublik Deutschland um 1970.“ In: Pascal Eitler, Jens Elberfeld (Hgg.), *Zeitgeschichte des Selbst. Politisierung – Therapeutisierung – Emotionalisierung*. Bielefeld 2015, S. 293-326; Ders. „Psychedelic Fears. Drug Use as an Emotional Practice in West Germany around 1970.“ In: *Storicamente* 11, 24 (2015), URL:

se Ekstasen, spirituelle Trancezustände, Geschwindigkeits- oder auch Gewaltträusche sind bisher nur selten zum Gegenstand historisch orientierter Untersuchungen erhoben worden.<sup>9</sup>

Einige Studien argumentieren mit Gegenüberstellungen einer nüchternen, versachlichten, rationalen und dadurch rauschfeindlichen Moderne, der sie vormoderne und nicht-westliche Gesellschaftsformen gegenüberstellen, welche Rauschmitteln und Rauschtechniken zugeneigter gewesen seien und sie in Alltag und Kultus/Riten integrierten. Untersuchungen dieser Art rufen Modernisierungsnarrative auf, die einen fundamentalen Rationalisierungsprozess festhalten, der sich nicht zuletzt in den Sphären von Sexualität, Religion oder auch Konsum abspielte. Mit fortschreitender ‚Zivilisierung‘ sei eine ganze Reihe an Rausch- und Ekstasezuständen unter die (Selbst-)Kontrolle moderner Subjekte gebracht oder an Gesellschaftsränder gedrängt worden. Dieses Selbstbild hat nicht nur eine bedeutende Wirkmacht auf die historischen Entwicklungen in den westlichen und in den nicht-westlichen Gesellschaften ausgeübt – man denke zum Beispiel an den Kolonialismus –, sondern auch den wissenschaftlichen Blick auf entrückte Körperzustände mitgeformt. Unter Rekurs auf Max Webers „Entzauberung der Welt“ und seine „protestantische Ethik des Kapitalismus“ sowie Norbert Elias Überlegungen zum „Prozess der Zivilisation“ werden Rausch, Ekstase und Trance häufig als inkompatibel mit den ans westliche Subjekt herangetragenen Anforderungen beschrieben und in der Konse-

---

[http://storicamente.org/schleking\\_drug\\_history](http://storicamente.org/schleking_drug_history) (letzter Zugriff am 19. Juni 2018); Robert Stephens: *Germans on Drugs. The Complications of Modernization in Hamburg*. Ann Arbor 2007; Jakob Tanner: „Kurze Geschichte und Kritik der Drogenprohibition im 20. Jahrhundert.“ In: *zeitenblicke* 8, 3 (2009); Ders.: „‘Doors of perception’ versus ‚Mind control‘. Experimente mit Drogen zwischen kaltem Krieg und 1968.“ In: Birgit Giesecke et al. (Hgg.), *Kulturgeschichte des Menschensversuchs im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/Main 2009, S. 340-372; Magaly Tornay: *Zugriffe auf das Ich. Psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz, 1945-1980*. Tübingen 2016; Klaus Weinbauer: „Heroin Szenen in der Bundesrepublik Deutschland und in Großbritannien der siebziger Jahre. Konsumpraktiken zwischen staatlichen, medialen und zivilgeschichtlichen Einflüssen.“ In: Sven Reichardt, Detlef Siegfried (Hg.), *Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa, 1968-1983*. Göttingen 2010, S. 244-264; Ders.: „The End of Certainties. Drug Consumption and Youth Delinquency in West Germany.“ In: Axel Schildt, Detlef Siegfried (Hgg.), *Between Marx and Coca-Cola. Youth Cultures in Changing European Societies, 1960-1980*. New York, Oxford: 2007, S. 376-397; Michael Schetsche/Renate-Berenike Schmidt (Hgg.): *Rausch, Trance, Ekstase. Zur Kultur psychischer Ausnahmezustände*. Bielefeld 2016.

<sup>9</sup> Ausnahmen hiervon bilden: Nils Freytag/Diethard Sawicki: *Wunderwelten. Religiöse Ekstase und Magie in der Moderne*. München 2006; Marcus Hahn/Erhard Schüttpelz (Hgg.): *Trancemedien und Neue Medien um 1900. Ein anderer Blick auf die Moderne*. Bielefeld 2009; Erhard Schüttpelz: *Die Moderne im Spiegel des Primitiven. Weltliteratur und Ethnologie (1870-1960)*. München 2005.

quenz mehr oder weniger weitreichend an die Peripherie moderner Gesellschaften verbannt oder gar in ‚vormoderne‘ Zeiten und Territorien ausgelagert. Dies soll im Folgenden kursorisch für den Umgang mit religiösen Ekstasen und für substanzinduzierte Rauschzustände ausgeführt werden.

Vor dem Hintergrund der mit der westlichen Moderne verbundenen Prozesse der Rationalisierung bürgerlicher Lebenswelten haben Historiker\*innen Phänomene wie Magie, Aberglauben und Mystik häufig als nicht zugehörig zu westlich-modernen Gesellschaften verstanden. Laut Nils Freytag und Diethard Sawicki habe „die Geschichtsschreibung zum bürgerlichen Zeitalter Modernisierung und Entzauberung der Welt zumeist stillschweigend gleichgesetzt [...]. Ein Dasein, das nicht im Sinne Webers entzaubert ist, kann der Mehrzahl der Historiker nicht als modern gelten.“<sup>10</sup> Dabei leb(t)en auch in westlich-modernen Gesellschaften der Glaube an Magie, Mystik und Wunder – wie man zum Beispiel an der Geschichte des Evangelikalismus in den USA, aber auch in europäischen Ländern sehen kann – weiter fort.<sup>11</sup> Mitunter brachte die moderne Ausrichtung auf Rationalität und Wissenschaftlichkeit auch neue Formen der Spiritualität und des Okkulten hervor.<sup>12</sup> In einigen dieser Kontexte bildeten Ekstatisierung und Berausung einen wesentlichen Bestandteil religiöser Praktiken.<sup>13</sup> Hoch emotionale und ekstatische Erfahrungen bildeten einen zentralen Bestandteil des *Decision Day* in evangelikalen Sonntagsschulen.<sup>14</sup> In Bayern stellte „ekstatische Frömmigkeit“ um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein verbreitetes Phänomen dar.<sup>15</sup> Und in etwa zur gleichen Zeit wurde die „ekstatische Jungfrau“ Maria von Mörl in

---

10 Nils Freytag/Diethard Sawicki: „Verzauberte Moderne. Kulturgeschichtliche Perspektiven auf das 19. und 20. Jahrhundert.“ In: Dies. (Hgg.), *Wunderwelten*, S. 7-24, hier S. 12f.

11 David Ellis: „Erweckungsbewegung und Rationalismus im vormärzlichen Brandenburg und Pommern.“ In: Freytag/Sawicki, *Wunderwelten*, S. 53-82; Ian M. Randall, „Evangelical Spirituality, Science, and Mission. A Study of Charles Raven (1885-1964); Regius Professor of Divinity, Cambridge University.“ In: *Anglican and Episcopal History* 84, 1 (März 2015), S. 20-48.

12 Freytag, Sawicki: „Verzauberte Moderne“, S. 15f.

13 Wayne Flynt: „Religion for the Blues. Evangelicalism, Poor Whites, and the Great Depression.“ In: *The Journal of Southern History* 71, 1 (Februar 2005), S. 3-38, hier S. 7.

14 Matthew Bowman: „Antirevivalism and Its Discontents. Liberal Evangelicalism, the American City, and the Sunday School, 1900-1929.“ In: *Religion and American Culture* 23, 2 (Sommer 2013), S. 262-290, hier S. 276.

15 Bernhard Gissibl: „Zeichen der Zeit? Wunderheilungen, Visionen und ekstatische Frömmigkeit im bayerischen Vormärz.“ In: Freytag/Sawicki (Hgg.): *Wunderwelten*, S. 83-114.

Südtirol zu einem Anziehungspunkt für tausende Menschen.<sup>16</sup> Religiöse Ekstasen und spirituelle Trancezustände bildeten also auch in der Geschichte westlich-moderner Gesellschaften Phänomene, die Einfluss auf Prozesse der Subjektkonstitution und der Vergesellschaftung ausübten und wissenschaftliche wie gesellschaftliche Debatten anreizten.<sup>17</sup>

Auch in Auseinandersetzungen mit der modernen Geschichte des Rauschmittelgebrauchs wird Rausch zumeist an den Rändern westlicher Gesellschaften verortet. Geschichten berauschter Körper werden häufig aus einer Perspektive der Delinquenz und des staatlichen Umgangs mit dem ‚Drogenproblem‘ erzählt. Den Hintergrund bilden hier die das 20. Jahrhundert durchziehenden staatlichen Politiken der Illegalisierung und Kriminalisierung des Anbaus, Handels und Konsums einiger berauscher Substanzen,<sup>18</sup> die seit Ende des 19. Jahrhunderts bestehende enge Kopplung von Rausch an Sucht und Abhängigkeit<sup>19</sup> sowie der von zahlreichen Vereinen, Arbeiterorganisationen, religiösen Zusammenhängen oder medizinischen Vereinigungen geführten Kampagnen gegen Alkohol und andere Rauschmittel.<sup>20</sup> Damit beleuchten diese Arbeiten wichtige Facetten der Geschichte des Rauschmittelgebrauchs. Allerdings kommen berauschte Körper selten als Mitwirkende vor, die die Ausgestaltung und Konfiguration moderner Prozesse der Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung mitgestaltet und geformt haben, sondern geraten zumeist als ‚Problem‘ westli-

---

16 Nicole Priesching: „Katholische Führungspersönlichkeiten zu Besuch bei der Ekstatikerin Maria von Mörl.“ In: Freytag/Sawicki (Hgg.): *Wunderwelten*, S. 115-142, hier S. 115.

17 Wesentliche Beiträge zu historischen Modellen religiöser Erfahrungen stammen von Ann Taves: *Religious Experience Reconsidered. A Building-Block Approach to the Study of Religion and Other Special Things*. Princeton 2011; Dies.: *Fits, Trances, & Visions. Experiencing Religion and Explaining Experience from Wesley to James*. Princeton 1999.

18 David T. Courtwright: *Forces of Habit. Drugs and the Making of the Modern World*. Cambridge et al. 2002, S. 4f.; Aldo Legnaro: „Vier Säulen der Ratlosigkeit? Zur Drogenpolitik in der späten Moderne.“ Vortrag auf der 52. Fachkonferenz der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen in Leipzig am 19.11.2012, S. 2, URL: <https://www.bewaehrungshilfe.de/wp-content/uploads/2013/07/2012-11-19-Dr-Legnaro-Vier-S%C3%A4ulen-der-Ratlosigkeit-Zur-Drogenpolitik-in-der-sp%C3%A4ten-Moderne.pdf> (letzter Zugriff am 6. Juni 2018).

19 Feustel: *Grenzgänge*, S. 197, Charles F. Levinthal: *Drugs, Behavior and Modern Society*. Needham Heights 1996, S. 8; Svenja Korte: *Rauschkonstruktionen. Eine qualitative Interviewstudie zur Konstruktion von Drogenrauschwirklichkeit*. Wiesbaden 2007, S. 81.

20 Briesen: Drogenkonsum; Weinbauer: „End“; Jan-Henrik Friedrichs: *Urban Spaces of Deviance and Rebellion. Youth, Squatted Houses and the Heroin Scene in West Germany and Switzerland in the 1970s and 1980s*. Diss. Univ. of British Columbia, Vancouver: 2013.

cher Gesellschaften in den Blick, dem diese mittels Repression, Prävention und Therapie begegnen.

Insbesondere Untersuchungen, die mehrere Jahrhunderte in den Blick nehmen und die Einstellungen zu und den Umgang mit Rauschmitteln in unterschiedlichen historischen (westlichen) Gesellschaftsformationen neben einander stellen, um große Entwicklungslinien im Umgang mit berauschenden Substanzen herauszuarbeiten, beschreiben die westliche Moderne als rauschfeindlich.<sup>21</sup> Im Mittelalter sei der reichhaltige und oftmals exzessive Genuss alkoholischer Getränke in das Leben der überwiegenden Mehrheit der Menschen integriert gewesen, das Berauschen habe auch sakralen Charakter aufgewiesen und der Rausch sei „um seiner selbst Willen“ geschätzt und gesucht worden.<sup>22</sup> Seit der Frühen Neuzeit wären dann berauschte und ekstatische Körperzustände zunehmend als mangelnde Affektkontrolle<sup>23</sup> und darüber vermittelt als Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung kritisiert worden. Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen wie dem Aufstieg des Frühkapitalismus seien die Menschen vor die Aufgabe gestellt gewesen, ihre emotionalen Regungen, ihre Affekte und ihre Verhaltensweisen einer gesteigerten Selbstkontrolle und -disziplinierung zu unterwerfen. In diesem Kontext sei Rausch zunehmend als Zeichen der Inkompatibilität des Berauschten mit der im Aufstieg befindlichen (früh-)kapitalistischen Gesellschaftsformation verstanden worden.<sup>24</sup> Im Zuge dieser Entwicklung sei Alkohol einerseits zunehmend durch Getränke wie Tee und Kaffee substituiert worden, denen positive Effekte auf das bürgerliche Subjekt zugeschrieben wurden und die deshalb im Gegensatz zum Alkohol als kompatibel mit der (früh-)kapitalistischen Ordnung galten.<sup>25</sup> Andererseits habe der Alkoholkonsum eine fundamentale Neuausrichtung erfahren und zunehmend eine Entlastungsfunktion übernommen, um den selbstdisziplinierten Subjekten Erleichterung zu verschaffen.<sup>26</sup> Zudem hätten moderne westliche Gesellschaften neuartige Rauschformen hervorgebracht, um verworfene

---

21 Feustel: „Unspoken Thing“, S. 8.

22 Zitiert nach Korte: *Rauschkonstruktionen*, S. 71.

23 Vgl. Marcus Otto/Andreas Weiß (Hgg.), *Affektkontrolle* (Body Politics 5, 8, 2017).

24 Sabine Hollewedde/Arnold Schmieder: „Rausch – oder: An der Peripherie der/des Anderen von Vernunft und Ordnung.“ in: Burkhard Kastenbutt/Aldo Legnaro/Arnold Schmieder (Hgg.): *Rauschdiskurse. Drogenkonsum im gesellschaftlichen Wandel* (Jahrbuch Suchtforschung, Bd. 8). Münster 2016, S. 29-74, hier S. 33f.; Aldo Legnaro: „Drogenkonsum und Verhaltenskontrolle in der Sozialgeschichte Europas.“ In: Kastenbutt/Legnaro/Schmieder (Hgg.): *Rauschdiskurse*, S. 11-28, hier S. 12f.

25 Korte: *Rauschkonstruktionen*, S. 73; Legnaro: „Drogenkonsum“, S. 16.

26 Korte: *Rauschkonstruktionen*, S. 15f., S. 74f.

und marginalisierte Rauschformen zu ersetzen.<sup>27</sup> Da sich das Erleben der neuartigen Rausch- und Ekstasearten jedoch auch unter dem Gebot der Selbstkontrolle zu vollziehen hätte, werden diese modernen Rauschformen als von der Moderne eingehegt und domestiziert verstanden und vor diesem Hintergrund mitunter kritisch beäugt.<sup>28</sup>

Dem gegenüber stehen Arbeiten, die eine Vervielfältigung von Rauschtechniken und Rauschmitteln und eine gesteigerte Beschäftigung mit ihnen – zuvorderst mit denjenigen Substanzen, die Drogen genannt werden – seit dem 19. Jahrhundert nachzeichnen. David Courtwright spricht in *Forces of Habit. Drugs and the Making of the Modern World* gar von einer „psychoaktiven Revolution“, welche die Ausbreitung und Verfeinerung von Kaffee, Tee, Alkohol und Tabak auf der einen, Opium, Cannabis und Coca auf der anderen Seite bewirkt habe.<sup>29</sup> Wie Wolfgang Schivelbusch schon früher festgehalten hat, war die Verquickung von Kolonialismus, Welthandel, Industrialisierung und Kapitalismus die treibende Kraft für die globale Vermehrung und Verstreuung von „Genussmitteln“ und Rauschtechniken.<sup>30</sup> Sie war aber zugleich verbunden mit Projekten des *state, nation* und *empire building*, der missionarischen und politischen ‚Zivilisierung‘ migranischer und anderer *communities* sowie der Sozial- und Selbstdisziplinierung der Arbeiterklassen und der (Wieder-)Herstellung produktiver Körper. Bei alledem rückten zunächst insbesondere Branntwein und Opium ins Fadenkreuz der Menschenführung, so dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur älteren Moralisierung nun auch eine stärkere Politisierung, Illegalisierung und Stigmatisierung des Rauschmittelvertriebs und -konsums einsetzte.

Parallel zu diesem biopolitischen Gefüge etablierte sich unter englischen, französischen, amerikanischen und deutschen Gelehrten seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine literarisch-medizinische Auseinandersetzung mit den „künstlichen Paradiesen“ (Charles Baudelaire) des Drogenrauschs. Im Fokus standen der transgressive Nutzen und die pathologischen Wirkungen auf das menschliche Bewusstsein. Rausch entwickelte sich in diesen intellektuellen-Kreisen zum Mittel der Selbstentdeckung des modernen Subjekts. Gleichzeitig sind Rausch und Rauscherfahrungen, wie Robert Feustel argumentiert, grundlegend an die Entstehung des modernen Subjektes gebunden. Die Konstitution eines mit einem vernünftigen

---

27 Ebd., S. 108.

28 Bruns: „Sehnsucht“, S. 95.

29 Courtwright: *Forces*.

30 Wolfgang Schivelbusch: *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel*. Frankfurt/Main 1990.

Bewusstsein ausgestatteten, sich seiner/s Selbst(s) bewussten Subjektes hat Rausch in seinen modernen Formen überhaupt erst hervorgebracht.<sup>31</sup>

Während bisherige Arbeiten zweifellos wichtige Erkenntnisse zur Geschichte moderner Gesellschaften geliefert haben, möchten wir im Folgenden dafür plädieren, sich verstärkt auch den produktiven Aspekten von Rausch- und Ekstasekörpern zuzuwenden. In den letzten Jahren sind bereits einige Arbeiten entstanden, die sich mit der Bedeutung von Drogengebrauch für die Ausbildung einer globalen Konsumgesellschaft, der Verwendung psychoaktiver Substanzen in Psychiatrie oder Psychopharmakologie oder den zumindest partiell auf gesellschaftlichen Wandel abzielenden Gebrauch von Rauschmitteln in westlichen Gegenkulturen der 1960er und 1970er Jahre beschäftigt haben.<sup>32</sup> Allerdings bleiben dabei die konkreten Praktiken des Berausehens, das ihnen zugrundeliegende Wissen und die sozialen Effekte dieser Praktiken häufig mehr oder weniger unbeachtet. Mittels einer solchen Neujustierung der Untersuchungsperspektive rückt verstärkt in den Fokus, inwieweit Rausch, Trance und Ekstase westliche Gesellschaften und ihre Subjekte mitgeformt haben.

## Forschungen. Rausch und Moderne

Die Forschungsarbeiten zu Rausch im 19. und 20. Jahrhundert stammen aus einer Reihe wissenschaftlicher Disziplinen. Trotz aller Schnittmengen und Überlappungen zwischen den Ansätzen und Wissenschaftszweigen, die sich der (modernen) Rauschgeschichte widmen, hat sich bis dato kein gemeinsames und gut bestelltes Forschungsfeld herausgebildet. Literaturwissenschaften und Ethnologie stellten in diesem Zusammenhang lange die nächstgelegenen und vielleicht produktivsten Anschlussmöglichkeiten für die Rauschgeschichte bereit, dicht gefolgt von Soziologien abweichenden Verhaltens. In jüngerer Zeit haben besonders die Wissenssoziologie und Wissenschaftsgeschichte der *psy disciplines* diese Rolle übernommen.

Die Repräsentation von Rausch und Ekstase in Kunst und Literatur ist alles in allem bisher am Ausführlichsten erforscht. Im Vordergrund der Arbeiten stehen Autoren und ihre Darstellungen von Rauscherfahrungen

---

31 Feustel: *Grenzgänge*, S. 10-12.

32 David Farber: „The Intoxicated State/Illegal Nation. Drugs in the Sixties Counterculture.“ In: Peter Braunstein/Michael William Doyle (Hgg.): *Imagine Nation. The American Counterculture of the 1960s and '70s*. London/New York 2002, S. 17-40; W. J. Rorabaugh: *American Hippies*. Cambridge 2015; Stephens: *Germans*; Tornay: *Zugriffe*; Tanner: „Doors“.

seit dem 19. Jahrhundert. Untersucht werden sie zumeist anhand einer Reihe bekannter Schriftsteller und Texte, die gewissermaßen einen Kanon der Drogenliteratur ergeben – vom „Opiummesser“ Thomas de Quincey, über Gautier und Baudelaire, Walter Benjamin, Ernst Jünger und Henri Michaux bis hin zu den Beat-Poeten und Aldous Huxley, mal mit, mal ohne William Burroughs.<sup>33</sup> Die Untersuchungen gewähren gelungene Einblicke in Schilderungen, Protokolle und auch Sinnbilder von den „künstlichen Paradiesen“. Sie zeichnen nach, dass und wie sich die Einnahme außer-gewöhnlicher Substanzen und das Schreiben über ihre Wirkungen zu einem Mittel von Selbsterkenntnis und „Selbstbespiegelung“ entwickelte – zumindest in Künstlerkreisen.<sup>34</sup> Literaturhistorische Arbeiten untersuchen Rauschkörpergeschichte also auf der Ebene von Repräsentationen, Schreibweisen und Subjektverständnissen. In diesem Punkt treffen sie sich mit wissensgeschichtlichen Arbeiten. Beide Zugänge heben die fließenden Grenzen und Vermischungen zwischen Literatur und Naturwissenschaft hervor, die Drogen- und Rauschwissen in der Moderne kenn- und auszeichnete. Im Zentrum stehen dabei entweder die individuelle Wahrnehmung und Erfahrung des ästhetischen Subjekts, seine Traum- und Weltbilder oder Erklärungsversuche für Rauscherlebnisse. Was bislang zu kurz gekommen ist, sind die gesellschaftlichen Umstände und historischen Kontexte einerseits, die Rauschpraktiken andererseits.

Anthropologie und Ethnologie der Religion beschäftigten sich schon seit ihrer Begründung mit Rauschritualen und Trancepraktiken und bieten damit wertvolle Untersuchungswerkzeuge und Befunde über Rauschkulturen.<sup>35</sup> Schwerpunkte waren und sind hier außereuropäische Gesellschaften, Religionen oder Kulte im Allgemeinen, sowie die kulturelle bzw. gesellschaftliche Integrationsfunktion von Ritualen im Speziellen.<sup>36</sup> Diese Betrachtungsweise kennzeichnete auch die funktionalistische Soziologie von Marcel Mauss und Émile Durkheim, auf deren Wert für

---

33 Stephan Resch: *Provoziertes Schreiben. Drogen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, Frankfurt/Main 2007; Martin Tauss: *Rausch - Kultur – Geschichte. Drogen in literarischen Texten nach 1945*. Innsbruck 2005; Marcus Boon: *The Road of Excess. A History of Writers on Drugs*. Cambridge, Mass. 2002; Alexander Kupfer: *Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik. Ein Handbuch*. Stuttgart 1996; Ders.: *Göttliche Gifte. Kleine Kulturgeschichte des Rausches seit dem Garten Eden*. Stuttgart 1996.

34 Feustel: *Grenzgänge*, S. 142-148.

35 Überblick bei Bettina E. Schmidt: *Einführung in die Religionsethnologie. Ideen und Konzepte*. Berlin 2015; weiterführende Perspektiven in Dies.: *Spirits and Trance in Brazil. An Anthropology of Religious Experience*. London 2017.

36 Nach wie vor grundlegend: Mary Douglas: *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt/Main 1998, insb. S. 111-123.

eine Erforschung ekstatischer Kollektivkörper etwa Thomas Alkemeyer und jüngst noch einmal Heike Delitz hingewiesen haben.<sup>37</sup> Die beiden ‚klassischen‘ Vertreter französischer Sozialwissenschaften hatten eine größere Nähe zur Kultur- und Sozialanthropologie und maßen konkreten Körpertechniken (Mauss) und rauschhafter, religiöser Vergemeinschaftung (Durkheims ‚Efferveszenz‘) einen höheren Stellenwert zu, als es etwa ihre deutschsprachigen Counterparts Max Weber und Georg Simmel taten.

Ins Zentrum dieser Perspektive rücken affektive Gruppenerlebnisse, die Durkheim als „kollektive Efferveszenzen“ beschreibt und Delitz folgendermaßen zusammenfasst: „In der rituellen gemeinsamen Bewegung, im Tanzen, im Schreien, in der Steigerung affektiver Zustände etwa in Zeremonien erleben die Individuen das Kollektiv an sich, die gemeinsam erzeugte Kraft.“<sup>38</sup> Wie die Gruppenekstase jeweils interpretiert wird, sei sozial wie historisch überaus variabel – so wurde sie etwa als Kontaktaufnahme mit dem Transzendenten, Eintauchen in menschliche Grundbedürfnisse oder Einsicht in den Evolutionsprozess gewertet. Musik, Tanz, Drogengebrauch und seine funktionalen Äquivalente erweisen sich so als Praxen, die Gruppengefühle produzieren und soziale Ordnung (re-)produzieren.<sup>39</sup> Die gemeinschaftsstiftende Funktion solcher Körperpraktiken haben in jüngerer Zeit Forscher\*innen im Anschluss an die Soziologie Michel Maffesolis durchleuchtet, indem sie wiederkehrende Inszenierungen von Ausnahmesituationen wie den rheinischen Karneval erkunden<sup>40</sup> oder auch die fluiden und situationalen „tribes/Stämme der Gegenwart“ erfassen, die sich beispielsweise in der Ecstasy-gestützten Technoszene finden ließen.<sup>41</sup>

---

37 Zum Folgenden vgl. Heike Delitz: „Kollektive Efferveszenz, Kollektiv- und Subjektwerden. Soziologie der Drogen in und mit der Perspektive Durkheims“. In: Feustel/Schmidt-Semisch/Bröckling (Hgg.): *Handbuch*, S. 195-208; Thomas Alkemeyer: „Keeping together in Time.‘ Über bewegte Gemeinschaften, Lust und Rausch in modernen Gesellschaften“. In: Uhlig/ Thiele (Hgg.): *Rausch*, S. 23-51; Alexander Leistner/Thomas Schmidt-Lux: „Konzentriertes Fallenlassen. Ansätze einer Soziologie kollektiver Ekstase“. In: Annette Schnabel/Rainer Schützeichel (Hgg.): *Emotionen, Sozialstruktur und Moderne*. Wiesbaden 2012, S. 317-333.

38 Delitz: „Kollektive Efferveszenz“, S. 198.

39 Für instruktive medienanthropologische Reflektionen und Analysen von Trancepraktiken und ihren Öffentlichkeiten im heutigen Marokko siehe Martin Zillinger: „Graduated Publics. Mediating Trance in the Age of Technical Reproduction“. In: *Current Anthropology* 58, Supplement 15 (2017), S. 41-55; Ders.: *Die Trance, das Blut, die Kamera. Trance-Medien und Neue Medien im marokkanischen Sufismus* (Locating Media/Situierte Medien, Bd. 1). Bielefeld 2014.

40 Yvonne Niekrenz: *Rauschhafte Vergemeinschaftungen. Eine Studie zum rheinischen Straßenkarneval*. Wiesbaden 2011.

41 Alkemeyer: Keeping Together; Delitz, Kollektive Efferveszenz; zur Diskussion um eine neovitalistische „Lebenssoziologie“ im Anschluss an Maffesoli, Deleuze und Ba-

Im Vergleich zu den genannten Fachdisziplinen haben Historiker\*innen dem Thema Rausch bislang keinen festen Platz eingeräumt, sondern vor allem unter vier Aspekten beleuchtet: Als erstes stechen Geschichten der Drogenpolitik im 19. und 20. Jahrhundert ins Auge.<sup>42</sup> Drogenpolitik umfasst in diesen Arbeiten die Regulierung von Rauschmitteln, die Reglementierung ihres Handels und die Bekämpfung der ihnen zugerechneten Krankheiten medizinischer oder auch moralischer Art. Die Entwicklung dieser Regime wird sowohl von ‚oben‘ unter die Lupe genommen – also über Gesetzgebung, Prohibitionsstrategien und Repressionsmaßnahmen –, als auch von ‚unten‘ rekonstruiert, etwa durch die Sozialgeschichte bürgerlicher oder sozialistischer Temperenz- und Abstinenzbewegungen.<sup>43</sup> Berauschte Körper treten hier als gesellschaftliche Problemherde und Träger politischer Projekte auf. Als Ziel dieser Projekte und Strategien hervorgehoben werden dabei: die Elendsbekämpfung, die Sicherung und Steigerung ökonomischer Produktivität, die Durchsetzung einer ‚zivilisierten‘, rationalen Lebensführung und Moral, die Etablierung der Gesundheitsfürsorge, nicht selten aber auch Fragen persönlicher und politischer Selbstbestimmung. In jüngerer Zeit mehren sich Studien, die untersuchen, wie Alkohol und Narkotika, legale und illegalisierte Drogen unter biopolitischen Vorzeichen problematisiert wurden.<sup>44</sup> Diese haben herausarbeiten können, wie wissenschaftliches, insbesondere medizinisches und psychiatrisches Wissen seit den 1880er Jahren in den Diskursen um Drogenkonsum und Rauscherscheinungen an Einfluss gewann. Jenes Wissen wurde erfolgreich von sittlichkeitsreformerischen Bestrebun-

---

taille siehe die Beiträge in Heike Delitz/Frithjof Nungesser/Robert Seyfert (Hgg.): *Soziologien des Lebens. Überschreitung - Differenzierung - Kritik*. Bielefeld 2018.

42 Briesen: *Drogenkonsum*; Tilmann Holzer: *Die Geburt der Drogenpolitik aus dem Geist der Rassenhygiene. Deutsche Drogenpolitik von 1933 bis 1972*. Norderstedt 2007; James H. Mills: *Cannabis Britannica. Empire, Trade, and Prohibition 1800 – 1928*. Oxford 2003; Ders.: *Cannabis Nation. Control and Consumption in Britain, 1928 – 2008*. Oxford 2013; Toby Seddon: *A History of Drugs. Drugs and Freedom in the Liberal Age*. New York 2010.

43 Die Sozial- und Kulturgeschichte des Alkoholkonsums bis ins Deutsche Kaiserreich hat Hasso Spode schon früh und programmatisch erschlossen: Hasso Spode: *Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland*. Wiesbaden 1993; vgl. Judith Große/Francesco Spöring/Jana Tschurenev (Hgg.): *Biopolitik und Sittlichkeitsreform. Kampagnen gegen Alkohol, Drogen und Prostitution 1880 – 1950* (Globalgeschichte, Bd. 18). Frankfurt/Main 2014.

44 Jana Tschurenev/Francesco Spöring/Judith Große: „Einleitung: Sittlichkeitsreform, Biopolitik und Globalisierung“. In: Dies. (Hgg.), *Biopolitik*, S. 7-46; Martin Lengwiler: „Im Zeichen der Degeneration: Psychiatrie und internationale Abstinenzbewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert“. In: Ebd., S. 85-110; Francesco Spöring: „‘Du musst Apostel der Wahrheit werden’: Auguste Forel und der sozialhygienische Antialkoholdiskurs, 1886-1931“. In: Ebd., S. 111-144. Siehe auch die Beiträge von Rindlisbacher/Locher und Walter in diesem Heft.

gen adaptiert, sodass sich hier Moralisierung und Medikalisierung des Rausches miteinander verquickten.

Daneben steht zweitens die Erforschung kollektiver Räusche in Diktaturen, zu der etwa Árpád von Klimó und Malte Rolf angeregt haben.<sup>45</sup> Diese untersucht, inwiefern die Förderung und Inszenierung von Rausch und Exzess eine integrative und systemstabilisierende Rolle erfüllte oder zugemessen bekam. Forscher\*innen fragen, wie in der politischen Kommunikation oder zu öffentlichen Anlässen bestimmte Gefühlsbekundungen eingefordert, verwendet oder aufgeführt wurden. Dazu zählen etwa der ‚Enthusiasmus‘ für die Partei oder überschwängliche Liebesbekundungen zum ‚Führer‘ auf Paraden, Parteitag und Gedenkfeiern. Das schließt einerseits an Studien zu medialer Propaganda, zu politischen Bewegungen und zur Eigendynamik von ‚Massen‘ an. Andererseits lassen sich diese Arbeiten mit Studien zur sozialen Funktion kollektiver Efferveszenzen zusammenbringen. Unter diesem Blickpunkt werden ekstatische Gruppenerfahrungen als Vehikel politischer Mobilisierung, Bindung und Herrschaftssicherung begriffen und beforscht. Räusche und die Praktiken, die sie hervorrufen, erweisen sich in dieser Sicht als wirkungsvolle Instrumente der Menschenführung und Gemeinschaftsstiftung.

Arbeiten zu Drogen, Delinquenz und Protest widmen sich, drittens, der Konstruktion und Stigmatisierung von deviantem und kriminellem Verhalten, etwa in der Geschichte des Drogengebrauchs und ‚Drogenproblems‘.<sup>46</sup> Alternativ oder ergänzend untersuchen sie das Gegenstück, nämlich die Pflege eines bestimmten, von der Mehrheitsgesellschaft verworfenen kulturellen Stils als Geste oder Praxis des Protests oder Widerstands.<sup>47</sup> Damit stehen sie in der Nähe oder Tradition von *Cultural Studies*, Soziologie abweichenden Verhaltens und kritischer Sozialgeschichte. Besonders anregend und traditionsstiftend waren dabei zwei soziologische ‚Klassiker‘, die frühzeitig die Rituale, Stile, Vergemeinschaftungsformen und Abgrenzungsstrategien drogenaffiner Subkulturen herausgearbeitet haben: Howard S. Beckers *Outsiders* und Paul Willis *Profane Culture*.<sup>48</sup>

---

45 Zum Folgenden siehe von Klimó/Rolf: „Rausch und Diktatur“.

46 Als Auftakt gelten kann hier die medizinisch-historische Zusammenarbeit von René Renggli/Jakob Tanner: *Das Drogenproblem. Geschichte, Erfahrungen, Therapiekonzepte*. Berlin [u.a.] 1994.

47 Vgl. Friedrichs: *Urban Spaces*; Weinbauer: „End“; Ders./Detlef Briesen (Hgg.): *Jugend, Delinquenz und gesellschaftlicher Wandel. Bundesrepublik Deutschland und USA nach dem Zweiten Weltkrieg*. Essen 2007.

48 Howard S. Becker: *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Frankfurt/Main 1973; Paul Willis: *Profane Culture. Rocker, Hippies. Subversive Stile der Jugendkultur*. Frankfurt/Main 1978; Paul Willis: „The Cultural Meaning of Drug Use“. In: Stuart Hall/Tony Jefferson (Hgg.): *Resistance through Rituals. Youth Subcultures*

Für die deutschsprachige Zeitgeschichte hat Jakob Tanner auch diesem Forschungsfeld den Weg bereitet.<sup>49</sup> Darüber hinaus haben Artikel, Sammelbände und Monographien von Klaus Weinbauer, Detlef Briesen, Tilman Holzer und stadtgeschichtlich ausgerichtete Tiefenbohrungen von Robert Stephens zu Hamburg und Jan-Henrik Friedrichs zu Heroinszenen in Berlin und Zürich solide Fundamente gelegt.<sup>50</sup> Die Forschungsarbeiten beleuchten und erklären unter anderem, wie sich soziale Gruppen von Drogenkonsumierenden im Wechselspiel von Fremdzuschreibung, Selbstentwürfen und Regierungsversuchen ausformten. Ein weiterer Interessensschwerpunkt liegt auf den urbanen Räumen, in denen zum Beispiel jugendliche Drogenkonsument\*innen interagierten oder polizeilichen Kontrollen unterworfen wurden. Politisierungsstrategien im weiteren Sinne stehen damit im Vordergrund der Studien, Rauschkörper treten letztlich unter politischen Vorzeichen und Gesichtspunkten – als soziales Problem, Protestmedium und Widerstandsträger – auf.

Einen anderen Weg schlagen Arbeiten aus dem Bereich der Wissensgeschichte ein. Heraus stechen in diesem Kontext die Arbeiten von Magaly Tornay, Jeannie Moser und Robert Feustel.<sup>51</sup> Die Studien eint die Frage,

---

in *Post-War Britain*. London 1975, S. 106-125.

- 49 Renggli/Tanner: *Drogenproblem*; Jakob Tanner: „Rauchzeichen. Zur Geschichte von Tabak und Hanf“. In: Thomas Hengartner/Christoph Maria Merki (Hgg.): *Tabakfragen. Rauchen aus kulturwissenschaftlicher Sicht*. Zürich 1996, S. 15-42; Ders.: „Cannabis und Opium“. In: Thomas Hengartner/Christoph Maria Merki (Hgg.): *Genußmittel. Ein kulturgeschichtliches Handbuch*. Frankfurt/Main/New York 1999, S. 195-227; Ders.: „Amerikanische Drogen - europäische Halluzinationen“. In: Ders./Angelika Linke (Hgg.): *Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa*. Köln/Wien/Weimar 2006, S. 267-288; Tanner: „Doors“.
- 50 Detlef Briesen: „Die Drogenwelle in der Bundesrepublik Deutschland in den frühen 70er Jahren. Beispiele, Verallgemeinerungen und ein Blick auf die Post-68er Generation“. In: Ders./Klaus Weinbauer (Hgg.): *Jugend*, S. 43-69; Friedrichs: *Urban Spaces*; Will Morris: „Spiel Appeal: Play, Drug Use and the Culture of 1968 in West Germany“. In: *Journal of Contemporary History* 49, 4 (2014), S. 770-793; Robert P. Stephens: „Drugs, Consumption, and Internationalization in Hamburg, 1960-1968“. In: David F. Crew (Hg.): *Consuming Germany in the Cold War*. Oxford/New York 2003, S. 179-209; Stephens: *Germans*; Klaus Weinbauer: „Drug Consumption in London and Western Berlin during the 1960s and 1970s. Local and Transnational Perspectives“. In: *Social History of Alcohol and Drugs* 20 (2006), S. 187-224; Ders.: „End“; Ders.: „Heroinszenen“.
- 51 Vgl. Feustel: *Grenzgänge*; Jeannie Moser: *Psychotropen. Eine LSD-Biographie*. Paderborn 2013; Dies.: „Selbstversuche. Die Experimentalisierung von Geist, Seele und Sinnen am eigenen Körper“. In: Michael Gamper (Hg.): *Experiment und Literatur. Themen, Methoden, Theorien*. Göttingen 2010, S. 384-404; Dies.: „Die Ordnung der Psychotropika. Drogistische Forschungsreisen ins Unbewusste“. In: Christina Braun/Dorothea Dornhof/Eva Johach (Hgg.): *Das Unbewusste. Krisis und Kapital der Wissenschaften. Studien zum Verhältnis von Wissen und Geschlecht*. Bielefeld 2009, S.

wie sich im Wissen und Sprechen über den Stoff bestimmte Vorstellungen vom Selbst, von Bewusstsein und Psyche herausbildeten und verfestigten. Denkanstöße liefert dabei einmal mehr Nikolas Rose, der immer wieder auf die formative Rolle der Psycho-, Lebens- und Neurowissenschaften in der Menschenführung liberaler Gesellschaften hingewiesen hat. Auf besondere Resonanz stoßen seine Thesen zur Herausbildung des *neurochemical self*, denen zufolge Menschen in jüngster Zeit sich selbst und ihre psychischen Leiden zunehmend in biochemischen Begriffen verstehen und pharmakologisch behandeln.<sup>52</sup>

Während Moser ihre „LSD-Biographie“ vornehmlich am Werk Albert Hofmanns, des Erfinders und selbsternannten ‚Vaters‘ des Lysergsäurediethylamids orientiert, nimmt Feustel einen Parforceritt durch ‚Rauschkulturen‘ seit der Renaissance und endet mit der ‚psychedelischen Revolution‘ in den USA. Der Folgezeit, in der LSD und andere Stoffe unter kybernetischen Vorzeichen in die neoliberale Ökonomisierung des Selbst eingebaut wurden, widmet Feustel unter anderem einen Ausblick und eine eigene Publikation.<sup>53</sup> Tornays ideen- und detailreiche Studie wiederum fokussiert das prekäre Dreieck, das sich zwischen Psychiatrie und Psychopharmakologie, psychoaktiven Stoffen und Personenkonzepten nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz aufspannte. Die Vertreter\*innen einer wissenshistorischen Perspektive interessieren sich unter anderem dafür, was Drogenräusche und ‚Psychosen‘ vereint oder auch wie Rauscherlebnisse, Bewusstseinsmodelle, ‚Genie‘ und ‚Kreativität‘ aufeinander bezogen wurden. Sie erforschen sehr gewinnbringend die Verwissenschaftlichung der Psyche und des Selbst und bieten hervorragende Instrumente und Befunde einer Genealogie von Rauschverständnissen und Rauschexperimenten.

Nichtsdestotrotz: Im überwiegenden Teil der historiographischen Arbeiten spielt Rausch weiterhin eine Nebenrolle. Er kommt vornehmlich als Disziplinierungsobjekt und soziales Problem vor, manchmal auch als nicht-fassbares Residuum (z.B. als Affekt). Oder er taucht in dem Moment auf, in dem bestimmte Akteure – urplötzlich, erwünscht oder kontrolliert – die Kontrolle verlieren und in Exzesse verfallen: vom individuellen Ausnahmezustand über Enthusiasmus in Gruppen und Großveranstaltungen bis zu Massenpsychosen und Makrogewalt. Derartige Zugänge laufen erstens Gefahr, die Sichtweisen, Diagnosen und Interpretationsmuster von

---

98-116; Tornay: *Zugriffe*.

52 Nikolas Rose: *The Politics of Life Itself. Biomedicine, Power and Subjectivity in the Twenty-First Century*. Princeton 2007 Ders.: *Inventing Our Selves. Psychology, Power and Personhood*. Cambridge 1998.

53 Feustel: *Grenzgänge*; Ders.: „Ein Anzug Aus Strom“. *LSD, Kybernetik und die psychedelische Revolution*. Wiesbaden 2015.

staatlichen, administrativen, polizeilichen oder auch wissenschaftlichen Rauschgegner\*innen unhinterfragt zu übernehmen. Zweitens entziehen sie die Herstellung von Rauscherfahrungen – im Gegensatz etwa zu ihrer Repräsentation oder Inszenierung – der historischen Analyse. Beides sorgt für Scheuklappen, die den Blickwinkel unnötig einschränken. Drittens widmen sich bisherige Arbeiten zwar der Rekonstruktion von Rauschverständnissen, lassen aber die Praktiken und Praxisanleitungen des Berausens weitgehend unbeleuchtet. Hier lohnt es sich, an die Ansätze und Überlegungen der genannten Forschungsfelder anzuschließen und genauer nachzufragen. Rausch lässt sich auf diesem Wege als Ort, Stellgröße und Vehikel moderner Körperpolitik betrachten und als Körpertechnik analysieren. Auf diesem Wege, so die Absicht, lässt sich die Produktion von Rausch-Körpern a) in spezifischen Kontexten, b) in modernen Gesellschaften und c) im Vergleich in ihren wechselseitigen Bezügen und Verflechtungen erfassen und untersuchen.

### **Einbettungen. Kontexte des Rauschs**

Auch wenn dies im ersten Moment trivial klingen mag: Räusche und ihre Körper treten nie ‚für sich‘ auf, sondern in dem, was üblicherweise Kontexte genannt wird. Im Konkreten sollten diese Kontexte dabei nicht allein als Hintergründe oder Rahmen angesehen werden, sondern auf ihre ganz materiellen Verknüpfungen und Wechselwirkungen mit Rauschen und Körpern hin befragt werden. Das Aufkommen und Abtreten berauschter Körper hängt davon ab, ob Konsumorte oder Rauschmittel zugänglich sind; es wird davon beeinflusst, ob Kneipen und Diskotheken legal sind sowie beliefert und frequentiert werden. Verschiebungen in epistemologischen Standards oder experimentellen Möglichkeiten wirken sich auf die Konstitution von Rauschkörpern aus, genau wie Weiterentwicklungen oder Verbote und Lieferungsstopps von psychoaktiven Stoffen die Berausungs-, Problematisierungs- und Erforschungskonjunkturen von Rauschen hindern oder antreiben konnten.

*Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich* lautete der vielsagende Titel der Ausstellung, die Gisela Völger und Karin von Welck von August bis Oktober 1981 im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde ausrichteten.<sup>54</sup> Die Sonderausstellung war entlang bestimmter ‚Drogen‘ – so der gewählte Sammelbegriff – strukturiert. In nicht weniger

---

54 Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde der Stadt Köln (Hg.): *Führer zur Ausstellung. Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*. o.O. o.J. [Köln 1981]; Gero von Boehm: „Fixerklo und Kneipe. Ausstellung in Köln: ‚Rausch und Realität‘“. In: *Die Zeit* (21.8.1981); [unbekannt]: „Koks und Kommerz“. In: *Der Spiegel* 32 (1981), S. 139-140.

als drei Begleitbänden versammelten sie wissenschaftliche Beiträge aus Ethnologie, Soziologie, Geschichtswissenschaft, Medizin und Psychologie, die gleichsam den *state of the art* von Drogenforschung und Drogendiskussion abbildeten.<sup>55</sup> Die ‚ethno-soziologische‘ Sonderausstellung und ihre umfangreichen Materialienbände waren dezidiert relativistisch angelegt: Einerseits stellten sie den Gebrauch legaler ‚Drogen‘ wie Tabak, Kaffee und Alkohol neben illegalisierte Rauschmittel (z.B. Opium, Cannabis, Koka und ihre Derivate). Andererseits zogen sie Parallelen zwischen ‚westlichen Industriegesellschaften‘ und ‚außereuropäischen Kulturen‘ in Hinsicht auf deren scheinbar je charakteristische und gesellschaftlich ‚integrierte‘ Rauschmittel. Auf einer Art imaginären Weltkarte wurden weltweit verbreitete und regional spezifische Substanzgebräuche verzeichnet und Zivilisationen (‚Hochkulturen‘) oder auch – europäischen – historischen Epochen zugeordnet. Die Ausstellung betonte Vergleichbarkeiten und hob (post-)kolonial etablierte und handelsbedingte Verflechtungen hervor.

*Rausch und Realität* präsentierte und materialisierte somit geläufige *mental maps*, Narrative und Wissensbestände über Berausungspraktiken, Rauschmittel und ihre soziokulturelle Einbettung in der europäischen Geschichte und außereuropäischen Welt. Die Besucher\*innen konnten auf zwei Etagen des Museums nicht nur Exponate und Schrifftafeln sehen, sondern auch Nachbildungen konkreter Konsumumgebungen – sog. „Environments“ – besichtigen oder betreten: Kneipe, Bar, Kiosk und Wohnzimmer aus der Kölner Südstadt, aber auch ein Fixerklo, eine „Opiumhöhle“ oder einen „Tipi für den Peyotekult“.<sup>56</sup> *Rausch und Realität* kontextualisierte also durch Materialienbände und Ausstellungskonzeption den Drogengebrauch auf doppelte Weise – gesellschaftlich und historisch einerseits, räumlich und technisch andererseits. Es lohnt sich unserer Ansicht nach, genau an diese Doppelfunktion des Kontextbegriffs zu erinnern und für Rauschgeschichte und Körpergeschichte stärker als bislang zu nutzen.

Mit Blick auf das Schwerpunktthema des vorliegenden Hefts führt *Rausch und Realität* plastisch und exemplarisch einige Untersuchungszusammenhänge vor Augen, in denen die wechselseitige Angewiesenheit, oder besser noch die Ko-Konstitution von Körpern und Kontexten des Rauschs beobachtet werden kann.<sup>57</sup> Um diesen und anderen Einbettungen nachzuge-

---

55 Gisela Völger/Karin von Welck (Hgg.): *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*. Drei Bände. Reinbek bei Hamburg 1982.

56 Die Ausstellungspläne finden sich im Einband der Ausstellungsführer, vgl. Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde der Stadt Köln (Hg.). *Führer*.

57 Zur wechselseitigen Konstitution von Städten und Körpern siehe Pascal Eitler/Josef Ben Prestel (Hgg.): *Body Polis (Body Politics 4, 7 (2016))*; zur Soziologie von Drogen und urbanen Rauschräumen siehe Sabine Thabe: *Drogen und*

hen, ist eine Kombination von sozial- und politikhistorischen Blickwinkeln mit Zugängen sinnvoll, die helfen, die Rolle von konkreten Räumlichkeiten, Artefakten oder auch Apparaten zu sondieren, die Körperpraktiken und Rauschentwürfe verorteten, rahmten oder auch mittrugen.

Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts drängten bis dato unbekannte Rauschmittel und Berauschungstechniken in sich rasant verändernde gesellschaftliche Kontexte vor, wo sie Aufmerksamkeit oder auch Anhänger unter z.B. Psychiatern und Sozialreformern, Künstlern und Aktivisten fanden. Teilweise ließen sie sich in bestehende Kontexte integrieren, teilweise erforderten oder transformierten die neuen Rauschmittel und Körpertechniken aber auch neue Lokalitäten, Umgebungen und Interaktionsformen. Der Umgang mit Rauschkörpern, darauf kommt es hier an, ging immer wieder mit der symbolischen, sozialen und materiellen Abgrenzung/Einhegung, Umnutzung und Ausgestaltung spezifischer Räume/Orte einher.

Ein bekanntes Beispiel findet sich in der Arbeiterkneipe<sup>58</sup>, wo politische Organisation und Diskussion, geselliges Treffen und eben auch Alkoholkonsum Hand in Hand gingen.<sup>59</sup> Sie diente seit dem 19. Jahrhundert als Fluchtziel aus Armut und Elend, fungierte als Treffpunkt und Kommunikationszentrum sozialer Bewegungen und stellte – besonders aus bürgerlicher und ordnungspolitischer Sicht – einen Unruheherd dar. Neuankömmlingen wie Stammgästen forderte sie aber auch bestimmte Trinkroutinen ab und übte sie im Umgang mit Getränken und deren Wirkungen. Bier und Schnaps wurden in ‚Runden‘ füreinander bestellt und via „Zutrinken“ oder aufeinander abgestimmtes „Niveautrinken“ konsumiert – ob an (Stamm-)Tischen oder am Tresen, also der Theke

---

*Stadtstruktur. Lebenswelten zwischen Rausch und Raum.* Opladen 1997; Jan Wehrheim: „Drogen. Stadt- und raumsoziologische Perspektiven“. In: Feustel/Schmidt-Semisch/Bröckling (Hgg.): *Handbuch*, S. 327-340.

58 Zur Soziologie und Geschichte der Arbeiterkneipe siehe Franz Dröge/Thomas Krämer-Badoni: *Die Kneipe. Zur Soziologie eine Kulturform.* Frankfurt/Main 1987, hier insb. S. 100-138.

59 Zum Alkoholkonsum der (deutschen) Arbeiterschaft siehe Burkhard Kastenbutt: „Zwischen Rausch und Ernüchterung: Alkoholkonsum im frühen Arbeiterproletariat der industriellen Revolution“. In: Ders./Aldo Legnaro/Arnold Schmieder (Hgg.): *Rauschdiskurse*, S. 113-142; Hasso Spode: „Die Entstehung der Suchtgesellschaft“. In: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 1, 1 (1994), S. 23-39; James S. Roberts: „Der Alkoholkonsum deutscher Arbeiter im 19. Jahrhundert“. In: *Geschichte und Gesellschaft* 6, 2 (1980), S. 220-242; Hartmann Wunderer: „Alkoholismus und Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert. Kritische Anmerkungen zu James S. Roberts: Der Alkoholkonsum deutscher Arbeiter im 19. Jahrhundert“. In: *Geschichte und Gesellschaft* 8, 1 (1982), S. 141-144; Spode: *Macht*.

oder Bar, die sich im 19. Jahrhundert allmählich etablierte.<sup>60</sup> Kneipen versorgten die wachsende Arbeiterpopulation mit immer billigerem Branntwein oder auch Schnaps. Sie konfrontierten die menschlichen Motoren der Industrialisierung mit den hochprozentigen Destillaten industrieller Produktionsverfahren und anderen Erzeugnissen technologischer und gastronomischer Weiterentwicklungen. Schnaps und Tresen beschleunigten laut Schivelbusch maßgeblich das Trinken selbst und damit auch das, gewollte oder ungewollte, kollektive oder individuelle Betrinken.<sup>61</sup>

In diesem Sinne flossen scheinbar unspektakuläre technische und gastronomische Entwicklungen in Berausungspraktiken vor Ort ein und transformierten Kneipenlokale, Getränke, Trinkroutinen sowie Alkoholkonsumwirkungen mit streckenweise nachhaltigen Folgen. Das wirft die Frage auf, inwieweit der industrialisierte Alkoholkonsum in der Kneipe dazu beitrug, urbane Arbeiterkultur praktisch einzuverleiben. Dies konnte sich sowohl im vielbeschriebenen ‚Elendsalkoholismus‘, als auch in der Einheit von Trinken, Organisieren und Debattieren auf Arbeiterversammlungen manifestieren. Alkohol und Arbeiterkneipe begünstigten – auch und gerade in Abgrenzung zum ‚ernüchternden‘ Kaffee und Kaffeehaus des Bürgertums – Vergemeinschaftung, proletarische Solidarität und Selbstorganisation.<sup>62</sup> Sie stellten Vehikel und Räume bereit, die kollektivierende Rauschmomente zu erzeugen vermochten. Ihre frequentierte Nutzung wirkte sich ihrerseits auf z.B. Fabrikarbeit, Familienleben und soziale Lage aus, stieß kurzfristige Streikaktionen und längerfristige Selbstverständigungsdebatten über Trunkenheit, Gesundheitsfragen oder auch Affekthaushalt an. Alkoholrausch und auch Alkoholismus, darauf läuft hier das Argument hinaus, gruben sich in Vorstellung, Konstitution und Routinen von proletarischen Körpern ein und sorgten für Verkopplungen von Körpern und Gruppen einerseits, Räumen und Stoffen/Substanzen andererseits.

Genau diese Körper und Räume der ‚Alkoholfrage‘ nahmen Mäßigungsbeiwörter\*innen und Abstinenzkampagnen ins Visier, die seit Mitte des Jahrhunderts außerhalb wie innerhalb der Arbeiterbewegung an Einfluss gewannen. Im Anliegen der Sozial- und Selbstdisziplinierung potentiell erkrankter, affekt- und aggressionsgeladener Körper kamen Aktivist\*innen unterschiedlicher politischer Couleur zusammen: Sozialist\*innen und

---

60 Schivelbusch: *Paradies*, S. 200-206.

61 Ebd., S. 165, S. 181-187.

62 Ebd., S. 160-178; Dröge/Krämer-Badoni: Die Kneipe, S. 103-114; Irmgard Vogt: ‚Alkoholkonsum, Industrialisierung und Klassenkonflikte‘. In: Völger/von Welck (Hgg.): *Rausch*, S. 202-211.

Sittlichkeitsreformer\*innen, europäische Jugendbewegungen<sup>63</sup> und außereuropäische Missionsbemühungen, Sozial- und Lebensreform, Hygieniker und Psychiater, Frauenrechtlerinnen und Suchtmediziner.<sup>64</sup> Vor dem Hintergrund eugenischer Diskurse in der „biopolitischen Schwellenzeit“<sup>65</sup> um 1900 und im Verbund mit anderen Rauschmitteln wurde das ‚Keimgift‘ Alkohol und seine Konsument\*innen verstärkt ordnungs- und biopolitisch reguliert. Im Speziellen ging es zunächst um eine ‚Zivilisierung‘ der sogenannten Unterschichten, um ‚Erziehung‘ und Produktivität der Arbeiterschaft und insbesondere um den trinkenden, gewalttätigen Familienvater. Allerdings bezogen Moralisierung, Politisierung und Medizinisierung des Rausch- und Suchtdiskurses zur Jahrhundertwende immer mehr auch das Bürgertum mit ein. Die entstehende „Suchtgesellschaft“ traf keine prinzipielle Unterscheidung zwischen dem exzessiven Arbeiter- und dem maßhaltenden Bürgerkörper mehr.<sup>66</sup>

An dieser Stelle lohnt es sich, Überlegungen zum Verständnis von ‚Kontexten‘ aufzugreifen, die Bruno Latour prominent und provokativ vorgebracht hat, die in ähnlicher Weise aber auch Auseinandersetzungen um den *spatial* und *material turn* durchziehen.<sup>67</sup> Der Kontextbegriff hat auch in diesem Fall einen strukturell-strukturierenden Doppelsinn. Er lässt sich sowohl weit als geschichtlicher und gesellschaftlicher Hintergrund oder kulturelle Rahmung fassen, als auch in einem engeren, materiellen, räumlichen, technischen und interaktionalen Sinne verstehen. Im ersten Fall geht es darum, z.B. die zu untersuchenden Berauscheidungsweisen, ihre Träger\*innen oder auch Gegner\*innen in gesellschaftliche Zusammenhänge einzuordnen. Dies erfordert, das soziale (Um-)Feld von Rausch- und Regulationspraktiken zu sondieren und die Wirkmacht von Differenzkategorien wie *race*, *class*, *gender*, Religion etc. zu eruieren, sowie den historischen Hintergrund auszuleuchten, vor dem sich bestimmte Rauschmittel und -vorstellungen ausbreiteten oder auflösten.

Im zweiten Fall stehen die konkreten Praktiken und Interaktionen anwesender Körper, Raumausstattung und -nutzung sowie Objekte und Rauschmittel sowie ihr Gebrauch im Zentrum der Analyse. So gelangt die institutionelle, diskursive und auch soziotechnische Einbettung von Rauschen in

---

63 Siehe auch den Beitrag von Locher/Rindlisbacher in diesem Heft.

64 Tschurennev/ Spöring/Große: „Einleitung“.

65 Jens Elberfeld/ Marcus Otto (Hgg.): *Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik* (Literalität und Liminalität, Bd. 10), Bielefeld 2009.

66 Spode: *Entstehung*; Ders.: *Macht*.

67 Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt/Main 2010, insb. S. 286-298.

den Blick und ihre räumliche Verortung und ggf. Zirkulation (durch die Mobilität von Menschen und Substanzen) kann nachgezeichnet werden. Diesen Positionen zufolge stellen Kontexte nicht allein Rahmen, Hintergründe oder auch Strukturen dar und bereit, in die Rauschdiskurse und Berausungspraktiken eingeordnet oder auf die sie bezogen werden müssen. Vielmehr sind sie selbst als strukturierend und produktiv anzusehen, insofern sie Ressourcen und Orte bereitstellen oder auch Akteure, Interessen und Verfahren mobilisieren, die dazu beitragen, Räusche hervorzubringen, zu regulieren oder auch aufzuzeichnen. Kontexte sind in dieser Sicht Verkettungen von Akteuren und Räumen, Wissensbeständen und Technologien, Normen und Verhaltensweisen, Bewegungen und Prozessen. Beide Implikationen des Kontextbegriffs gilt es zusammenzuführen, um zu ermitteln, wie sich das Soziale<sup>68</sup> des Rauschs (wieder-)versammeln lässt.

Im Anschluss an diese Überlegungen scheint uns die Unterscheidung zwischen ‚Kontexten‘ auf der einen Seite, dem Einsatz von Körpern, Substanzen oder Artefakten auf der anderen Seite zwar noch heuristisch sinnvoll zu sein. In konzeptioneller Hinsicht und bei der konkreten Untersuchung zur Geschichte von Rausch und Körpern sollten diese ‚Seiten‘ jedoch nicht einfach einander gegenübergestellt werden. Sie sind vielmehr als Stränge eines Bandes zu analysieren, in dem sich Gesellschaftskonstitution, Versamlungsprozesse und Subjektivierungsweisen miteinander verknoten.

Für eine Körpergeschichte des Rauschs erscheinen besonders jene Versammlungsorte interessant, in denen Körper Rauschmittel konsumierten, also etwa tranken, rauchten, schnupften oder injizierten.<sup>69</sup> Die psycho- und soziologische Drogenforschung bürgerte seit den 1950er Jahren den Begriff des *settings* ein. Dieser bezeichnete soziokulturelle Rahmenbedingungen und konkrete Umgebungen, in denen psychoaktive Stoffe ausprobiert und eingenommen wurden – ob nun mit wissenschaftlichen oder mit rekreativen Absichten, um Suchtverhältnisse zu untersuchen oder Bewusstseinsexperimente durchzuführen.<sup>70</sup> Das Konzept des *set-*

---

68 Vgl. ebd.

69 Emilie Gomart/Antoine Hennion: „A Sociology of Attachment. Music Amateurs, Drug Users“. In: John Law/John Hassard (Hgg.): *Actor Network Theory and after*. Oxford 2007, S. 220-247; Cameron Duff: „Reassembling (Social) Contexts. New Directions for a Sociology of Drugs“. In: *International Journal of Drug Policy* 22, 6 (2011), S. 404-406; Ders.: „Towards a Theory of Drug Use Contexts. Space, Embodiment and Practice“. In: *Addiction Research & Theory* 15, 5 (2009), S. 503-519; Lars Gertenbach: „Die Droge als Aktant. Akteur-Netzwerk-Theorie.“ In: Feustel/Schmidt-Semisch/Bröckling (Hgg.): *Handbuch*, S. 263-277.

70 Als klassische Arbeiten gelten hierbei Norman E. Zinberg: *Drug, Set, and Setting. The Basis for Controlled Intoxicant Use*. New Haven 1984; Andrew T. Weil/Norman E.

ting verweist darauf, dass z.B. konsum-, technik-, politikgeschichtliche Entwicklungen, Gesellschaftsstrukturen, räumliche Umgebungen, Medien und Artefakte als Aspekte und Akteure in den zu untersuchenden Rauschpraktiken begriffen werden müssen.

„Bekehrungen“ oder „Wiedergeburten“ in Erweckungsbewegungen oder im New Age ereigneten sich innerhalb und mittels religiöser Kommunikationsräume, „Modellpsychosen“ wurden im psychiatrischen Experiment der 1950er und 1960er Jahre systematisch in Kliniken und Laboren produziert und erforscht<sup>71</sup>, Massenveranstaltungen, Gruppentherapien oder auch Discoatmosphären<sup>72</sup> reizten nicht zuletzt über Raum-Ding-Arrangements das Körpererleben und die Selbstführung der Anwesenden an und regulierten diese zugleich. Ohne die Gemeindeversammlung, die Klinik oder das Labor, aber auch ohne das Kino oder den Club konnten bestimmte Rauscherfahrungen nicht hervorgerufen und eingeübt oder auch repräsentiert und vermittelt werden.

Alles im allem ist es demzufolge alles andere als trivial, dass Räusche neben bestimmten Körpertechniken auch spezifische Räume brauchten oder prägten. Heterogene Kontexte und Räume führten eine Vielzahl an Faktoren zusammen, die an Erzeugung, Verlauf und Auswirkungen von Räuschen beteiligt waren. Sie boten Infrastrukturen und fungierten als Konsumorte oder Übungsstätten. In ihnen wurden Räusche, die teilweise unbekannt gewesen waren, mit Mitteln oder auch Verfahren hervorgebracht, erforscht aber auch bekämpft, die teilweise neuentdeckt, weiterentwickelt oder neu eingeführt wurden. Hier kann und sollte die historische Forschung ansetzen, um nach den Verbindungen und Wechselwirkungen von Körperpraktiken und Kontexten zu fragen. Auf diese Weise kann die Forschung beispielsweise die Ekstasen von „jauchenden“ Methodisten in Ohio oder Württemberg im 19. Jahrhundert<sup>73</sup>

---

Zinsberg/Judith M. Nelson: „Clinical and Psychological of Marihuana in Man“. In: *Science* 162 (1968), S. 1234-1242.

71 Tornay: *Zugriffe*; Moser: *Psychotropen*; Tanner: „Doors“.

72 Leonie Karwath/Joachim C. Häberlen: „Mit der Technik tanzen. Technokörper im Berlin der frühen Neunziger Jahre“. In: *Body Politics* 9, 6 (2018), S. 95-122.

73 Monique Scheer: „German ‘Shouting Methodists’. Religious Emotion as a Transatlantic Cultural Practice“. In: Karen Vallgård/Claire McLisky/Daniel Midena (Hgg.): *Emotions and Christian Missions. Historical Perspectives. Palgrave Studies in the History of Emotions*. Basingstoke 2016, S. 45-72; Pascal Eitler/Monique Scheer: „Emotionengeschichte als Körpergeschichte. Eine heuristische Perspektive auf religiöse Konversionen im 19. und 20. Jahrhundert“. In: *Geschichte und Gesellschaft* 35, 2 (2009), S. 282-313, insbesondere S. 296-304.

und Berliner Ravern nach der deutschen Wiedervereinigung<sup>74</sup> unter einem gemeinsamen Aspekt untersuchbar machen, oder medizinische Kokainstudien der Weimarer Republik<sup>75</sup> neben psychedelische Filme<sup>76</sup> stellen.

### **Techniken. Rausch, Gefühle und Selbstverhältnisse**

Nach Forschungsansätzen und Kontexten der Rauschgeschichte wenden wir uns im Folgenden der Frage zu, wie Rausch- und Körpergeschichte noch stärker aufeinander bezogen werden können. Die Überlegungen zielen nicht darauf ab, eine kohärente Theorie der Rauschpraxis zu entwickeln oder die definitive Geschichte des Rauschs zu rekonstruieren. Ein solches Anliegen und Vorgehen würde einen historisch gleichbleibenden Charakter eines universellen Phänomens ‚Rausch‘ voraussetzen. Dass dem nicht so ist und Rausch und Rauscherfahrungen grundlegend historisch und an die Entstehung des modernen Subjektes gebunden sind, hat Robert Feustel gezeigt. Die Konstitution eines mit einem vernünftigen Bewusstsein ausgestatteten, sich seiner/s Selbst(s) bewussten Subjektes hat Rausch in seinen modernen Formen überhaupt erst hervorgebracht.<sup>77</sup> In historischer Perspektive erscheint es uns daher fruchtbar zu sein, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie sich Phänomene, Erfahrungen und Handlungen historisieren lassen, die unter ‚Rausch‘ subsumiert oder mit ihm eng verkoppelt wurden. Da bietet es sich an, emotionenhistorische, praxistheoretische und genealogische Anregungen aufzugreifen und miteinander zu kombinieren.

Der Umgang mit dem Körper und sein Einsatz in Rauschpraktiken steht dabei im Fokus der Untersuchung. Wie erwähnt, legte die Forschung in dieser Hinsicht lange ihr Hauptaugenmerk auf gesellschaftliche Funktionen des Rauschs und interessierte sich für Aspekte der Zivilisierung, Disziplinierung und Kontrolle individueller oder kollektiver Rauschkörper. Ergänzend, so die Überlegung, sollte der Wandel von Mitteln und Techniken untersucht werden, die Rauscherfahrungen und Körperwahrnehmungen hervorriefen, begünstigten und intensivierten. Das kann die Frage operationalisierbar machen, wie Menschen seit dem 19. Jahrhundert berauschte und rauschfähige Körper erwarben, erlangten oder erarbeiteten. Ein so gewählter Zugriff hilft nicht nur, einige der oben genannten Narrative zu differenzieren oder Forschungsrichtungen ins Gespräch zu bringen. Er trägt auch dazu bei, den Umgang moderner Gesellschaften mit Rauschmitteln

---

74 Karwath/Häberlen: „Mit der Technik“.

75 Vgl. den Beitrag von Hannes Walter.

76 Vgl. den Beitrag von Beyer/Moldenhauer

77 Feustel: *Grenzgänge*, S. 10-12.

oder Ekstasetechniken besser verstehen und erklären zu können und eröffnet damit neue Erkenntnischancen für die Neuere Geschichte.

Eine (körper-)historische Betrachtungsweise versteht und analysiert Rausch als etwas Erlerntes und Praktiziertes. Sie untersucht den Einsatz von Körpern in modernen Formen des Regierens, die es den Einzelnen – ganz bestimmten Menschen mehr als anderen – ermöglichen oder auch überantworten, sich zu berauschen. Schließlich fragt sie nach den Effekten von Rauschpraktiken, nach dem, was Rauschdiskurse und Rauschpraktiken mit Menschen machten, wie sie in ihre Selbstverhältnisse und Sozialbeziehungen hineinwirkten und diese formten.

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, Körper und Rausch kultur- oder gesellschaftskritisch zu romantisieren oder zu dämonisieren, indem man sie mit einem *per se* ‚widerständigen‘ oder ‚gefährlichen‘ Kern ausstattet. Ekstasepraktiken, Rauscherlebnisse, Trancebeschreibungen usw. sind weder *a priori* und unausweichlich ‚betäubend‘, ‚isolierend‘ oder ‚vermassend‘, noch zwangsläufig ‚befreiend‘, ‚widerständig‘ oder ‚kreativ‘. Sie müssen Gesundheit, Autonomie, Produktivität oder andere moderne Subjektnormen weder schicksalhaft schädigen noch unaufhaltsam begünstigen. Allerdings durchzogen diese und ähnliche Assoziationen oder Attribute die immer wieder aufs Neue geführten Diskussionen zwischen Rauschgegner\*innen und -befürworter\*innen. Sie sind in kulturkritischen, massenmedialen, juristischen oder auch polizeilichen Äußerungen ebenso zu finden wie in künstlerischen, subkulturellen oder medizinischen Auseinandersetzungen mit dem Thema. In beiden Fällen tauchen sie üblicherweise dann auf, wenn nach Motiven oder Intentionen hinter Drogenkonsum, Exzessen oder Ähnlichem gefahndet wird oder auch dann, wenn die Konsequenzen bestimmter Techniken oder Substanzen erörtert werden. Anstatt derartige Zurechnungen und Vereindeutigungen als Merkmal von Rauschen definitiv vorzusetzen, sind sie als Untersuchungsgegenstände zu behandeln – als Zuschreibungen oder Zielvorgaben von Rauschtechniken.

Hiermit steht eine lange Liste an Forschungsfragen im Raum: Welche Rausche brachten welche Körper hervor? Diese Frage zielt sowohl auf das Wissen über Körper und Rausche als auch auf ihre Betätigung und ihren Einsatz. Sie sollte zunächst analytisch offen gestellt und gehalten werden. Wie wurden berauschte Körper visuell oder literarisch dargestellt, inwieweit veränderte die Erforschung von Rauschursachen und -wirkungen im Labor, in Milieustudien, im Feld etc. das Wissen über Körper? Wie erzwangen und eröffneten Neuentwicklungen in Psychiatrie, Freizeit oder auch Religionsgemeinschaften neuartige somatische Ausnahmezustände? Welche körperlichen Langzeitfolgen brachten wiederholte Rauschpraktiken mit sich usw.? Welche Gestalten oder Typen von Rauschkörpern tauchen im

Quellenmaterial auf und wer schrieb ihnen welches Rauschverhalten zu? Wo wurde Wissen über den Rauschkörper produziert und mit welchen Instrumenten? In dieser Hinsicht beachtenswert wäre außerdem die Zuordnung oder Zuschreibung von berauschenden Techniken und Substanzen zu sozialen Gruppen, Klassen, Geschlechtern oder Sexualitäten sowie Ethnien oder Gesellschaften. Andererseits ginge um die Analyse von Befähigungen, d.h. um die Frage, wie Körper dazu in die Lage versetzt wurden, sich zu berauschen und mit Rauschwirkungen und -erlebnissen umzugehen. Wie lernten diese Körper, Rausch zu erzeugen und wer oder was brachte ihnen das bei? Auf welchen Wegen fanden Vermittlung und Aneignung statt – über direkte Interaktion und Nachahmung oder auch massenmedial gestützt?

Den Ausgangspunkt unserer skizzenartigen Überlegungen bilden relationale Zugänge aus Geschichts- und Sozialwissenschaften, die darauf abzielen, Drogenerfahrungen im engeren Sinne, Gefühle im weiteren Sinne zu historisieren. Sie können anregen und dabei helfen, Rausche als etwas Gemachtes zu begreifen – als Produkte, Stellgrößen und Triebkräfte von Praktiken. Rauschdispositive erscheinen unter dieser Lupe als Verkettungen von Handlungsschritten, Bewegungen, Interaktionen, Ritualen, Sprechweisen, Dinggebrauch, Raumgestaltung usw. Dabei ist insbesondere auf die Vermittlung von Rauschwissen und Körpertechniken, die Verteilung von berauschenden Praktiken auf Körper, Artefakte, Substanzen, Atmosphären etc., sowie auf subtile Veränderungen oder grundlegende Verschiebungen in den Praxisvollzügen zu achten.

Eine solche Perspektive einzunehmen, bedeutet nicht, zum Beispiel einer Droge ihre Wirkkraft auf Körper und Psyche abzusprechen. Es hält zunächst einfach analytisch offen, was in einer untersuchten Konstellation als Drogenwirkung auftauchte, wo Drogen wirkten, woher die Effekte rührten und welche Faktoren für sie verantwortlich waren.<sup>78</sup> Mit dieser Blickrichtung nimmt der vorliegende Beitrag eine klassische Problemstellung der Drogenforschung auf, die der Soziologe Howard S. Becker schon in den 1950er Jahren mit Blick auf die New Yorker Jazzszene entwickelt hatte<sup>79</sup>: Becker fragte sehr offen, wie man denn überhaupt zum Marihuana-Benutzer wird. Er formulierte die These,

---

78 Gomart/Hennion: *Sociology*, S. 220-247; Sarah Shortall: „Psychedelic Drugs and the Problem of Experience“. In: Phil Withington/Angela McShane (Hgg.): *Cultures of intoxication* (Past & present Supplement, N.S., Bd. 9). Oxford 2014, S. 187-206.

79 Becker ist ein Hauptvertreter des Symbolischen Interaktionismus und gilt als einer der Begründer der sog. *labelling theory*. Vgl. Howard S. Becker: „Wie man ein Marihuana-Benutzer wird“. In: Ders.: *Außenseiter*, S. 36-52; zuerst als Howard S. Becker: „Becoming a Marihuana User“. In: *The American Journal of Sociology* 59, 3 (1953), S. 235-242.

dass Drogenerfahrungen auf bestimmte Handlungen und individuelle Lernprozesse in Kollaboration mit Anderen zurückzuführen sind. Der angehende Marihuananutzer müsse in einem Dreischritt lernen, sich die Rauchttechnik anzueignen, Marihuanawirkungen überhaupt erst als solche wahrzunehmen und sie anzuerkennen sowie diese Wirkungen letztendlich zu genießen. Erst nach erfolgreichem Durchlaufen dieses Prozesses habe der Einzelne eine „Disposition oder Motivation für den Marihuana-Gebrauch“ entwickelt – „[d]er Drogenbenutzer hat mit einem Wort gelernt, auf die Frage ‚Macht es Spaß?‘ mit ‚Ja‘ zu antworten.“<sup>80</sup> Beckers knappe Skizze regt an, Drogenkonsum nicht nur als soziales Interaktionsgeschehen und kulturelle Deutung unsichtbarer Erlebnisse zu verstehen. Er erweitert das Untersuchungsdesign und befragt Drogengebrauch auch unter dem Aspekt des Erzeugens, Erlernens und Einübens spezifischer emotionaler und körperlicher Dispositionen.

Breiter angelegt und dicht an den sozialen Verwendungsweisen verschiedenster Substanzen sowie ihren Kontexten ist das Drogen-Panorama des schottischen Soziologen Angus Bancroft.<sup>81</sup> Bancroft nutzt den weiten – und nicht ins Deutsche übersetzbaren – Begriff *intoxication* als Verbindungsglied zwischen chemischen Substanzen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Mit diesem Konzept radikalisiert und generalisiert Bancroft Beckers Grundanliegen, um ein weites Spektrum an Drogen, Medikamenten, Rausch- und Nahrungsmitteln unter den gleichen Prämissen zu behandeln und die kategorialen Trennwände zwischen ihnen infrage zu stellen. Seine Darstellung alterniert dabei zwischen exemplarischen Miniaturen und konzeptionellen Erwägungen. Eben weil er Kaffee, Kokain, Alkohol, Ritalin, Tabak, Viagra oder *lifestyle*-Medikamente nebeneinanderstellt, schärft Bancroft den Blick für Strukturierung und Details von Gebrauchsweisen und ihren Kontexten.<sup>82</sup>

Emotionenhistoriker\*innen haben immer wieder darauf verwiesen, dass der Ausdruck von Gefühlen – und dies ist auf Rausch übertragbar – sozialen Normen und kulturellen Deutungen unterliegt und dadurch im Quellenmaterial Spuren hinterlässt.<sup>83</sup> Lange galten Selbstzeugnisse oder Ego-

---

80 Becker: „Marihuana-Benutzer“, S. 51.

81 Angus Bancroft: *Drugs, Intoxication and Society*. Cambridge 2009.

82 Nicht ohne Grund, so scheint es, setzt ein Sonderheft von *Past & Present* genau an dieser Stelle an und rekonstruiert *cultures of intoxication*, d.h. die Routinen, Regeln, Räuschen und Auswirkungen historischer Konsumkulturen. Vgl. Phil Withington/Angela McShane (Hgg.): *Cultures of Intoxication* (Past & Present Supplement, Bd. 9). Oxford 2014.

83 Zum Folgenden vgl. Jan Plamper: *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*. München 2012; Nina Verheyen: „Geschichte der Gefühle, Version: 1.0“. In: *Docupedia-Zeitgeschichte* 18. 6.2010. URL:

dokumente als ‚Königsweg‘, der, so ein verbreitetes Argument, an die verborgenen, vermeintlich ‚echten‘ und ‚innersten‘ Emotionen eines Individuums heranführte, die grundsätzlich hinter der Grenze des Untersuchbaren lägen.<sup>84</sup> Von ihnen scharf geschieden wird für gewöhnlich der sozial legitime und erwartete Gefühlsausdruck, dessen Standards beispielsweise über Benimmregeln oder Ratgeberliteratur ermittelt werden können.<sup>85</sup> Diese strikte Gegenüberstellung von angeblich ‚authentischen‘ Fühlen auf der einen und ‚unechtem‘ – weil durch Sprache unzureichend erfassbar und/oder durch soziale Normen kanalisiert – stellen Gefühlshistoriker\*innen seit der Jahrtausendwende immer deutlicher infrage, ohne sie vollständig auflösen oder überwinden zu wollen oder zu können. Wie bereits bemerkt, arbeitet auch die Rauschgeschichte mit einer analogen Gegenüberstellung von Rauscherleben auf der einen, Rauschsemantiken oder – seltener – Rauschperformanzen auf der anderen Seite. Deswegen lohnt sich an dieser Stelle die Auseinandersetzung mit den Werkzeugkasten der Emotionengeschichte, die den gesellschaftlichen Produktcharakter und die produktive Kraft von Emotionen betonen.

Hier wird ein Vorschlag aufgegriffen, der versucht, den Blick auf das Zusammenspiel von Körpern und Emotionen scharf zu stellen. Formuliert haben dieses Untersuchungsangebot Monique Scheer und Pascal Eitler zunächst in einem gemeinsamen Artikel unter dem Leitbegriff *doing* bzw. *trying emotion*, der ethnologische und poststrukturalistische Heuristiken aufgreift. In einem weiteren Beitrag führte Scheer Forschungsperspektiven zusammen und konzipierte Gefühle als emotionale Praktiken, die sie wiederum in mobilisierende, benennende, kommunizierende und regulierende Praktiken einteilte.<sup>86</sup> Auf diesem Weg entwirft sie einen integrativen Ansatz. Dieser versucht, Gefühlssemantiken, verbale wie nonverbale Gefühlskommunikation, aber auch emotionale Normen sowie Rituale und

---

<http://dx.doi.org/10.14765/zsf.dok.2.320.v1> (letzter Zugriff am 30.4.2019); Bettina Hitzer: „Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen. Forschungsbericht“. In: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001.pdf> (veröffentlicht: 23.11.2011); siehe auch die Beiträge Ute Frevert u.a.: *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*. Frankfurt/Main 2011.

84 Dieses heuristische Problem, das auch und vielleicht im besonderen Maße die Rausch- und Gefühlsgeschichte betrifft, beschränkt sich nicht auf sie. Die Ermittlung von Ideen, Intentionen, Interessen, Motiven etc. ist letztlich ähnlich gelagert und ein geläufiges Problem historischer Forschung.

85 Peter und Carol Stearns haben diese Gefühlsstandards *emotionology* getauft. Vgl. Peter N. Stearns/Carol Z. Stearns: „Emotionology. Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards“. In: *The American Historical Review* 90, 1 (1985), S. 813-836.

86 Eitler/Scheer: „Emotionengeschichte“; Scheer, „Are Emotions“; Vgl. zusammenfassend Plamper: *Geschichte*, S. 161-165, S. 313-319.

Körpertechniken für die Analyse zugänglich zu machen, mit denen Menschen individuelle und kollektive Gefühlszustände aktivieren, antreiben oder auch navigieren.

Eitler und Scheer zufolge sind Gefühle durchaus Zeichenregimen unterworfen und in Macht/Wissens-Komplexe eingefasst. Zu untersuchen sind demnach sowohl das Wissen über die Wirkweise von Rauschmitteln und das Funktionieren von Rauschtechniken, als auch die Wissensbestände über Minimaldosis und Belastungsgrenzen des berauschten Körpers. Mit welchem Vokabular Trance-, Rausch- oder Ekstaseerfahrungen in einer historischen Konstellation bezeichnet werden, wird damit ebenso Teil der Untersuchung wie die offene Frage, welche Körperregungen oder -bewegungen wann und wo auf welche Emotionen verwiesen. Aber Gefühle sind darüber hinaus auch auf habitualisiertes Praxiswissen angewiesen, oder genauer: auf einen ‚wissenden Körper‘, der die Praktiken ausführt und von ihnen mitgestaltet wird.<sup>87</sup> Dies bildet den Kern des Zugriffs, der sie für die Körpergeschichte des Rauschs so interessant macht: Gefühle werden nicht nur „kulturell signifiziert“, sondern „im engeren Sinn des Wortes materiell produziert. Sie müssen nicht nur körperlich dargestellt, sie müssen auch und zu allererst körperlich eingeübt beziehungsweise hergestellt werden.“<sup>88</sup>

*Doing emotion* meint in diesem Zusammenhang nicht die emotionalen Begleiterscheinungen potenziell allen Handelns oder Erlebens. Hierin unterscheidet sich der Ansatz von den Praxistheorien nach Theodore Schatzki oder Andreas Reckwitz, für die Gefühle – gefasst als körperliche Affekte – im Grunde genommen eine Dimension aller sozialer Praktiken sind. Scheer setzt vielmehr umgekehrt an. Sie spricht von Gefühlspraktiken als einem situierten und performativen Engagement von Subjekten mit der Welt, das immer auch Körper mit einbezieht: „Emotional practices in this

---

87 Zum Begriff der Körpertechniken siehe nach wie vor Marcel Mauss: *Soziologie und Anthropologie, Bd. 2. Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellungen, Körpertechniken, Begriff der Person*. Frankfurt/Main 1989; zur hiermit angesprochenen Diskussion um Praxiswissen vgl. Stefan Hirschauer: „Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns“. In: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hgg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 73-91; Ders.: „Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs“. In: Karl-Siegbert Rehberg/Dana Giesecke (Hgg.): *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Frankfurt/Main 2008, S. 974-984; Larissa Schindler: *Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens*. Stuttgart 2011; Thomas Alkemeyer: „Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik“. In: Ders./Gunilla Budde/Dagmar Freist (Hgg.): *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Berlin 2013, S. 33-68.

88 Eitler/Scheer: „Emotionengeschichte“, S. 290.

sense are manipulations of body and mind to evoke feelings where there are none, to focus diffuse arousals and give them an intelligible shape, or to change or remove emotions already there.”<sup>89</sup>

Emotionale Praktiken sind in diesem Sinne als instabil und offen zu verstehen und erfordern Wiederholungen, die sich in der historisch-materiellen Konstitution von Körpern niederschlagen.<sup>90</sup> Ohne unzulässig zu verallgemeinern, lässt sich diese Überlegung nutzen, um ein gemeinsames Merkmal von Rauschpraktiken zu finden, das dann historisch und vergleichend analysiert werden kann. Selbstverständlich variierte stark, unter welchen Umständen, aus welchen Motivationen heraus, auf welche Weise und mit welchen Auswirkungen Körper in Rausch versetzt wurden. In praktischer Hinsicht treten aber doch Gemeinsamkeiten hervor: ‚Zitternde‘ Bekehrungen deutscher Methodisten in den USA, ‚Modellpsychosen‘ in Schweizer Experimentalsystemen der 1950er Jahre, psychedelische Erfahrungen‘ ein Jahrzehnt später, esoterische Körpertherapien oder auszehrende ‚Encounter‘-Gruppen vor der ‚Wende‘ und die rhythmisch-ausschweifenden Körper von Extremsportarten oder Technoparties nach Ende des Kalten Kriegs – sie alle operierten über Techniken zur Stimulierung und Intensivierung des Körpers.

Darüber hinaus ist als zentrales Merkmal von Rauschpraktiken festzuhalten, dass sie sich materiell in Körper und ihre Dispositionen<sup>91</sup> einprägten – in Bewegungsroutinen wie lockerem Zutrinken, ‚steilem Rauchen‘ eines Joints oder diszipliniertem Bergwandern, in Performanzen des hungerisenden ‚Jauchzens‘ durch Methodisten nicht weniger als im reinigenden ‚Chanten‘ von ‚Hare Krsna‘. Allerdings ging das Erlernen und Ausüben von Rauschtechniken nicht nur mit Nachahmen und Einstudieren von ‚entzückten‘ Bewegungsabläufen, ‚entspannten‘ Körperhaltungen oder ‚enthemmter‘ Gestik und Mimik einher. Es konnte ebenso vorübergehende oder langanhaltende Spuren hinterlassen, sei es in Erscheinungsbild und Kleidungsstil, in Muskulatur und Ernährungsgewohnheiten, in Organen

---

89 Scheer: „Are Emotions“, S. 209.

90 Eitler/Scheer: „Emotionengeschichte“, S. 292f.

91 Das ruft Pierre Bourdieus minimalistisches Verständnis von „natürlichen Dispositionen“ auf: „Von Dispositionen zu sprechen heißt einfach einer natürlichen Prädisposition der menschlichen Körper Rechnung tragen, und zwar laut Hume – wie ihn Deleuze versteht – der einzigen, die eine wissenschaftliche Anthropologie voraussetzen darf: der Konditionierbarkeit als natürlicher Fähigkeit, nicht naturgegebenem beliebige Fähigkeiten zu erwerben. Was Lebewesen angeht, heißt das Dasein erworbener Dispositionen leugnen soviel wie das Lernen als selektive und dauerhafte Umwandlung des Körpers durch Stärkung oder Schwächung synaptischer Verbindungen leugnen.“ Pierre Bourdieu: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/Mai 2004, S. 174-175.

wie Leber und Lunge oder auch auf Hautoberflächen.

Berausende und ekstatisierende Praktiken sind in dieser Sichtweise also auf Übung sowie auf die Vermittlung und Aneignung von Deutungs- und Praxiswissen angewiesen. Rauschkörper bilden sich in wiederholenden und produktiven Gefühlspraktiken heraus. Jene Prozesse können immer auch scheitern, etwa wenn angestrebte Gefühle sich partout nicht realisieren lassen, Unerwartetes verspürt wird oder unangemessen Empfindungen aufkommen. Zu untersuchen welche Rolle es spielte, wenn Rauschtechniken scheiterten – etwa wenn ‚mystische‘ LSD-Erlebnisse zu Horrortrips wurden, sich Heroin-‚Flashes‘ nicht oder nicht mehr einstellten oder das Rauchen eines Joints zu Husten statt zum ‚High‘ führte – wäre demnach Forschungsanstrengungen wert.

Zwei weitere Aspekte, unter denen sich Rauschgeschichte verstärkt als Körpergeschichte perspektivieren ließe, betreffen die Genealogie der Selbst-, Welt- und Sozialverhältnisse des sich berausenden Subjekts.<sup>92</sup> Spätestens seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde jenem immer wieder zugemutet, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, ob, wann und wie es sich berauscht und warum. Dafür sorgten auf der einen Seite das Mehr-Angebot an Rauschmitteln oder -techniken und das Bestreben, diese zu nutzen, um sich mit ihnen selbst zu erkennen oder zu vergnügen. Gleichzeitig und auf der anderen Seite resultierte dies aus der öffentlichen Aufmerksamkeit, die moralische oder gesundheitliche Bedenken und politische Regulierungsmaßnahmen auslösten. Rausch wurde zu manchen, etwa festlichen, Anlässen erwartet, in anderen wiederum rundheraus abgelehnt. Moderne Rauschtechniken sind damit zum einen auf ihre Kontextualisierungen hin zu befragen. Zum anderen verorten sie das moderne Subjekt auf einem Spannungsfeld zwischen Selbstdisziplinierung und Affektkontrolle auf der einen, Selbststimulierung und Gefühlsnavigation auf der anderen Seite. Deswegen erscheint es uns plausibel und forschungstechnisch fruchtbar, die Selbsttechniken des Sich-Berausens auf beide Fluchtpunkte hin zu untersuchen – und so die Geschichte der Rauschkörper auf ihre Normierung und Normalisierung, aber auch ihre Stimulierung und Intensivierung hin zu erforschen. Nicht unbedingt als Alleinstellungsmerkmal, aber doch als spezifisch für Rauschtechniken als Körpertechniken kann dabei angesehen werden, dass in ihnen Selbst-

---

92 Zur Geschichte des Selbst siehe Pascal Eitler/Jens Elberfeld (Hgg.): *Zeitgeschichte*; zur Subjektivierungsforschung vgl. Alkemeyer/Budde/Freist (Hgg.): *Selbst-Bildungen*; Thomas Alkemeyer/Ulrich Bröckling/Tobias Peter (Hgg.): *Jenseits der Person. Zur Subjektivierung von Kollektiven* (Praktiken der Subjektivierung, Bd. 10). Bielefeld 2018; Andreas Reckwitz: *Subjekt*. Bielefeld 2007; Wiebke Wiebe: „Subjekt und Subjektivierung, Version: 1.0“. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, URL: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.572.v1> (letzter Zugriff am 30.4.2019).

kontrolle bis zu einem gewissen Grad aufgegeben oder aufs Spiel gesetzt wurde. Der durchaus erwartete, eingeplante, teilweise routinisiert oder ritualisiert herbeigeführte Kontrollverlust sollte in Zukunft, so unsere Anregung, nachhaltiger ins Zentrum der Körper- und Rauschhistorie rücken.

Um dies zu bewerkstelligen, kommen wir abschließend noch einmal auf Anregungen aus Akteur-Netzwerk-Theorie und Drogenforschung zurück. Emilie Gomart, Antoine Hennion und Cameron Duff haben vorgeschlagen, den Drogengebrauch in Konsumumgebungen als Körper/Subjekt-Netzwerke zu untersuchen, die Rauschereignisse oder -erlebnisse unter ganz bestimmten Konditionen ereignen lassen können.<sup>93</sup> Alle drei verwenden poststrukturalistische und praxeologische Herangehensweisen und bieten willkommene Anregungen für die Historisierung von be-rauschenden Praktiken, Ekstasegefühlen und Rauschkörpern. Unserer Lesart nach verbinden sie ausdrücklich die Frage nach Kontexten im sozial-materiellen Doppelsinn mit der Untersuchung von Körper- und Selbstführungstechniken.

In einem gemeinsamen Artikel<sup>94</sup> nehmen sich Gomart und Hennion Untersuchungsgegenstände vor, die weder als soziales oder intentionales Handeln, noch als rationale und geregelte Praktik/Praxis angemessen zu beschreiben seien: Musikliebhaber\*innen und Drogennutzer\*innen bzw. deren vergleichbares aber spezifisches *attachment* zu Musik einerseits, Drogen wie Heroin, Kokain und Methadon andererseits. Gomart und Hennion argumentieren gegen Handlungsmodelle, die *agency* und Effekte des Drogengebrauchs einseitig verorten und dadurch auf a) das Handeln autonomer und intentional agierender Subjekte, auf b) Determinanten des sozialen Milieus, gesellschaftlicher Strukturen, kultureller Deutungsarbeit oder aber c) auf Neurophysiologie und Stoffzusammensetzung reduzieren. Sie wenden sich also zu einem gewissen Grad gegen sozialkonstruktivistische Zugänge, die Drogenrausch und Musikgenuss auf gesellschaftliche Bedeutungszuschreibungen begrenzen, oder die Effekte von Substanzen oder Musikstücken lediglich als Ergebnisse sozialer Lernprozesse oder lokaler Interaktionszusammenhänge beschreiben können.

Stattdessen gehen Gomart und Hennion davon aus, dass die Fabrikation von Musik- und Drogenerfahrungen – Emotionen, Rausch, aber auch Ab-

---

93 Duff: Reassembling; Ders., Towards; Gomart/Hennion: A Sociology; Antoine Hennion: „Offene Objekte, Offene Subjekte? Körper und Dinge im Geflecht von Anhänglichkeit, Zuneigung und Verbundenheit“. In: *Zeitschrift für Medien-und Kulturforschung* 1 (2011), S. 93-109.

94 Gomart/Hennion: A Sociology; vgl. Die Diskussion des Ansatzes bei Gertenbach: Die Droge.

hängigkeit, Entzugs- und Substitutionsleiden, etc. – Effekte von Praktiken darstellen, die auf die Schultern mehrerer Entitäten verteilt sind. Zu diesen Handlungsträgern zählen je nach Kontext, menschliche und nichtmenschliche Körper, psychotrope Substanzen, Umgebungen oder Objekte, denen prinzipiell Mitwirkungspotentiale zugesprochen werden, die jedoch aktiviert werden müssen und auf ‚Konditionierungen‘ angewiesen sind. Drogen und Musik erlangen in diesem Wechselspiel erst ihr Wirkungspotential und ihre konkreten Wirkweisen. Sie werden erst in und von bestimmten Handlungskontexten zu Aktanten oder auch Akteuren<sup>95</sup>, zu Beteiligten an Rauschpraktiken, gemacht.

Genauso müssen musikalische Amateur\*innen und Drogenkonsumierende umsichtig daran arbeiten, von Sound, Instrumentgebrauch, Heroinspritzen oder auch Crack-Rauchen bewegt zu werden. Dazu gehörten die Einrichtung und Herrichtung von Umgebungen, Orten und Objekten nicht weniger als die Zurichtung von Körpern und Subjekten. Maßgeblich sei dabei, zu erkennen, dass in beiden Beispielfällen starke und bisweilen überwältigende Rauschgefühle zum Erscheinen gebracht würden, indem sich das Subjekt willentlich und aktiv ‚externen‘ Kräften übergibt oder auch unterwirft. Es wechselt zwischen ‚aktiver‘ Beteiligung und ‚passivem‘ Erleben hin und her. Genau in dieser Selbsttechnik – die sie auch als ‚Passion‘ bezeichnen – sehen Gomart und Hennion den Weg, auf dem Drogen- oder Musikliebende die Fertigkeiten erlernen und Expertise erhalten, die Bedingungen herbeizuführen, denen sie sich unterwerfen wollen und können.

## Facetten. Felder einer Rauschkörpergeschichte moderner Gesellschaften

Sowohl das Sprechen über als auch das Praktizieren von Rausch waren auf vielfältige Weise mit gesellschaftlichen Selbstverortungen und Weltsich-

---

95 Wenn Michel Callon, Bruno Latour und andere Vertreter\*innen der Akteur-Netzwerk-Theorie von ‚Akteuren‘ und ‚Aktanten‘ sprechen, geht es ihnen nicht um eine Neuauflage der Mensch/Ding- oder Subjekt/Objekt-Unterscheidung, in der Menschen, Subjekte, Gruppen, Organisationen usw. zu den Akteuren gerechnet werden und z.B. Objekte, Maschinen, Geräte, nicht-menschliche Lebewesen etc. zu den Aktanten. Gomart und Hennion interessieren sich schlichtweg für alles, das „etwas geschehen lässt“ („that which lets/makes happen“ („ce qui fait faire“) Gomart/Hennion: *A Sociology*, S. 226). Ein Aktant ist ganz in diesem Sinne nach Latour „jedes Ding, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht“ (Latour: *Eine neue Soziologie*, S. 123), ein Akteur „wer von vielen anderen zum Handeln gebracht wird“ und in *accounts/Berichten* – für Historiker\_innen also im Quellenmaterial – als Handlungsträger auftaucht (Latour: *Eine neue Soziologie*, S. 81 ff., S. 123).

ten verwoben und übten zudem Einfluss auf individuelle wie auch kollektive Handlungsweisen aus. Über Rausch wurde Wissen produziert; sei es, um ihn zu bekämpfen, sei es, um ihn zu erforschen oder sei es, um ihn zu erleben und zu verbreiten. Rauschpraktiken trugen zur Formierung von Kollektiven bei, waren aber ebenso als Techniken der Selbsterkenntnis oder Selbstbildung wirksam. Rauschverfahren und Rauscherfahrungen mobilisierten und versammelten daneben Akteur\*innen und Adressat\*innen mit unterschiedlichen Hintergründen und Zielen. Kurzum: Rausch spielte immer wieder eine wichtige Rolle für Modelle und Verfahren der Menschenführung: in der Gesetzgebung, in sozialen und ästhetischen Bewegungen, im Stadion oder im Labor, in Subkulturen oder am Schreibtisch. Der Umgang mit Rausch berührte und veränderte somit die Verhältnisse und Umgangsformen von Menschen mit sich selbst und miteinander.

Vor diesem Hintergrund lässt sich Rausch als Sonde verwenden, mit der sich bedeutende Erkenntnisse über die Geschichte der Moderne gewinnen lassen. Dabei bereichert die Hinwendung zu Rausch die Auseinandersetzung mit westlichen Modernen auf unterschiedlichen, mitunter verwobenen Ebenen: sie kann zur Beleuchtung gesellschaftlicher Transformationsprozesse beitragen, die Analyse historischer Machtverhältnisse erhellen sowie Einblicke in soziale und kulturelle Funktionsweisen spezifischer Milieus oder auch in Subjektivierungsprozesse gewähren. Im Folgenden möchten wir Erkenntnispotenziale aufzeigen, die eine historisch orientierte Beschäftigung mit Rausch und Ekstase für das historische Verständnis westlich-moderner Gesellschaften aufweist.

### **Rausch und gesellschaftliche Differenzkategorien**

Während des 19. und 20. Jahrhunderts waren Trance, Ekstase und Rausch auf vielfältige Weise in Prozesse sozialer Distinktion und Differenzierung eingebunden. Rauschdiskurse und Rauschpraktiken waren und sind signifikant von Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Alter oder *race*/Ethnizität strukturiert. Dies soll im Folgenden mit Fokus auf die Kategorie Geschlecht angerissen werden.

In einer zu Anfang des 21. Jahrhunderts in den USA durchgeführten quantitativen Untersuchung untersuchte Joseph O. Baker Zustände religiöser Ekstase und Trance und fragte danach, wie deren Auftreten von Klassenzugehörigkeit, Ethnizität und Alter beeinflusst wird.<sup>96</sup> In diesem Kontext beleuchtete Baker auch die Kategorie Geschlecht als eine Einflussgröße und kam zu dem Schluss, dass Männer mit einer größeren Wahrscheinlichkeit

---

<sup>96</sup> Joseph O. Baker: „The Variety of Religious Experiences“. In: *Review of Religious Research* 51, 1 (Sept. 2009), S. 39-54.

als Frauen religiöse Ekstasen erfahren.<sup>97</sup> Auch das Erleben substanzinduzierter Rauschzustände wird wesentlich durch die Kategorie Geschlecht geformt. In einer Studie, in der die britische Soziologin Fiona Measham Rauschmittelkonsum für den Norden Englands der 1990er Jahre untersucht, kommt sie zu dem Ergebnis, dass sich für die vorherigen Dekaden zum einen statistisch eine Zunahme des Rauschmittelkonsums unter Frauen feststellen lässt, zum anderen dass der Umgang mit diesen Substanzen deutlich vergeschlechtlicht ist. Sowohl die an den Konsum herangetragenen Erwartungen, die Ängste vor einem potenziellen Kontrollverlust, die konkreten Praktiken des Konsums sowie die angestrebten Rauschzustände korrelieren mit dem Geschlecht der Konsument\*innen.<sup>98</sup>

Zudem argumentiert Measham überzeugend, dass der Konsum von Rauschmitteln sowie die damit verbundenen Musik- und Freizeitkulturen ihrerseits eine Form des „doing gender“ darstellen.<sup>99</sup> In diesem Kontext verweist sie beispielsweise auf junge Clubbesucherinnen, die Rauschmittel als ein Instrument ansahen, eine von ihr als „club babe“ bezeichnete Weiblichkeitskonfiguration zu performen. Mitunter zielt der Substanzgebrauch in diesem Zusammenhang auch darauf ab, durch die gesteigerte Leistungsfähigkeit und den damit verbundenen Effekten auf Kalorienverbrauch und Muskulatur schlanke und durchtrainierte Körper herzustellen.<sup>100</sup>

Ob und in welchem Ausmaß Rausch und Ekstase als gesellschaftliche Bedrohung problematisiert wurden, hing u.a. damit zusammen, wer diese Körperzustände herbeiführte und welche Techniken sie dabei gebrauchte.<sup>101</sup> Zusammen mit anderen gesellschaftlichen Machtachsen strukturierte dabei die Kategorie Geschlecht wesentlich die Rausch- und Ekstasediskurse.<sup>102</sup> Dies zeigt sich deutlich an den Reaktionen, die der Konsum von Opiaten in den USA am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts hervorrief. Bildete der Gebrauch von Opiaten durch weiße Frauen der Mittelklasse ein medizinisch akzeptiertes Mittel, um zum Beispiel das Phäno-

---

97 Baker: „Religious Experiences“, S. 48-50.

98 Fiona Measham: „Doing Gender‘ – ‘Doing Drugs‘. Conceptualizing the Gendering of Drugs Cultures“. In: *Contemporary Drug Problems* 29 (2002), S. 335-373, hier S. 341.

99 Ebd. S. 349f.

100 Ebd. S. 355f.

101 Jakob Tanner verweist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der in Europa zirkulierenden Amerikabilder für die Herausbildung der Vorstellungen vom sogenannten ‚Drogenproblem‘ in westeuropäischen Ländern in den 1960ern (Tanner, „Amerikanische Drogen“, S. 268).

102 Zur Interdependenz der Kategorien Klasse, race/Ethnie, Sexualität oder Geschlecht siehe u.a. Nine Degele/Gabriele Winker: *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld 2009.



Aus: *The Mascot*, 3.8.1889, S. 1, Howard-Tilton Memorial Library, Tulane University.

men der sogenannten ‚weiblichen Hysterie‘ zu behandeln,<sup>103</sup> wurde das Rauchen von Opiaten im Kontext der sogenannten *Yellow Peril* als eine fundamentale Gefahr für den Erhalt der *White Supremacy* wahrgenommen.<sup>104</sup> Dies zeigte sich deutlich in dem Cartoon „In the Embrace of a Monster“, der am 3. August 1889 in der in New Orléans publizierte Wochenzeitschrift *The Mascot* veröffentlicht wurde.

Der Cartoon zeigt einen Ausschnitt einer sogenannten Opiumhöhle, die in zeitgenössischen Vorstellungswelten eng mit chinesischen Migrant\*innen verknüpft war. Auch der auf dem Bild ersichtliche Lampion markiert den

103 Mara L. Keire: „Dope Fiends and Degenerates. The Gendering of Addiction in the Early Twentieth Century“. In: *Journal of Social History* 31, 4 (Sommer 1998), S. 809-822, hier S. 809.

104 Diana L. Ahmad: *The Opium Debate and Chinese Exclusion Laws in the Nineteenth-Century American West*. Reno 2007; Marcus Aurin: „Chasing the Dragon. The Cultural Metamorphosis of Opium in the United States, 1825-1935“. In: *Medical Anthropology Quarterly* 14, 3 (Sept. 2000), S. 414-441, hier S. 431; Gary Hoppenstand: „Yellow Devil Doctors and Opium Dens: The Yellow Peril Stereotype in Mass Media Entertainment“. In: Jack Nachbar/Kevin Laue (Hgg.): *Popular Culture. An Introductory Text*. Bowling Green 1992, S. 277-291; Keire, „Dope Fiends“, S. 812; Levinthal: *Drugs*, S. 8; zur ‚Yellow Peril‘ siehe u.a. Robert G. Lee: *Orientalism. Asian Americans in Popular Culture*. Philadelphia 1999; Björn A. Schmidt: *Visualizing Orientalism: Chinese Immigration and Race in U.S. Motion Pictures, 1910s-1930s*. Köln 2017; Richard Austin Thompson: *The Yellow Peril, 1890-1924*. New York 1978.

Raum als chinesisch. In dem bedrohlich wirkenden Raum sieht man im Hintergrund einen Mann Opium rauchen. Im Zentrum des Cartoons liegt eine *Weiß*e Frau schlafend auf einer Liege, während sie in einer Hand noch eine Opiumpfeife hält. Über sie beugen sich zwei ebenfalls berauschte sowie durch ihre Körperhaltung und ihre Physiognomie (Lippen, Finger) als lüstern gekennzeichnete chinesische Männer, die dem Anschein nach im Begriff sind, sexuelle Übergriffe auf die weiße Frau zu verüben. Vor der Bahre liegen zwei *Weiß*e Männer, die in ihrem Rauschzustand den Übergriff gar nicht erst zu realisieren oder ihm zumindest keine Aufmerksamkeit zu schenken scheinen.

Damit wurde Rauchopium in dem Cartoon durch seine enge Verknüpfung mit chinesischen Menschen und durch die unterschiedlichen Effekte, die der konsumierten Substanz auf Menschen verschiedener Ethnizität zugeschrieben wurden, rassifiziert. Darüber hinaus wurde es aber auch vergeschlechtlicht, indem es als Bedrohung für das hegemoniale Geschlechterverhältnis erscheint, das am Ende des 19. Jahrhunderts als Fundament der republikanischen Ordnung der USA verstanden wurde.<sup>105</sup> Einerseits wurden die ‚chinesischen‘ Männer als sexuelle Bedrohung für die angloamerikanische Frau und damit als Gefahr für den Erhalt einer tugendhaften angloamerikanischen Weiblichkeit, die fundamental auf weiblich-sexueller ‚Reinheit‘ aufbaute, dargestellt. Andererseits wird dem Konsum von Rauchopium eine ‚entmännlichende‘ Wirkung auf angloamerikanische Männer attribuiert, da diese unter dem Einfluss der Substanz entweder nicht wilens oder unfähig waren, die Frau vor dem Angriff auf ihre ‚weibliche Reinheit‘ zu bewahren. Damit wurden chinesische Menschen sowie die mit ihnen verknüpften Rauschmittel und -praktiken in dem Cartoon als eine fundamentale Bedrohung für die USA entworfen, die sowohl eine Unterdrückung des Rauchopiums als auch die Kontrolle über ihre Träger\*innen nötig machte.

---

105 Seit der Gründung waren in den USA republikanische Tugenden aufs Engste an Männlichkeit geknüpft. Während tugendhafte – und das hieß ‚weiße‘ – Männlichkeit als Fundament des gesellschaftlichen Systems und der Prosperität der Nation verstanden wurde, zog Weiblichkeit ihre Bedeutung primär aus ihrem Verhältnis zu Männlichkeit. Weiblichkeit wurde daran gemessen, ob sie die Ausbildung und Reproduktion von Männlichkeit nicht gefährde oder gar verunmögliche (Jürgen Martschukat: „Vaterfigur und Gesellschaftsordnung um 1800“. In: Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz (Hgg.): *Väter, Soldaten, Liebhaber. Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas*. Bielefeld 2007, S. 83-100; Evelyn Nakano Glenn: *Unequal Freedom. How Race and Gender Shaped American Citizenship and Labor*. Cambridge 2002, S. 58).

## Rausch und (post)koloniale Weltbilder

Politische Aktivist\*innen und kritische Forscher\*innen haben schon seit dem frühen 20. Jahrhundert immer wieder darauf hingewiesen, dass sich die westliche Moderne *als Moderne per se* nicht zuletzt über die Wertschätzung disziplinierter Lebensführung und rationalen Denkens entwarf.<sup>106</sup> Das geschah bekanntlich in Abgrenzung zu als vormodern oder nicht-modern kategorisierten Bevölkerungsgruppen. Die vermeintlich aufgeklärten und selbstregierten modernen westlichen Subjekte wurden dabei mit u.a. als ‚unzivilisiert‘, abergläubisch oder sexuell ‚tugendlos‘ entworfenen und somit als unmodern rubrizierten Menschen nichtwestlicher Länder kontrastiert.<sup>107</sup> Genau in dieses Raster fügte sich die Auseinandersetzung mit den Ekstasetechniken oder Rauschritualen der außereuropäischen Welt reibungslos ein.

Im Zusammenhang dieser westlichen Selbstentwürfe entbrannten zahlreiche Debatten um die vermeintliche Rückständigkeit oder ‚Modernität‘ bestimmter Rausch- und Trancepraktiken, die wesentlich von rassistischen, klassistischen und vergeschlechtlichten Selbst- und Fremdbildern strukturiert waren.<sup>108</sup> Ein ganzes Spektrum an Erfahrungen und Praktiken wurde als der westlichen Moderne nicht zugehörig benannt, von dieser ausgeschlossen oder eingehegt und in nicht-modernen Territorien verortet. Rauschdiskurse (re-)produzierten in diesem Zusammenhang eine imaginäre Kartographie, die zeitlich und räumlich funktionierte. Über Fortschrittsdiskurse wurden Räusche in ein ‚Früher‘ verlagert, über Exotisierungs- und Orientalisierungsdiskurse außerhalb Europas und Nordamerikas verortet. In diesem Sinne beschreibt Joseph Conrad in dem 1899 erstmals publizierte Bestseller *Heart of Darkness* Trancepraktiken als einen wesentlichen kulturellen Bestandteil des Lebens der als rückständig dargestellten Menschen in Zentralafrika,<sup>109</sup> im kolonialen Indien sahen Kolonialbeamte in Praktiken wie dem *hookswinging*, das häufig mit Trancezuständen verbunden war, einen Ausdruck der ‚Barbarei‘ der hinduistischen Bevölkerung,<sup>110</sup> und frühe Orientalisten verdammt den

---

106 Ann Laura Stoler: *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham, London 1995, S. 8.

107 Ebd., S. 11.

108 Marcus Hahn/Erhard Schüttzel: „Einleitung.“ In: Dies. (Hgg.): *Trancemedien*, S. 9f.; John F. Richards: „Opium and the British Indian Empire. The Royal Commission of 1895.“ In: *Modern Asian Studies* 36, 2 (2002); S. 375-420.

109 Nidesh Lawtoo: „A Picture of Europe. Possession Trance in ‘Heart of Darkness’“. In: *Novel. A Forum on Fiction* 45, 3 (Herbst 2012), S. 409-432, hier S. 415.

110 Nicholas B. Dirks: „The Policing of Tradition. Colonialism and Anthropology in Southern India“. In: *Comparative Studies in Society and History* 39, 1 (Jan. 1997), S. 182-212, S. 188; J. H. Powell: „Hook-Swinging‘ in India. A Description of the Ceremony,

Tantrismus wegen seiner sexuellen ‚Zügellosigkeit‘.<sup>111</sup>

Jedoch haben solche Markierungen von Rausch, Ekstase und Trance offenbar keineswegs zu einer gänzlichen Verbannung dieser Körperzustände aus westlichen Ländern geführt. Ganz im Gegenteil bahnte diese Verknüpfung von Rausch-, Ekstase- und Trancepraktiken mit vermeintlich unverfälschteren, ‚lebendigen‘ und ‚uralten‘ Traditionen ihrer Verbreitung in westlichen Gesellschaften mitunter erst den Weg. Der Historiker Ulrich Linse hat gezeigt, wie fernöstliche spirituelle, religiöse oder philosophische Lehren, die in deutschsprachigen, gebildeten Kreisen bereits im 18. und 19. Jahrhundert bekannt waren, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert Eingang in alternative und lebensreformerische Alltagspraktiken fanden.<sup>112</sup> Dabei gründete diese Rezeption und Aneignung ganz wesentlich auf Prozessen der Homogenisierung und der Exotisierung fernöstlicher Gesellschaften und lässt sich somit als eine Form des von Edward Said beschriebenen Orientalismus begreifen, allerdings unter umgekehrten Vorzeichen.<sup>113</sup> Eine von Said als grundlegend für orientalistische Sichtweisen beschriebene diametrale Gegenüberstellung von Ost und West charakterisierte die Sicht auf ‚den Osten‘ in lebensreformerischen und alternativen Kreisen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts.<sup>114</sup> Dabei machte gerade die vermeintliche Nichtmodernität ‚des Ostens‘ dessen Reiz für die frühen alternativkulturellen Milieus aus. Auf der Folie eines derartigen Verständnisses ‚des Ostens‘ wurden Versatzstücke spiritueller und philosophischer Lehren wie des Taoismus in lebensreformerische Programmatiken eingebunden, um diese gegen die als rationalistisch und den Körper unterdrückend begriffenen Verhältnisse in westlichen Gesellschaften in Stellung zu bringen. Mitunter stark modifiziert fanden in diesem Zusammenhang religiöse Trancepraktiken wie Meditation Eingang in alternative Kreise oder es entstanden unter Bezugnahme auf fernöstliche Lehren spirituell-sexuelle Praktiken wie Karezza, die auf die Steigerung der erotischen Kräfte und die Hervorbringung eines spirituellen Hochgefühls ab-

---

and an Enquiry into Its Origin and Significance“. In: *Folklore* 25, 2 (30. Juni 1914), S. 147-197, hier S. 157f.

111 Hugh B. Urban: „The Cult of Ecstasy. Tantrism, the New Age, and the Spiritual Logic of Late Capitalism“. In: *History of Religions* 39, 3 (Feb. 2000), S. 268-304, hier S. 269, 274.

112 Ulrich Linse: „Asien als Alternative? Die Alternativkulturen der Weimarer Zeit“. In: Hans G. Kippenberg/Brigitte Luchesi: *Religionswissenschaft und Kulturkritik*. Marburg 1991, S. 325-364, hier S. 325-327.

113 Edward Said: *Orientalismus*. Frankfurt/Main 2014.

114 Zitiert nach: Linse: „Asien“, S. 333.

zielte.<sup>115</sup>

Exotismus und Orientalismus bildeten auch im Kontext der Körperpolitiken westlicher Alternativkulturen in den 1960er und 1970er Jahre mehr denn je eine bedeutende Einflussgröße.<sup>116</sup> Wie einige Dekaden zuvor wurden die alternativen Milieus von einer immensen Begeisterung für ‚fernöstliche Lehren‘ und ‚indianische Weisheit‘ erfasst, mittels derer man die als rationalistisch und kalt kritisierten gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern suchte.<sup>117</sup> Damit stießen sie auch auf großen Anklang in der Mehrheitsgesellschaft, insbesondere unter gesundheitlichen Gesichtspunkten.<sup>118</sup> Helfen sollten bei diesem Projekt u.a. die Adaption vermeintlich nicht-westlicher Heilverfahren aus ‚asiatischen‘ Meditationsschulen, befreiend-befriedigende Sexualkünste sowie der Konsum von als nicht-westlich beschriebenen Rauschmitteln wie Marihuana, ‚orientalischem‘ Haschisch oder ‚mittelamerikanischem‘ Meskalin aus dem Peyote-Kaktus.<sup>119</sup> Vergleichbares kann man bei den orangerotgewandeten Anhänger\*innen Bhagwans zeigen, die ihre Zuwendung zu Techniken und Lehren erneut damit begründeten, dass die darin zentralen ekstatischen Körpererfahrungen sie von der westlichen Übrationalisierung ‚befreiten‘ und ‚heilten‘. Dabei war Bhagwans Sannyasins und anderen Protagonist\*innen des ‚Esoterik-Booms‘ der Siebziger und Achtziger Jahre gerade nicht daran gelegen, in ein vormodernes Stadium zurückzukehren, sondern, ganz im Gegenteil, ein Neues Zeitalter einzuleiten.<sup>120</sup>

---

115 Ebd. S. 343f; Heinz Schott: „Mesmerism, Sexuality, and Medicine. ‘Karezza’ and the Sexual Reform Movement“. In: *Cultural and Religious Studies*, 3, 4 (2015), S. 211-216, hier S. 213.

116 Pascal Eitler: „‘Alternative’ Religion. Subjektivierungspraktiken und Politisierungsstrategien im ‚New Age‘ (Westdeutschland 1970-1990)“. In: Reichardt/Siegfried (Hgg.): *Das Alternative Milieu*, S. 335-352; Ders.: „Körper - Kosmos - Kybernetik. Transformationen der Religionen im ‚New Age‘ (Westdeutschland 1970-1990)“. In: *Zeithistorische Forschungen* 4, 1-2 (2007), S. 116-136.

117 Isabel Richter: „Die Osterweiterung des Bewusstseins. Techniken der Selbstentgrenzung in den langen 1960er Jahren“. In: *Mittelweg* 36 25, 4-5 (2016), S. 107-126; Schleking: „Drogen“, S. 304f; Feustel: *Anzug*, S. 68-75.

118 Um eine stärkere Berücksichtigung von Orientalisierungsprozessen in der Deutschen Zeitgeschichte dies- und jenseits des religiösen Feldes bemüht sich seit langem Pascal Eitler: „Lebensführung, Menschenführung und die Gesellschaftsgeschichte Westdeutschlands um 1968“. In: Claudia Lepp/Harry Oelke/Detlef Pollack (Hgg.), *Religion und Lebensführung im Umbruch der langen 1960er Jahre* (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Bd. 65). Göttingen 2016, S. 65-97; Ders.: „Der kurze Weg nach ‚Osten‘. Orientalisierungsprozesse in der Bundesrepublik Deutschland um und nach 1968“. In: Axel Schildt (Hg.): *Von draußen. Ausländische intellektuelle Einflüsse in der Bundesrepublik bis 1990*. Göttingen 2016, S. 288-305.

119 Eitler: „Weg“; Schleking: „Drogen“. S. 305-310.

120 Urban, „Cult of Ecstasy“, S. 269; Ders.: *Zorba the Buddha. Sex, Spirituality, and Capi-*

Mitunter wurden Rauschmittel dabei so eng mit fernöstlichen Religionen verwoben, dass deren Gebrauch als *conditio sine qua non* für das ‚wahre‘ Buddhistsein gesetzt wurde. Eine junge Belgierin, die auf dem *hippie trail* nach Indien gelangt war, erklärte dem indischen Soziologen Tribhuwan Kapur, dass die Menschen Buddha bisher falsch verstanden hätten und der Konsum von Rauschmitteln neben einer promiskuen Sexualität Bestandteil eines ‚wahren‘ buddhistischen Lebens sei.<sup>121</sup> Zumindest bei einigen Alternativbewegten ging die Aneignung fernöstlicher Religionen also mit einer Abwertung der Menschen in den fernöstlichen Ländern in dem Sinne einher, als dass in den Vorstellungen westlicher Alternativkultureller „the true Hippie was the only true Buddhist left“.<sup>122</sup>

Jedoch wurde in westlichen Gesellschaften offensichtlich nicht jede Form des Rausches und der Ekstase in Kontrast zur Moderne gesetzt. Vielmehr konnten diese auch als aufs Engste mit dem Aufstieg des Zeitalters der Moderne verknüpft wahrgenommen werden. Beispielsweise evozierte das Fahren mit der Eisenbahn und die damit verbundenen neuartigen Erfahrungen des beschleunigten Reisens anfänglich bei vielen Reisenden in Europa Rausch- und Trancezustände.<sup>123</sup> Vor dem Hintergrund des hier aufscheinenden ambivalenten Verhältnisses zwischen Moderne und Rausch erscheint es uns lohnenswert, einen genaueren Blick auf die Mechanismen zu richten, die der Etikettierung von Rausch- und Ekstaseformen als ‚modern‘ bzw. ‚unmodern‘ zugrunde lagen.

### **Rausch, Konflikte und gesellschaftlicher Wandel**

Rausch, Ekstase und Trance hatten eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für gesellschaftliche Transformationsprozesse. Als Waren waren Rauschmittel zum Beispiel im Kontext des Kolonialismus und des Sklav\*innenhandels in Prozesse der Kapitalakkumulation eingebunden,<sup>124</sup> die die Voraussetzung für die Durchsetzung des industriellen Kapitalismus in westlichen Ländern bildeten.<sup>125</sup> In den Zeitaltern der Aufklärung und der industriellen Moderne fungierten sie als Negativfolie

---

*talism in the Global Osho Movement*. Oakland, California 2015.

121 Tribhuwan Kapur: *Hippies. A Study of their Drug Habits and Sexual Customs*. New Delhi 1981, S. 173.

122 Ebd., S. 170.

123 Peter Borscheid: *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*. Frankfurt/Main 2004, S. 124f.

124 Courtwright: *Forces*, S. 4f.; Schivelbusch: *Paradies*, S. 231.

125 Michael Zeuske: „Karl Marx, Sklaverei, Formationstheorie, ursprüngliche Akkumulation und Global South. Eine globalhistorische Skizze“. In: Felix Wemheuer (Hg.): *Marx und der globale Süden*. Köln 2016, S. 96-144, hier S. 104f.

in Prozessen bürgerlicher Subjektivierung und der Herstellung bzw. Reproduktion einer industriell-kapitalistischen Ordnung.<sup>126</sup> Trotz oder gerade wegen dieser Entwicklungen und hegemonialen Subjektmodelle kam es gleichzeitig zu einem Anschwellen und einer signifikanten Ausdifferenzierung der Praktiken und Diskurse über Ekstase, Trance und Rausch. Eine Vielzahl sozialer Felder oder Sphären setzte sich gleichzeitig oder sukzessive mit Rauschphänomenen auseinander: Politik und Recht, Wissenschaft und Religion, Erziehung und Therapie, Massenmedien und Kunst, Sport und Populärkultur. Sie alle sahen sich herausgefordert beispielsweise Sexualität, abweichendes Verhalten oder Rauschmittelwirkungen zu problematisieren, zu beleuchten und strategisch anzugehen. Dabei konkurrierten die Felder um die Deutungshoheit über das ‚richtige‘ Rauschverständnis, gerieten in Konflikt miteinander und arbeiteten sich aneinander ab.

Zusätzlich zu diesen Feldern können Rausch und Ekstase auch Auskunft über Risse und Spannungen geben, die das ökonomische Feld durchzogen. Während mit zunehmender Industrialisierung der Gebrauch von Rauschmitteln in vielen Sektoren zu einem Problem in den Prozessen der Verwertung der Arbeitskraft geriet, werden in anderen Sektoren wie dem Fischfang Drogen als Mittel eingesetzt, um die Crew und damit die notwendige Arbeitskraft an das Boot zu binden. David Courtwright hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass sich beispielsweise die Haltungen unterschiedlicher Kapitalfraktionen zum Gebrauch von Rauschmitteln mitunter signifikant unterscheiden.<sup>127</sup>

Nicht nur an der Industrialisierung im langen 19. Jahrhundert, sondern auch am Aufstieg der sogenannten postindustriellen Moderne hatten Rauschkörper einen bedeutenden Anteil. Dieser Zusammenhang soll im Folgenden am Beispiel alternativkultureller Politiken des Rausches skizziert werden.<sup>128</sup> Im Streben der sich in den 1960er Jahren herausbildenden alternativkulturellen Milieus nach einer neuen, durch Solidarität, Nachhaltigkeit, Natürlichkeit, Selbstverwirklichung und Ganzheitlichkeit charakterisierten Gesellschaft bildete die Arbeit am Selbst ein zentrales Mittel.<sup>129</sup> In diesem Kontext nahmen sowohl der Gebrauch psychedeli-

---

126 Freytag/Sawicki: „Verzauberte Moderne“, S. 13; Michael Schetsche/Renate-Berénike Schmidt: „Einleitung. Außergewöhnliche Bewusstseinszustände“. In: Dies. (Hgg.): *Rausch*, S. 7-31, hier S. 8f.

127 Courtwright: *Forces*, S. 136, 175.

128 Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*. Berlin 2014, S. 34-38.

129 Zu gegen- und alternativkulturellen Milieus siehe u.a. Peter Braunstein/Michael William Doyle (Hgg.): „Introduction. Historicizing the American Counterculture of the 1960s and ‘70s“. In: Dies. (Hgg.): *Imagine Nation*, S. 5-14; Sven Reichardt/Detlef Sieg-

scher Rauschmittel, das Erleben einer ‚befreiten‘, ‚orgastischen‘ Sexualität, das Hören und Machen von sowie das Tanzen zu Musik oder auch das Herbeiführen spiritueller Trancezustände eine bedeutende Rolle ein.<sup>130</sup>

Ekstase, Rausch und Trance waren somit häufig Bestandteil in Konflikten zwischen unterschiedlichen Akteur\*innen. Ekstase, Trance und damit verbunden die Begriffe ‚Sucht‘ und ‚Abhängigkeit‘, bildeten einen wichtigen Bestandteil in den Auseinandersetzungen zwischen etablierten religiösen Institutionen und Neuen Religiösen Bewegungen, die in vielen westlichen Ländern seit den 1960er Jahren enorm an Einfluss gewannen.<sup>131</sup> Zudem entbrannten um die Themen ‚Sexualität‘ und ‚Rauschmittelkonsum‘ heftige politische Debatten. So sahen Konservative und Rechte in Rauschmitteln und ‚befreiter‘ Sexualität einen fundamentalen Angriff auf ‚Volk‘, ‚Nation‘ und deren Wohlergehen.<sup>132</sup> Historisch orientierte Auseinandersetzungen mit derartigen Kontroversen können also bedeutende Erkenntnisse über zeitgenössische Vorstellungen von Gesellschaft/Gemeinschaft liefern.

Obwohl sich die linksalternativen Milieus in ihrem Selbstverständnis gegen Formen westlich-moderner Vergesellschaftung richteten, hatten sie in einer längerfristigen Perspektive einen nicht unerheblichen Anteil an der Entstehung und Formung der postindustriellen Moderne und der damit verbundenen Subjekttypen.<sup>133</sup> In diesem Zusammenhang verweist der Historiker Detlef Siegfried zum Beispiel auf die Avantgardefunktion

---

fried: „Das Alternative Milieu. Konturen einer Lebensform“. In: Dies. (Hgg.): *Das Alternative Milieu*, S. 9-24.

- 130 Siehe u.a. Farber: „Intoxicated State“; Dagmar Herzog: *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. München 2005 S. 269-270; Kristoff Kerl: „Welchen Sound hat Haschisch? Rausch, Popmusik und psychedelische Drogen in bundesrepublikanischen Gegenkulturen um 1970“. In: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 46 (2018), S. 93-116; Rorabaugh: *Hippies*, S. 49, 112; Schleking: „Drogen“, S. 293-326; Ders.: „Psychedelic Fears“.
- 131 Lambert Dolphin jr.: *Meine Erfahrungen mit LSD. Das Rauschgiffterlebnis und das Unterbewußtsein*. Wuppertal 1973; Alan W. Watts: *Kosmologie der Freude*. Darmstadt 1972, S. 33. Siehe in diesem Zusammenhang auch das Dissertationsprojekt von Florian Schleking zu Gefühlen und Neuer Religiosität in der Bundesrepublik Deutschland in den 1970er Jahren.
- 132 Georg Siebers: *Zeitalter im Rausch. Geistige Irrwege in der Gegenwart*. Stuttgart 1973, insbesondere die Kapitel „Sex- und Pornowellen“ und „Rauschgiftwellen“; [unbekannt]: „The Hellcats. Some Pertinent and Impertinent Notes on the Causes and Significance of the Boom in Female Violence“. In: *Instauration* 1, 3 (Februar 1976), S. 3, 14-17.
- 133 Detlef Siegfried: „The Emergence of the Post-national Subject. Identity Constructions in European Alternative Milieus, 1966-83“. In: Rasmus Mariager/Helle Porsdam (Hgg.): *The ‘Long 1970s’: Human Rights, East-West Détente, and Transnational Relations*. London, New York 2016, S. 187-206, hier S. 203.

dieser Milieus bei der Herausbildung eines „post-national subject“, für die unterschiedliche Praktiken transnationaler Mobilität von großer Bedeutung waren.<sup>134</sup>

Als ein Motor dieser grenzüberschreitenden Kontakte und Reiseaktivitäten waren gegenkulturelle Politiken des Rausches wesentlich an der Hervorbringung dieses neuartigen Subjekttypus beteiligt. Der Konsum psychedelischer Rauschmittel, die ‚Befreiung‘ der Sexualität sowie auch die Suche nach neuen spirituellen oder auch musikalischen Erfahrungen reizten auf mannigfaltige Art und Weise, zum Beispiel durch die vielfältigen Reiseaktivitäten, grenzüberschreitende Kontakte zwischen Mitgliedern linksalternativer Milieus an.<sup>135</sup> Zudem bildeten die Rauschpraktiken ein wichtiges Schmiermittel transnationaler gegenkultureller Vergemeinschaftung.<sup>136</sup> Vor diesem Hintergrund beschrieb der britische Gegenkulturelle Richard Neville den „pot trail“ als „the accomplishment of the creation of an international community“.<sup>137</sup>

Aktuell sind wieder neue Facetten der Relation zwischen diesen Substanzen und sogenannten postindustriellen Gesellschaftsverhältnissen zu identifizieren. Während bereits in den 1980er Jahren der Konsum von Kokain oder Ecstasy zunehmend ökonomisiert und als Mittel der Reproduktion der Arbeitskraft verstanden wurde,<sup>138</sup> verändern die gegenwärtig an Psychedelika herangetragenen Erwartungen sowie die damit verbundenen Modifikationen der Konsumpraktiken grundlegend das Verhältnis zwischen Rausch, Subjekt und Gesellschaft. In Form des *Microdosing* – einer Technik bei der Rauschwirkungen unterhalb der Wahrnehmungsschwelle bleiben – werden psychedelische Trips zunehmend durch sogenannte *Flows* ersetzt.<sup>139</sup> Daraus resultiert eine deutliche Modifikation und Expansion des Anwendungsfeldes dieser Substanzen. Nun zur Steigerung der Produktivität, der Kreativität und der sozialen

---

134 Ebd.; zu alternativem Tourismus siehe u.a. Richard Ivan Jobs: *Backpack Ambassadors. How Youth Travel Integrated Europe*. Chicago 2017; Isabel Richter: „Alternativer Tourismus in den 1960er und 1970er Jahren. Transkulturelle Flows und Resonanzen im 20. Jahrhundert“. In: Alexander Gallus/Axel Schildt/Detlef Siegfried: *Deutsche Zeitgeschichte – Transnational*. Göttingen 2015, S. 155-178.

135 Erik Cohen: „Nomads from Affluence“. In: *International Journal of Comparative Sociology* 14, 1-2 (1973) S. 89-10, S. 94; David Tomory: *A Season in Heaven. True Tales from the Road to Kathmandu*. London 1996, S. 11.

136 Richard Neville: *Play Power. Exploring the International Underground*. New York 1971, S. 232-235.

137 Ebd., S. 217.

138 Feustel: *Grenzgänge*.

139 Das Konzept des *Flows* wurde von Mihaly Csikszentmihalyi begründet. Siehe u.a. Mihaly Csikszentmihalyi: *Flow. The Psychology of Optimal Experience*. New York 2008.

Kompetenzen gebraucht, geraten diese zunehmend zu einem festen Bestandteil des Arbeitslebens in Kreativ- und IT-Branchen, zum Beispiel im *Silicon Valley*.<sup>140</sup>

Auf analoge Weise ließen sich auch andere Rauschformen und Praktiken des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts befragen und auf ihre Begründungen, Ursachen und Wechselbeziehungen mit politischen, ökonomischen oder auch freizeitkulturellen Entwicklungen hin erörtern. So wäre es beispielsweise lohnenswert, der Frage nachzugehen, in welcher Weise das Aufkommen von Extrem- und Funsportarten, die häufig mit ekstatischen und rauschhaften Körpererfahrungen verbunden werden,<sup>141</sup> mit dem Aufstieg einer postindustriellen Gesellschaft verwoben ist.

## Schluss. Rausch-Körper-Verhältnisse

Seit dem 19. Jahrhundert wurden Auseinandersetzungen um das ‚richtige‘ Verständnis von Rausch und um sein Für und Wider unter politischen, moralischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgetragen. Sie drehten sich um Menschenbilder, soziale Ordnung und persönliche wie gesellschaftliche Selbstverständnisse. Gleichzeitig und in Verbindung mit diesem Rauschwissen kam es zu einer Auffächerung von Rauschtechniken und -erfahrungen. Ganz maßgeblich trugen hierzu neu entdeckte oder neu angeeignete Substanzen (Rauschmittel) bei, aber auch weiterentwickelte Techniken des Körpers und Konsums. Somit lassen sich entlang der Achsen ‚Zeit‘ und ‚Raum‘ vielfältige unterschiedliche Vorstellungen und Umgangsweisen mit Rausch feststellen, die wiederum mit verschiedenartigem körperlichem Erleben des Rausches einhergingen. Das Anliegen dieses Artikels ist es, diese verschiedenen Aspekte der Rauschgeschichte miteinander in Verbindung zu bringen und unter einer körperhistorisch informierten Perspektive anzugehen.

In der historisch ausgerichteten Forschung zu Rausch-Körper-Verhältnissen steht bisher der gesellschaftliche Umgang mit substanzinduzierten Rauschen im Zentrum der Auseinandersetzung. Das erklärt auch die nicht zu verkennende Schlagseite des vorliegenden Beitrags, der insbesondere Überlegungen, Zugänge und Befunde aus jenem Diskussionszusammenhang aufgegriffen hat. Er plädiert dafür, diese Fragerichtungen und

---

140 Kristoff Kerl: „Turn on, tune in, work hard. LSD auf dem Weg von den Gegenkulturen ins Silicon Valley“. In: *Geschichte der Gegenwart* (4.2.1018), URL: <https://geschichtedergegenwart.ch/turn-on-tune-in-work-hard-ldd-auf-dem-weg-von-den-gegenkulturen-ins-silicon-valley/> (letzter Zugriff am 11.7.2018).

141 Volker Caysa: „Fun. Lust oder Sucht?“ In: Uhlig/Thiele (Hgg.): *Rausch*, S. 99-119, hier S. 103.

Untersuchungswerkzeuge für einen integrativen Zugang fruchtbar zu machen, mit dem die Körpergeschichte verschiedener Rauschformen wie religiöse Trancezustände, Gewalträusche, sexuelle Ekstasen oder sportliche Räusche unter einem gemeinsamen Fluchtpunkt analysiert werden können. Inwieweit die hier entwickelte Perspektive trägt und übertragbar ist, muss aktuell notgedrungen noch offenbleiben, weil die geschichts-, sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung in diesem Bereich erst in den letzten Jahren wieder an Fahrt aufnimmt. In dieser Hinsicht lassen sich der Sammelband, den Michael Schetsche und Renate-Berenike Schmidt unter dem Titel *Rausch – Trance – Ekstase. Zur Kultur psychischer Ausnahmezustände* herausgegeben haben und auch das jüngst erschienene *Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive* von Robert Feustel, Henning Schmidt-Semisch und Ulrich Bröckling als Signale und Wegweiser werten.<sup>142</sup> Mit dem Artikel wollen wir darüber hinaus dazu anregen, neben der medialen Repräsentation, juristischen Reglementierung, polizeilichen Erfassung, öffentlichen Marginalisierung, wissenschaftlichen Thematisierung und medizinisch-therapeutischen Behandlung von Rauschkörpern die praktische Hervorbringung von Rauschereignissen noch stärker in den Vordergrund des Erkenntnisinteresses zu stellen.

Zu differenzieren und gegebenenfalls zu ergänzen sind vor allem die Modernisierungsmodelle, die unter Rekurs auf Weber und Elias von einer Verdrängung und Einhegung von Trance, Ekstase und Rausch in modernen Gesellschaften und Selbstbeschreibungen ausgehen oder diese nachzeichnen. Mit der Wende zum 20. Jahrhundert und mehr noch seit den 1960er Jahren verbreiteten sich schließlich immer neue Rauschmittel und Rauschtechniken, welche Gesellschaften und Subjekten zumuteten, sich mit den Möglichkeiten, Auswirkungen und Risiken von Rauschen auseinanderzusetzen. Bei der Untersuchung von Rauschkörpern plädieren wir dafür, die bisherigen wissenschaftlichen Zugriffe und Erkenntnisse aus Anthropologie, Literaturwissenschaften, Soziologie sowie den Geschichtswissenschaften zusammenzuführen und um Perspektiven, die den Fokus auf die konkreten Praktiken des Berausens richten, zu ergänzen.

Wir argumentieren für einen Forschungsansatz, der gesellschaftliche Kontexte des Sich-Berausens als Arrangements von Körpern, Räumen und Dingen perspektiviert und untersucht. Kulturelle Rahmen, soziale Verhältnisse oder historische Entwicklungen geraten damit gerade nicht aus dem Blick, sondern werden auf ihre Wechselwirkungen mit Rauschpraktiken, Orten, in denen diese vollzogen werden und den Ob-

---

142 Feustel/Schmidt-Semisch/Bröckling (Hgg.): *Handbuch*; Schetsche/Schmidt: *Rausch*.

jekten, die dabei Verwendung finden, hin befragt. Um gewinnbringende Analyseinstrumente zu gewinnen, wurden Zugänge aus Drogenforschung, Emotionengeschichte und Akteur-Netzwerk-Theorie diskutiert, mit denen sich Rausch als Körper- und Gefühlstechnik begreifen und untersuchen lässt. Diese Perspektive beleuchtet erstens Prozesse der Habitualisierung, des Lernens und Wiederholens spezifischer Praktiken, wirft zweitens Schlaglichter auf Verfahren zur Selbst-Stimulierung und Intensivierung des Körpers und rückt drittens Momente ins Fadenkreuz der Untersuchung, in denen Menschen sich einer Art des kontrollierten Kontrollverlusts unterworfen haben.

Mit einem derartig ausgestatteten Werkzeugkasten lassen sich wichtige Erkenntnisse über die Geschichte westlicher Modernen gewinnen. Das betrifft sowohl Konflikte darum, wer für die Behandlung und Interpretation von Rauschphänomenen zuständig war, die Akteursgruppen oder Gesellschaftsbereiche im langen 20. Jahrhundert immer wieder aufs Neue austrugen. Die hier vorgestellte Sichtweise bereichert außerdem die Beschäftigung mit innergesellschaftlichen Hierarchisierungen, globalen Machtverhältnissen und gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Dabei sollten Rauschpraktiken und -diskurse als grundlegend von Differenzkategorien strukturiert verstanden werden. Ob und wie Körper in Ekstase versetzt wurden, inwieweit Rauschzustände problematisiert, als gesellschaftliche Bedrohung kategorisiert und daraus die Notwendigkeit der Prävention und/oder Disziplinierung abgeleitet wurde, war und ist grundlegend von Kategorien wie Geschlecht, Alter, Klasse und *race*/Ethnie der Rauschsubjekte und ihrer Beobachter\*innen beeinflusst. Hinzu tritt die Frage, wie sich moderne Gesellschaften in der Auseinandersetzung mit berauschten Körpern als ‚modern‘ entwarfen und wie sie sich von anderen Gesellschaftsmodellen und -formationen abgrenzten. In diesem Zusammenhang kann es sich als überaus produktiv erweisen, einerseits auf intersektionale Theoriebildungen zurückzugreifen, andererseits der wandelhaften Exotisierung und Orientalisierung von Trance, Rausch und Ekstase mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Forschungstechnisch verspricht die historische Analyse von Rauschkörpern, einen gemeinsamen interdisziplinären Kommunikationsraum zu schaffen und die Chance zu eröffnen, neue Fragen zu stellen und marginalisierte Felder zu beforschen. Durch Untersuchungen zur Geschichte oder Genealogie von Rauschkörpern soll versucht werden verschiedene Rausche (z.B. Sex, Drogen, Religion, Tanz, Sport, Gewalt, Geschwindigkeit) zusammen, vergleichend oder auch in ihrer Verknüpfung unter einem gemeinsamen Blickpunkt zu behandeln. Indem wir mit ‚Rausch‘ ein Überthema wählen, das quer zu üblichen Feldern, Subdisziplinen und Spielarten historischer, sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschung

liegt, erhoffen wir uns einen vielversprechenden Austausch und gegenseitige Irritationen von Forscher\*innen, die üblicherweise in eng gezogenen Grenzen ihrer jeweiligen Fragestellungen, Fach- und Forschungsstraditionen arbeiten. Eine engere Verzahnung körpergeschichtlicher und praxeologischer Zugänge erscheint uns geeignet, um dem Sprechen über und Machen von Rauschen historisch beizukommen. Erstens kann auf diesem Weg nachgezeichnet und analysiert werden, was Akteure und Körper wissen, können und tun mussten, um sich zu berauschen. Damit geraten sowohl die soziohistorische Einbettung, als auch die Formen und Vermittlungswege von Deutungs- und Praxiswissen in den Blick. Zweitens lassen sich so Momente des Scheiterns von Rauschtechniken aufzeigen und deren Konsequenzen eruieren. Rausch lässt sich als eine ebenso strukturierte und regulierte wie in sich vielfältige und teils widersprüchliche, immer aber produktive Körpertechnik analysieren. Drittens erweisen sich in diesem Verständnis die Semantiken und Praktiken des Rauschs und die Kollektive und Selbstverhältnisse, die sich in ihnen bildeten und transformierten, immer auch – oder zuvorderst – als Feld, Stellgröße und Vehikel moderner Körperpolitik.

---

*Kristoff Kerl, Kontakt: Kristoff-Kerl(at)gmx.de, assoziierter Historiker an der Abteilung für Nordamerikanische Geschichte sowie short-term visiting fellow an der Harvard University Library. Arbeitsschwerpunkte sind die Geschichte von Antisemitismus und Rassismus, Geschlechtergeschichte, Geschichte westlicher Alternativkulturen, Geschichte der Sexualität und des Drogenkonsums. Aktuelles Forschungsprojekt zu Politiken des Rausches in linksalternativen Milieus in den USA, GB und der BRD von den 1960er bis in die frühen 1980er Jahre.*

*Florian Schlekking Kontakt: f.schleking(at)uni-koeln.de, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Neuere Geschichte / Zeitgeschichte, Universität zu Köln und Kollegiat an der a.r.t.e.s. Graduate School for the Humanities Cologne. Nach Studium Geschichte und Sozialwissenschaften an der Universität Bielefeld aktuelles Promotionsprojekt zu Kontroversen um Gefühle und Neue Religiosität in der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsschwerpunkte liegen u.a. in der Körper- und Emotionengeschichte und der Zeitgeschichte der Religion, des Drogenkonsums und des Selbst.*

# Nachfragen zur Drogen- und Rauschgeschichte. Ein Interview mit Jakob Tanner

Jakob Tanner / Kristoff Kerl / Florian Schleking

*English abstract: Jakob Tanner is one of the pioneers of body and drug history in German-speaking historiography. For decades he has been one of the most important protagonists of an analytical framework that combines social history with the history of knowledge and historical-anthropological approaches. In this interview, Tanner reflects upon the topic of this issue of Body Politics and explains how the concept ‚Rausch‘ can enrich and contribute to the historiographical examination of modern societies. Additionally, he discusses different theoretical and methodical approaches that are used in studies on the history of drugs and ‚Rausch‘. In this context, he also points to ideas and problems, which are currently debated in this field of historical studies. In addition to statements on the relation between language and ecstatic experiences, Tanner comments on classical narratives and new analytical tools. In the course of the interview, he repeatedly emphasizes the changing meanings, which different historical actors ascribed to states of ecstasy, trance, and intoxication. He draws attention to the interrelationships that shaped the perception of concepts and practices of drug use in specific historical constellations and contexts. Once more, Tanners statements direct the focus on the entanglement of notions of ‚Rausch‘, drug politics, and social power structures.*

Jakob Tanner ist einer der Wegbereiter körperhistorischer Zugänge und drogengeschichtlicher Fragestellungen in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. Er zählt darüber hinaus seit Jahrzehnten zu den wichtigsten Protagonisten einer Untersuchungsperspektive, die gesellschaftshistorische Erkenntnisinteressen auf produktive Weise mit wissensgeschichtlichen und historisch-anthropologischen Zugriffen amalgamiert. In diesem Interview reflektiert Tanner über die Klammer des vorliegenden Themenheftes von Body Politics und erläutert, welche Erkenntnispotentiale die Sonde ‚Rausch‘ für die Geschichte moderner Gesellschaften birgt. In seinen Antworten auf die Fragen der Herausgeber diskutiert Tanner Ansätze und Methoden der Drogen- und Rauschforschung und weist auf Anregungen und Probleme hin, mit denen sich die historische Erforschung zu Rauschkörpern auseinandersetzt. Neben heuristischen Fragen zum Verhältnis von Rauscherfahrungen und Spra-

che äußert sich Tanner zu klassischen Narrativen und neuen tools. Im Gespräch verweist Tanner immer wieder auf den Wandel der Funktionen und Bedeutungen des Rauschs in der sogenannten Moderne. Er macht auf die Wechselbeziehungen aufmerksam, die die Rauschverständnisse und -praktiken in spezifischen historischen Konstellationen und Kontexten prägten. Tanners Ausführungen lenken somit den Blick aufs Neue auf die Verflochtenheit von Rauschverständnissen und Drogenpolitiken mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen.

**Body Politics (B. P.): Unter dem Begriff ‚Rausch‘ lassen sich verschiedene Körperpraktiken und Körperzustände versammeln: der Blut- rausch, der Kriegsrausch, der Geschwindigkeitsrausch, der Drogen- und Alkoholrausch, religiöse Ekstasen, usw. Rauschgeschichte ist ein äußerst diverses und assoziationsreiches Feld. Welche gemeinsamen Nenner oder auch interessanten Ansatzpunkte würden Sie in diesem Feld ausmachen? Wo erkennen Sie Potenziale, wo aber auch Gefahren der Verwendung einer derartig breiten Klammer?**

Jakob Tanner (J. T.): Die Geschichte von Rauschzuständen deckt tatsächlich ein breites Spektrum ab und das Phänomen kann auf alle möglichen Bereiche übertragen werden, bei denen eine Übertreibung, ein überschießendes Verhalten oder eine *out-of-control*-Situation zu beobachten ist. So wird auch von „Konsumrausch“ gesprochen, mit dem sich eine moderne Wachstumsgesellschaft am Laufen hält – die „Konjunkturspritze“, mit der ein solches System in Krisenlagen wieder hochgefahren werden soll, verweist auf die Suchtmetaphorik dieses Sprachgebrauchs. Das kann einen Erklärungswert haben, führt aber oft zu schwammigen Bildern der Gesellschaft, die soziale Ungleichheit und kulturelle Praktiken hinter einer undifferenzierten Pauschalaussage verschwinden lässt.

Die semantische Kurzschließung von „Rausch“ und „Droge“ (bei der alles, was zum Rausch führt, per definitionem eine Droge ist) führt immerhin weg von einem chemischen Determinismus, der Rauscherfahrung ausschließlich mit der Einvernahme von psychoaktiven Stoffen in Verbindung bringt. Rausch hat etymologisch mehr mit Emotion zu tun, das Wort bedeutete anfänglich akustisches Rauschen oder „ungestüme Bewegung“. Diese drückt sich körperlich und geistig aus. Eine metaphorische Redeweise, die ich selbst in Vorlesungen zur Drogengeschichte häufig verwendet habe, geht von der Verhexung des menschlichen Verstandes durch Begriffe aus, die phantasmagorische Vorstellungen auslösen und die analytische Reflektionsfähigkeit in einem wüsten Wust von hyperaktiven Einbildungen stilllegen können.

So hat etwa der französische Philosoph und Schriftsteller Paul Valéry die

nationalen Geschichtsmythologien als die gemeingefährlichste Mischung bezeichnet, welche das Bewusstsein je produziert habe. Sie würde Menschen zum Träumen verführen, vergifte ihren Geist, beschwöre ein falsches Gedächtnis herauf, halte alte Wunden offen, verführe zur Megalomanie der Macht oder erzeuge Verfolgungsängste. Manche Nationen würden durch dieses Rauschmittel bitter, stolz und unausstehlich aufgeblasen. Der Literaturwissenschaftler Peter von Matt hat dieses Bild in seinem Buch über „Die tintenblauen Eidgenossen“ aufgegriffen. Als „Rauschmittel“ gehöre die Nationalgeschichte (auch von Matt versteht darunter mythologische Erzählungen vom eigenen Herkommen und den auf diesem Weg vollbrachten Heldentaten) „zu den großen Drogen der Menschheit“. Das Pendant zu diesem „Rauschcharakter der Geschichte“ sieht von Matt im *Cafard*, d.h. in einer „Kultur historischer Ernüchterung“, die dann akut wird, wenn die Höhenflüge des politisch Imaginären auf dem Boden sozialer Tatsachen zerschellen und der kollektive Taumel in eine depressive Befindlichkeit umschlägt.

Solche Überlegungen haben einen beträchtlichen heuristischen Wert; sie können auch für methodisch strenge Analysen in der Geschichtswissenschaft, der Kultursoziologie oder der Ethnologie weiterführende Impulse liefern. Die Untersuchung von „Kulturen des Rauschs“, wie sie Robert Feustel 2013 vorgelegt hat, ist ein gutes Beispiel dafür, macht sie doch den ausgeprägten Bedeutungswandel des „Rausches“ seit der Renaissance einsichtig. Körperzustände kommen in solchen Studien immer vermittelt ins Spiel. Gerade weil sich keine ahistorischen, überzeitlich gültigen Aussagen machen lassen, muss von konkreten Kontexten und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgegangen werden. Dabei gilt es, zwei analytische Tretfallen zu vermeiden. Erstens ist das eine narrative Dramatisierung, die aus jeder Lebensäußerung, die aus dem Mainstream der Normalität ausschert, einen „Rausch“ oder eine „Ekstase“ macht. Und zweitens sollten kulturübergreifende und -vergleichende Kollektivstereotype unterlaufen werden. Auf solche homogenisierenden Bilder setzt etwa Rudolf Gelpke in seiner Studie zum „Rausch im Orient und Okzident“ aus der Mitte der 1960er Jahre. Gelpke arbeitete hier stark mit den Stilmitteln einer Orientalisierung und Exotisierung. „Rausch“ wird da zu einem projektiven Phänomen; als Alternative zur „Rationalität“ ermöglicht er binäre Zuordnungen und legt eine schematische Gegenüberstellung von rauschhaftem Orient und rationalem Okzident nahe.

Summa summarum sehe ich durchaus das Problem einer Entgrenzung der Rausch-Drogen-Thematik, plädiere aber dennoch dafür, das Risiko einer „breiten semantischen Klammer“ zwischen diesen beiden Phänomenen einzugehen, weil dies die Erkenntnischancen beträchtlich erweitert;

dass es, wie erwähnt, Studien gibt, die in einer metaphorischen und inhaltlichen Überstrapazierung des Rauschmotivs steckenbleiben, ist in Kauf zu nehmen.

**B. P.: Sie haben in diesen Feldern primär zur Geschichte des Drogengebrauchs, der Drogenpolitik und der Drogenexperimente gearbeitet. Wie würden Sie das Verhältnis zwischen Drogengeschichte und Rauschgeschichte sehen und beschreiben?**

Was die Drogengeschichte im engeren Sinne betrifft, die sich mit Herstellung, Gebrauch, Bedeutung und den Wirkungen psychoaktiver, stimmungs- oder bewusstseinsverändernder Substanzen im weitesten Sinne befasst, so ist es sinnvoll, deren Materialität auf Begriffe wie „Rausch“, „Sucht“ oder „Abhängigkeit“ zu beziehen. So schlägt etwa Jonathan Lewy in seiner 2016 erschienen Studie *Drugs in Germany and the United States, 1819–1945. The Birth of Two Addictions* vor, die Historizität von Drogen über deren unterschiedliche und zeitlich sich verändernde Problematisierung als Sucht, Krankheit oder Abhängigkeit zu rekonstruieren.

Ein Buch, das ich immer wieder zur Hand nehme, weil es beim Lesen selbst halluzinierende Momente freisetzt, ist Piero Camporesis *Il pane selvaggio* (deutsch: „Das Brot der Träume“), das den sozialhistorischen Zusammenhang von Hunger und Halluzinationen im frühneuzeitlichen Europa beschreibt. Der massenhafte Konsum von Getreide, das mit Mutterkorn verseucht ist, erscheint hier als systematische Folge der Verarmung und Verelendung breiter Bevölkerungsschichten, denen nichts mehr anderes übrigbleibt, als diese vergiftete, brandgefährliche Nahrung zu sich zu nehmen, welche gleichzeitig das harte Elend durch rauschhaftes Erleben zu lindern vermochte. Camporesi zitiert Dokumente, in denen Veitstanz und Hexensabbat wild durcheinandergeraten. Es handelt sich um eines jener Bücher, die quellenkritisch problematisch, darstellerisch aber produktiv sind. Camporesi macht den starken Punkt, dass der Absturz der Massen in rauschhaftes Siechtum eine Machtstrategie war oder zumindest herrschaftsstabilisierend wirkte. Dafür wurde er kritisiert – diese Kritik war allerdings oft voreilig, weil sie einen Herrschaftsplot unterstellte, während es Camporesi eher um die soziale Logik von Verarmungsprozessen ging.

Dieses düstere Camporesi-Panorama siechender Massen verschwindet in der Aufklärung – zumindest im wissenschaftlich-medizinischen Diskurs. Das moderne Konzept der Suchterkrankung formte sich in einer medizinischen und einer sozialmoralischen Variante heraus. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts zirkulierte ein neues Wissen über alkoholhaltige Getränke. Die Erklärung verschob sich zunehmend von moralischen Defekten sündiger Menschen zur krankmachenden Wirkung der Stoffe. Es war der schotti-

sche Sozialmediziner und Marinearzt Thomas Trotter, der 1785 vorschlug, die Begierde nach Trunkenheit nicht als moralisches Versagen zu werten, sondern auf die chemische Natur der alkoholischen Getränke zurückzuführen. Einmal krank, d.h. dem habituellen Konsum verfallen, sollte der Trinker nicht der Sünde bezichtigt, sondern nach Möglichkeit geheilt werden. 1786 veröffentlichte Benjamin Rush ein *Moral and Physical Thermometer*, in dem er die verschiedenen Getränke (von Wasser und Milch bis zu Gin) auf einer hierarchischen, von Mäßigkeit zu Unmäßigkeit führenden Skala auftrug. Zu Beginn des 19. Jahrhundert publizierte Christoph Wilhelm Hufeland, einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit, die Aufklärungsschrift *Über die Vergiftung durch Branntwein* und stellte darin fest, die „Branntweinseuche“ sei deshalb „am furchtbarsten, weil man sie nicht für eine Krankheit hält“. 1829 übertrug Hufeland dieses Erklärungsmodell auf Opium und sprach erstmals von „Opiumsucht“. Mitte des 19. Jahrhundert kam dann der Begriff „Alkoholismus“ auf. In den 1870er Jahren, als Chloral und Bromide mit Opium als Schlafmittel zu konkurrieren begannen, wurden die „Morphiumsucht“ und schließlich der „Kokainismus“ als neue Krankheitsentitäten eingeführt. Es zeigt sich durchwegs, wie stark die Wertung von Drogen und die Wahrnehmung von Körperzuständen mit medizinischen Verwissenschaftlichungsprozessen interagierten.

**B.P.: Auf den ersten Blick scheinen Rausch, Ekstase und Trance zumindest in den Geschichtswissenschaften eher ein Nischen- oder auch Schattendasein zu fristen. Wie würden Sie das Desinteresse an Rauscherfahrungen und die tendenzielle Nichtberücksichtigung von Rauschkörpern in den heutigen historisch arbeitenden Sozial- und Kulturwissenschaften erklären?**

Ich würde diesen Befund einer Nicht-Berücksichtigung relativieren. Wenn wir die Blickrichtung ändern und fragen, wie sich das Erkenntnisinteresse – nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern auch in anderen kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen – auf die Ränder der Gesellschaft, auf abweichendes Verhalten, auf Marginalisierte und Diskriminierte, auf Kranke und „Irre“, auf Fremdes, auf „das Andere“ – verschoben hat, dann fügen sich Studien zu Rausch, Ekstase, Halluzination, Trance, Festkultur und psychedelischem Erleben in ein breiteres Feld ein, das zwar noch immer „unterforscht“ ist, in dem es jedoch einiges zur Kenntnis zu nehmen gilt.

Die schon erwähnte Studie von Robert Feustel zeigt, wie der Rausch im 19. Jahrhundert in einem medizinischen Kontext als „Wahnsinn auf Zeit“ gedeutet und damit in die psychiatrische Forschung integriert wurde. Der Begriff der „Modellpsychose“ fasst dieses Verständnis operativ, indem davon ausgegangen wird, es ließen sich durch psychoaktive Stoffe temporär psychotische Zustände erzeugen und wissenschaftlich

analysieren. Am andern Ende des Spektrums stehen Forschungsansätze, welche den Willen von Individuen und Gruppen, die „Pforten der Wahrnehmung“ zu durchqueren, um präzedenzlose Erfahrungen zu machen, dokumentieren. Studien zum Experimentieren mit LSD, Meskalin und Psilocybin gehören in diese Kategorie. Epistemologisch ergibt sich hier eine Unschärferelation, indem das Beobachten das Beobachtete zwangsläufig verändert. Sobald Rauscherfahrungen empirisch objektiviert oder sprachlich artikuliert werden, erscheinen sie kommensurabel. Von der wissenschaftlichen Beobachtungspraxis her zeigt sich dasselbe Problem als „performativer Widerspruch“. Einerseits können solche „Reisen“ den Beteiligten „die Sprache verschlagen“. Es wird dann z.B. gesagt, dass sich für das Rauscherlebnis „keine Worte“ finden lassen. Andererseits werden diese imaginären Vorgänge dann eben doch zum Thema gemacht und in dem Maße, in dem darüber berichtet wird, werden sie in eine symbolische Struktur – in sprachliche Ausdrucksformen – übersetzt (oder zurückübersetzt).

Wie schwierig dies ist, zeigte sich etwa im Good Friday-Experiment, das der Psychiater Walter Pahnke 1962 in der Marsh Chapel der Universität Boston durchführte. Während die Kontrollgruppe, die ein aktives Placebo konsumierte, nichts Nennenswertes verspürte, verstärkte sich in der Experimentalgruppe, der Psilocybin verabreicht wurde, eine religiöse Erfahrung, die allerdings hochgradig diskursiv modelliert war. Um sich ausdrücken zu können, schöpfte der Einzelne aus einem kollektiven Vorrat von Ausdrucksformen; die Rede von „authentischen Rauscherfahrungen“ führt also auf einen Holzweg. Der Drogengebrauch größerer kultureller Gruppen oder ganzer Gesellschaften wiederum lässt sich oft gar nicht darstellen, weil hier die Position eines von außen kommenden Beobachters nicht vorgesehen ist. Kommt eine solche Person dazu oder werden Registriergeräte oder Aufschreibesysteme eingeführt, so verändert das den Vorgang, und zwar auf beiden Seiten. Die epistemische Unschärferelation ist zugleich eine soziale Unbestimmtheitsrelation, denn der Beobachter wird im Vorgang des Beobachtens möglicherweise selbst verändert.

**B. P.: In welchen Bereichen hat die Forschung bereits weiterführende Zugänge und Methoden zum historischen Umgang mit Rauschphänomenen entwickelt? Wo sehen Sie weiterhin Desiderate oder auch neuerlichen Arbeitsbedarf? Und welche Rolle kann hier die Körpergeschichte spielen?**

J. T.: Ich denke, dass eine essentialistische Definition von „Rausch“ und „Körper“ nicht weiterführt. Dennoch lässt sich sagen, dass die Erfahrung des Rausches – vergleichbar mit jener von Schmerz – aus der symbolischen Ordnung der Welt herausfallen und den Menschen auf

einen Nullpunkt seiner Existenz bringen kann. Von diesem aus wird dann (vielleicht) Neues möglich. Diese Vorstellung beansprucht keine überhistorische „Wahrheit“ des Körpers, sondern versucht den Moment zu ergründen, an dem sich die Notwendigkeit oder der Wunsch, der Zwang oder die Chance einstellt, auf neue Weise über dieses Erleben zu sprechen.

Ein solcher gedankenexperimenteller Ansatz sollte aber nicht vergessen lassen, dass – worauf etwa Jacques Derrida in einem Interview zur *Rhétorique de la drogue* (1989) hingewiesen hat – das Reden über Drogensucht durch Dichotomien (erlaubt vs. verboten, arbeiten vs. nichtstun, rational vs. irrational, gesund vs. krank, etc.) strukturiert ist. So kommt man denn um Diskursanalyse und historische Semantik nicht herum. Die massenhafte Digitalisierung von Texten ermöglicht es inzwischen, die relative Auftrenshäufigkeit von Worten (als Buchstabenfolgen) zu eruieren. Das Tool *Google ngram-Viewer* ermöglicht Untersuchungen auf dieser präsemantischen Ebene. Ein Blick auf die rein quantitative Häufung der Signifikaten „Rausch“, „Ekstase“ und „Trance“ zwischen 1800 und 2010 vermittelt einige vorläufige Erkenntnisse. Alle drei Begriffe sind im deutschen Sprachraum schon um 1800 in Gebrauch; „Rausch“ liegt gegenüber den andern beiden weit vorne und hält die Spitzenposition über mehr als zwei Jahrhunderte durch. Ab den 1890er Jahre werden alle häufiger verwendet; die Peaks fallen in die Jahre nach den beiden Weltkriegen (für Rausch 1921 und 1946, für Ekstase 1921 und 1947, bei Trance gibt es nur 1924 eine flache Spitze). Nach einem Rückgang erfolgt für die beiden ersten Begriffe ab Ende der 1940er Jahre eine unstetige Stabilisierung, während „Trance“ an Bedeutung gewinnt und im 21. Jahrhundert „Ekstase“ überholt. Solche Ergebnisse sind, da sie über den Bedeutungswandel keine Auskunft geben, mit Vorsicht zu interpretieren. Für die Untersuchung von Thematisierungskonjunkturen sind sie aber hilfreich. Zudem regen sie Hypothesen zu semantischen Verschiebungen und diskursiven Mustern an.

Ein weiterführender Ansatz zieht die körperliche Dimension des Rausches mit ein und fokussiert auf „Rauschkörper“ und ihre Sichtbarkeit in sozialen Räumen. In seiner „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ stellt Friedrich Kittler einen Bezug zwischen „Rausch“ und „Traum“ her. In Anlehnung an Nietzsche fasst er diese beiden Begriffe über die Aktivierung bzw. Stillstellung des Körpers. Für Nietzsche sei, so Kittler, „der Traum alias Apollon eine reine Sensorik unter Bedingungen still gestellter Motorik, während der Rausch alias Dionysos gerade umgekehrt eine Motorik ohne fixierbare Bilder, aufnehmbare Photographien und sensorisch eindeutige Daten ist“. Diese Entgegensetzung von Traum und Rausch wurde mit der Feststellung kritisiert, dass bis hin zur Romantik

der Rausch vom Traum her gedacht wurde, so dass die beiden Zustände sich ergänzen. Was auch heißt, dass psychisch-physische Koppelungen ins Spiel kommen, welche sich gegenseitig verstärken.

Ob Antagonismus oder Komplementarität: das ist eine Frage, die sich nur empirisch, aus überlieferten Dokumenten heraus, entscheiden lässt. Wo bei, wie schon gesagt, die begrifflichen Konzepte fluide bleiben, so dass verschiedene Hypothesen auf Plausibilitätsniveau formuliert werden können. Forschungsheuristisch ist die Einsicht wichtig, dass Dichotomien auch immer im Modus ihrer Kritik reproduziert und reifiziert werden. Eine affirmative Fixierung auf binäre Zuordnungen ist ebenso wenig hilfreich wie der aufwändige Kampf dagegen. Es bleibt letztlich unklar, ob – nach der bekannten Graphik von Francisco de Goya – „der Schlaf der Vernunft“ die Ungeheuer gebiert oder ob es nicht „der Traum der Vernunft“ ist. Körperhistorische Arbeiten tun generell gut daran, die unterschiedliche, manchmal auch gegensätzliche symbolische Codierung physiologischer Zustände mitzudenken.

Dieselben Schwierigkeiten zeigen sich bei der weiter zielenden Problemstellung, ob und wie Träume kollektiviert werden können. Breiten sich Rauscherlebnisse durch Nachahmung, Übertragungen, Ansteckungsprozesse, Kettenreaktionen oder ganz einfach aufgrund von Resonanzbedingungen aus? Oder ist ein psychoanalytisch gefasster Begriff des Begehrens nötig, um solche Vorgänge erklären zu können? Gibt es eine körperliche Mimesis, die nicht nur das, was als normal gilt, bekräftigt, sondern ebenso ein Außer-Sich-Sein durch eine ganze Menschengruppe hindurch fördert (wie das etwa Camporesi annimmt)? Pierre Bourdieu hat in seinen *Méditations pascaliennes* von einer „körperlichen Erkenntnis“ gesprochen, welche durch das menschliche „Dasein in der Welt“, d.h. durch ein Ensemble von Praktiken, zustande kommt. Ich gehe davon aus, dass in einem „practical turn“ zentrale Forschungsfragen angelegt sind, die für eine Geschichte von Rauscherfahrungen ergiebig sein könnten.

**B. P.: Die Verankerung eines Bedürfnisses nach Rausch und Ekstase im Menschen bilden mal mehr, mal weniger explizit einen argumentativen Bestandteil zahlreicher Auseinandersetzungen mit Rausch. Ob im Selbstversuch, im religiösen Ritual oder im Experiment – Rausche schienen ‚Wahrheiten‘ zu offenbaren: über den Menschen an sich, das individuelle Subjekt oder auch Kultur und Kosmos. Wir möchten in diesem Heft dazu anregen, dieses Modell eines nach «Mehr-Erleben», «Grenzüberschreitung», «Transzendenz» und Ähnlichem dürstenden und suchenden Menschen zu historisieren. Inwieweit eröffnet die Sonde ‚Rausch‘ im Allgemeinen oder z.B. die Wirkungen von Drogen und (anderen) Stoffen im Speziellen eine**

## **besondere Perspektive auf die Geschichte moderner Körper und Subjekte?**

J. T.: Bedürfnisse lassen sich nicht einfach voraussetzen. Sie weisen eine Geschichte auf und artikulieren sich immer kulturspezifisch. Interessant ist die Analyse der Wechselwirkungen zwischen Drogengebrauch, körperlicher Expression und Subjektivierungsweisen bzw. Subjektentwürfen. Ian Hacking hat das „making up people“ anhand von Krankheitsbildern beschrieben; dasselbe passiert auch im Umgang mit Rausch, Trance und Ekstase. Neuere Studien von Jeannie Moser, Robert Feustel und Magaly Tornay zeigen, wie Subjektentwürfe, Körpervorstellungen und Normalitätskonzepte mit dem Konsum psychoaktiver, bewusstseinsverändernder Stoffe moderiert und modelliert wurden.

Die Idee, dass der Rausch das Vehikel ist, um der subjektiven Weltsicht zu entfliehen und in den Ozean eines kollektiven Unbewussten einzutauchen, ist keine „ewige Wahrheit“, sondern eine Behauptung, die zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlicher Weise vorgetragen wurde. Es gibt einen Diskurs des präzedenzlosen, unbeschreiblichen Rausches: Menschen, die außer sich geraten und sich in einem gespenstischen Gelände eines (im Doppelsinne des Wortes) verrückten Geistes wiederfinden. Daran knüpft sich auch eine Kreativitätserwartung oder – im 19. Jahrhundert – ein Genieversprechen: Das Subjekt löst sich aus dem feinen Gewebe der Selbst- und Fremdkontrolle, es entzieht sich der symbolischen Vernetzung der Gesellschaft. So kommt dann scheinbar das Neue in die Welt. Eine theoretisch anspruchsvollere Variante dieser Haltung streben in den 1920er und 30er Jahren die Surrealisten mit ihrer „écriture automatique“ an. Indem sie sich dem Automatischen, dem Algorithmischen auslieferten, setzen sie Signifikatenketten als Signifikantenbatterien ein. Das Unbewusste wird hier zur seriellen Maschinerie, in dem Drogen als Prozessbeschleuniger wirken können.

Es gab auch andere Versuche, einen neuen Weltzugang, neues Wissen aus solchen Praktiken zu gewinnen. Autoren wie Antonin Artaud oder – von anderen Voraussetzungen her – William S. Burroughs strebten mit rauschhaftem Theater und psychedelischen Texten danach, das herrschende Normensystem zu transzendieren und die abendländische Kultur zum Einsturz zu bringen. Beide nutzen dabei halluzinogene Stoffe. Solche waren und sind in der Literatur generell verbreitet. Eine neuere Studie zum deutschsprachigen Raum (herausgegeben von Katharina Manojlovic und Kerstin Putz) spricht generalisierend vom „Rausch des Schreibens“.

Neben diesen Formen, in denen Befreiung und Absturz nahe beieinander

liegen, gibt es auch ein geradezu konformes Reden über den Rausch als Routine. Verkörpert wird er etwa durch den Quartalssäufer, der die Rauscherfahrung regelmäßig braucht, dazwischen aber durchaus bürgerlich oder proletarisch funktioniert. Dieser setzt sich ab vom (vorhin geschilderten) Genie- und Kreativitätskult, welcher der mediokeren Normalität entgegengesetzt und häufig mit Krankheit oder Tod in Verbindung gebracht wurde. Denn das sich von der rechnerischen Rationalität, vom Komfort und der Konformität der bürgerlich-kapitalistischen Industriegesellschaft befreiende künstlerische Individuum neigt zum Selbstmord und bewegt sich jedenfalls nahe am Absturz. Die Bohème des *Fin de siècle* bekräftigte ihre Differenz zur moralischen Mehrheit und ihre Grundbefindlichkeit eines Andersseins mit solch düster-pessimistischen Selbsteinbildungen – mit durchaus letalen Folgen für einige von ihnen.

**B. P.: In zahlreichen Studien werden Rausch und moderne Formen der Vergesellschaftung – etwa unter Verweis auf Max Weber und Norbert Elias – als inkompatibel beschrieben. Räusche werden dort an den Rändern moderner Gesellschaften verortet, oder auch als Kehrseite von Modernisierungsprozessen angesehen. In welches Verhältnis würden Sie Rausch und Moderne setzen? Welche Erkenntnispotenziale sehen Sie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Rauschgeschichte für das geschichtliche Verständnis moderner, kapitalistischer Gesellschaften?**

J. T.: Nobert Elias' zeichnet eine Kurve der Zivilisationsentwicklung, in der Verhaltensweisen und Umgangsformen, die einer Rationalisierung gesellschaftlicher Institutionen und einer Affektkontrolle der Menschen entgegenstehen, zunehmend an den Rand gedrückt werden. Rausch und Ekstase können in der Zivilisation nur als Residuale überleben. Sie werden gleichsam anachrone Gefühlsexplosionen in einem institutionell abgesicherten Funktionsgefüge, das die möglichst störungsfreie Verlängerung von Interdependenzketten und arbeitsteiligen Spezialisierungen vorantreibt. Elias betont, dass er keine Fortschrittstheorie aufstellen, sondern bloß die robuste Richtung der historischen Entwicklung – eine „Kurve“ eben – darstellen will. Strukturell ähnlich konstruiert ist das Bild, das Max Weber von dem säkularen, einer Entzauberung der Welt gleichkommenden Rationalisierungsprozess der okzidentalen Moderne zeichnet.

Auf solche Großtheorien wird oft mit der Umpolung der These reagiert. Eine solche Umkehroperation schlug z.B. Thomas S. Szasz in seinem 1974 veröffentlichten Pamphlet *Ceremonial Chemistry* vor, in dem er „einen der brutalsten Kriege“ anprangert, welcher seit einem halben Jahrhundert gegen Drogen geführt werde. Er vergleicht die „rituelle Verfolgung dieser pharmakologischen Faktoren und menschlicher Akteure“ mit den Feldzügen

gen, die früher gegen „andere Sündenböcke wie Hexen, Juden und Wahnsinnige“ unternommen worden seien. Da bleibt von den zivilisierenden Effekten der modernen Entwicklung nicht viel übrig. Auf einen nochmals anderen Argumentationspfad begibt sich Horst Kurnitzky in seinen kulturhistorischen Anmerkungen zum „heiligen Markt“ (1994). Hier wird eine kompensatorische Rückkehr der Religion im Prozess der Durchkapitalisierung der Gesellschaft diagnostiziert. Der Autor setzt den Aufstieg des Marktsystems mit der Inthronisierung der „unsichtbaren Hand“ gleich. Archaische und schamanistische Weisen der Welterfassung bilden aus dieser Sicht das Korrelat zu den beherrschenden, zwischen Chaos und Ordnung oszillierenden Marktkräften. Fundamentalistische Heilsbewegungen und eskapistischer Drogengebrauch werden durch dieses Spannungsfeld gefördert. Weil der Glaube an den Markt eine Täuschung ist, die zwingend in Ent-Täuschungen umschlägt, steht am Ende eines durch die Kapitalakkumulation vorangetriebenen gesellschaftlichen Umbauprozesses nicht die rationalisierte Zivilisation, sondern eine dem Warenfetischismus verfallende Konsumgesellschaft, in der es niemand ohne „künstliche Paradiese“ und Rauschmomente noch auszuhält. Hier klingt die Gleichsetzung von Konsum und Rausch an.

Diese beiden schematisierenden Erzählmuster (von der Überwindung bzw. der Rückkehr des Rausches) haben meines Erachtens durchaus einen Erkenntniswert. Sie werden jedenfalls nicht aus der Diskussion verschwinden. Die Geschichtswissenschaft muss jedoch viel stärker differenzieren und von teleologischen Erklärungsmodellen abrücken. Heuristisch sind zwei Einsichten wichtig: Erstens spricht nichts dafür, dass der Gebrauch von Drogen zu authentischen Rausch-, Trance- oder Ekstase-Erfahrungen ver helfe. Das sind romantische Geschichten über Erlebniswelten jenseits des „stählernen Gehäuses der Hörigkeit“ der modernen Zivilisation. Eine solchermaßen eng geführte Kritik an Max Weber verhilft kaum mehr zu produktiven Erkenntnissen. Zweitens sollten wir Fragestellungen entwickeln, welche die Rauscherfahrung historisieren und insbesondere zeigen, wie diese mittels der Rhetorik eines kreativen Selbst-*Empowerment* von (Grenz-)Überschreitung auf (Selbst-)Optimierung umgestellt wird. Letztere basiert auf einer zwingenden Logik. Wenn alle normal sein wollen und gleichzeitig der große Durchschnitt es nie zu etwas bringen wird, dann werden *Enhancement*-Techniken attraktiv. Es gibt mittlerweile eine breite Literatur über neue Subjektivierungstechniken in einer Gesellschaft des „Selbstunternehmer-tums“ und des *Pursuit of perfection* (so der Titel einer Studie von Sheila und David Rothman). Diese könnten – das in der letzten Frage genannte Forschungsdesiderat aufgreifend – durch den Einbezug von „Rauschkörpern“ den historischen und kulturwissenschaftlichen Erkenntnishorizont erweitern.

**B. P.: Sehen Sie in jüngeren natur- und/oder kulturwissenschaftlichen Forschungen und Entwicklungen (etwa auf den Gebieten von Medizin, Neurowissenschaften oder Emotionsforschung) Anknüpfungspunkte, die helfen können, Rauschkörper auch historisch besser verstehen und untersuchen zu können? Ergeben sich hier produktive Irritationen?**

J. T.: In diesen Bereichen der Neuro- und Emotionsforschung bewegt sich zurzeit sehr viel. Die Kulturwissenschaften tun gut daran, diese Entwicklungen im Auge zu behalten, sie sind jedoch schlecht beraten, wenn sie den Versuch unternehmen, ihre eigenen Zugänge direkt an die Ergebnisse dieser High-Tech-Laborforschung zu koppeln. Die Alternative besteht in einem interdisziplinären Dialog über die „zwei Kulturen“ hinweg, der allerdings schwierig, oft auch konfliktreich und nicht selten mühsam ist. Seit Jahrzehnten fassen Hirnforschung und Neurowissenschaft Begriffe wie „Sucht“, „Abhängigkeit“ oder „Rausch“ mittels einer „materialistischen Psychologie“ bzw. eines „psychologischen Materialismus“, der eine komplexe Genealogie aufweist. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde mit Drogen experimentiert, Hirnforscher bestritten die Existenz eines „freien Willen“ und forderten z.B. eine entsprechende Reform des Strafrechts. Damals setzte auch die Erforschung von Rezeptor-Mechanismen ein. Heute stehen nach wie vor die Wechselwirkungen zwischen Struktur und Funktion des Gehirns im Zentrum einer mit immer elaborierteren Apparaten und Methoden arbeitenden Forschung.

Besondere Aufmerksamkeit kommt Neurobotenstoffen bzw. Neurotransmittern wie Dopamin, Adrenalin oder Serotonin zu. Es wird davon ausgegangen, dass Substanzen und Erlebnisse im mesolimbischen Belohnungssystem des Gehirns die Spiegel des Neurobotenstoffes (bzw. Neurotransmitters) Dopamin erhöhen. Damit gehen angenehme Empfindungen einher. Drogen lösen ein Dopamin-Bombardement aus, wobei Dopamin weniger als „Glückshormon“ (d.h. als direkter Mittler euphorischer Gefühle) fungiert, sondern die Erwartung aktiviert, dass die Dinge besser werden. Wer Drogen konsumiert sieht die Zukunft rosiger. Ein ständiger Suchtmittelkonsum führt allerdings zu Problemen, denn dadurch wird die neuronale Aktivität in Regionen des Vorderhirns, die für Impulskontrolle und Motivationslage „zuständig sind“, verändert. Auch Menschen, die entwöhnt sind, verspüren deshalb immer wieder ein oft unstillbares Verlangen (Craving) nach der bekannten Droge und werden teilweise rückfällig. Das sind interessante Befunde, die jedoch häufig in einem seltsam anthropomorphen Erklärungsmodus vorgetragen werden. So gibt es in dieser neuronalen Maschinerie „Zuständigkeiten“, „Aktivitäten“ und „Belohnungen“. In populären Berichten über „Neuigkeiten aus der Hirnforschung“ hat eine weitere normative Umpolung stattgefunden. Wie erwähnt oszillierten Drogen

über die Jahrhunderte hinweg zwischen Verdammnis und Versprechen, zwischen Gefahr und Gewinn, wobei je nach Phase und gesellschaftlicher Gruppe der eine oder andere Aspekt stärker betont wurde. Diese Ambivalenzen werden heute kaum mehr thematisiert. Gingen Drogenforscher in den 1960er Jahren davon aus, das menschliche Gehirn fungiere als Filter, der das menschliche Bewusstseinspotenzial systematisch ausdünne und starren Konventionen unterwerfe, so sehen heute Hirnforscher in Drogen eine Quelle für möglicherweise schwerwiegende Störungen und irreversible Deformationen.

Für die Analyse solcher Diskurse und Bewertungsverschiebungen eignen sich primär wissens- und wissenschaftsgeschichtliche Forschungsansätze. Diese führen weg von einer Erklärung von Drogensucht und Rauscherfahrung über das Gehirn, die mir als systematisch unterkomplex erscheint. Die Vorstellung, bei fortschreitender Forschung würden historische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse schließlich in einem gemeinsamen Erklärungsmodell konvergieren, scheint mir generell schlecht begründet zu sein. Ich selbst habe gerade im langjährigen und intensiven interdisziplinären Dialog mit Hirnforschern realisiert, dass das Interessante nicht die Übereinstimmung, sondern die Reflexion eigener Denkanahmen im Lichte eines ganz anders verfahrenen Ansatzes ist.

**B. P.: Im 19. und 20. Jahrhundert wurden Rauschpraktiken und Rauscherleben immer wieder politisiert – von staatlicher oder polizeilicher Seite, von Lebens- und Sozialreformern, im Nationalsozialismus oder auch in subkulturellen Szenen und spirituellen Strömungen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts scheinen psychedelische Drogen nun zunehmend Anwendung zur Steigerung der ökonomischen Selbstverwertung zu finden – man denke hier etwa an das Phänomen des *Microdosing* mit LSD. Wie würden Sie diesen politischen Wandel des Rauschs beschreiben und bewerten? Und sehen Sie – aktuell oder generell – einen Wert darin, Rausch als politisches Mittel zu begreifen?**

J. T.: Diese Politisierung von Rausch kam aus unterschiedlichen Richtungen und hat auch die Rauscherfahrungen verändert. „Selbstverwertung“ ist ja so etwas wie die auf individuelle Aufstiegsaspirationen reduzierte Variante einer «Selbstverwirklichung», die in den Jahren um 1968 großgeschrieben wurde. „Verwertung“ ist allerdings ein Stichwort, das die Aufmerksamkeit von der Konsumentenseite auf die Produktion umlenkt. Die Verwertungszusammenhänge auf der Anbieterseite bleiben nämlich häufig unterbelichtet. Das Wissen über die Netzwerke von illegalen Drogenproduzenten, welche die offiziellen Prohibitionsregimes nutzen und unterlaufen, ist nach wie vor beschränkt. Besser bekannt ist, wie Pharmakonzerne ihre Umsätze mit aggressiven Marktstrategien, erweiterten Indikations-

listen, laschen Verschreibungspraktiken und auch mit Hilfe von Krankenversicherungssystemen erhöhen. So unterschiedlich diese Vorgänge sind, so sehr verweisen sie auf einen gemeinsamen Nenner. Die Geschichte der Drogen war schon immer – worauf etwa Philippe Pignarre hinweist – eine Geschichte asymmetrischer Machtbeziehungen, in denen Produzenten am längeren Hebel sitzen; viele Vorgänge und auch Probleme auf der Konsumseite – als Beispiel sei die Opioid-Krise in den USA erwähnt – lassen sich nur über den Einbezug der Angebotslogik verstehen.

Historikerinnen und Historikern, die für Machtwirkungen sensibilisiert sind, fällt es generell leichter, von einem substanzialistischen Drogenbegriff wegzukommen und ein Sensorium für Machtbeziehungen zu entwickeln. Das eröffnet auch neue Zugänge zur Analyse der historischen Semantik in diesem Untersuchungsfeld. Das, was unter Drogen subsumiert wurde, wie auch die Bezeichnungen für diese Stoffgruppen haben sich im Verlaufe der Geschichte mehrmals markant verändert. Für mich ist die Einsicht wichtig, dass mit der Frühen Neuzeit und dann nochmals in der Aufklärung neue Vorstellungen dessen, was Drogen sind, wie sie wirken und weshalb sie gefährlich sind, aufkamen. Etwas später, im frühen 19. Jahrhundert, entstand in Europa im Gefolge von Industrialisierung und Demokratisierung eine bisher unbekannte Drogenproblematik, die weniger mit neuen Stoffen oder Gebrauchsmustern, sondern mit der veränderten Stellung von Menschen in der Gesellschaft zu tun hatte. Der französische Philosoph Claude Lefort sprach von der „indétermination démocratique“. Damit bezeichnete er eine Unbestimmtheit, die dadurch entsteht, dass es in einer demokratisch verfassten Gesellschaft „leere Orte der Macht“ gibt, die durch neue Formen ideologischer Selbstversicherung gleichsam zugedeckt werden. Die Fähigkeit der Individuen zur Perfektibilität und Selbststeuerung, zur Kontrolle der Persönlichkeit und zur Regulierung ihres Affekthaushaltes, wird in einer solchen Gesellschaft, die keinen absoluten Souverän mehr kennt, eine Daueraufgabe und Langzeitherausforderung. Drogen stellen nun genau diese subjektiven Kontrollkapazitäten in Frage, sie werden in der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft als ein Medium wahrgenommen, die Menschen unregierbar und unproduktiv macht, so dass sie dann mit „Zerfall“, „Kosten“, „Unordnung“ und „Gefahr“ konnotiert werden. Es wird, mit anderen Worten, ein neuer Diskurs über die Drogen dominant, dessen praktische Wucht sich in Prohibitionsregimes und Abstinenzforderungen zeigt.

Aus demokratiethoretischer Sicht stellt eine nationalistische Diktatur mit ihren Massenmobilisierungstechniken konsequenterweise eine kollektive Rauscherfahrung dar. So wurde versucht, das „Dritte Reich“ mit „Drogen“ zu erklären. Stichworte wie „High Hitler“ und „Nazis on Speed“

machten die Runde (letzteres der plakative Titel eines Buches von 2002). 2015 hat Norman Ohler diesen Zusammenhang in seiner Publikation *Der totale Rausch – Drogen im Dritten Reich* erneut kurzgeschlossen. Das sind alles analytische Sackgassen. Ergiebiger ist die 2016 erschienene Studie von Jonathan Lewy, der die Blickrichtung umkehrt und fragt, wieso Drogenabhängige in Deutschland nach 1933 weit weniger als andere missliebige Gruppen in das Verfolgungs- und Vernichtungsgetriebe des Konzentrationslagersystems kamen.

In der Nachkriegszeit wurden Drogen politisch weitgehend in einem Dispositiv der Prohibition problematisiert. Es gab zwar, vor allem seit den 1960er Jahren, Versuche, diese Stoffe umzucodieren und ihre kreativitätssteigernden, lebenserleichternden, heilenden Qualitäten hervorzuheben. Offiziell blieben sie jedoch verboten und das internationale Prohibitionsregime wurde noch ausgebaut und perfektioniert. So entstanden denn riesige globale Schwarzmärkte, auf denen enorme Umsätze erzielt werden. In einem solchen System gibt es aufgrund der General-Kriminalisierung überhaupt keine Qualitätssicherung für Stoffe und keine Sanktionen gegen hart kalkulierende Anbieter. Das ist gefährlich und die meisten KonsumentInnen sind mit der Dosierung der Drogen überfordert. Jene, die eine Entkriminalisierung, Legalisierung oder Liberalisierung forderten, argumentierten häufig und zu Recht damit, dass die Auswirkungen von Drogenkonsum auf den Körper sehr stark von der Dosis abhängen. Sie knüpften dabei an die alte Einsicht an, dass der Begriff *Narcoticum* sowohl Heilmittel als auch Gift bedeutet. Dispute um die optimale Dosis wurden parallel dazu auch in der Psychiatrie geführt, so sich bei der rasch zunehmenden Verschreibung von Psychopharmaka sogenannte „Niedrigdosierer“ den „Hochdosierern“ gegenüberstanden.

Die zunehmende Ausbreitung von Produkten aus der Pharmaindustrie hat verschiedene Beobachter veranlasst, von einer „Pharmakologisierung der Gesellschaft“ und von „Drogen als Lifestyle-Accessoires“ (Günter Amendt) zu sprechen. Mit dem Aufstieg der Psychopharmaka läuft aus dieser Sicht ein Funktionswandel von Drogen parallel. Sie sind von Vehikeln des Rausches zu Medien einer „biochemischen Fremdsteuerung“ (und letztlich zu Normalitätsgaranten) geworden. Bei der Mikrodosierung, die ein neues Phänomen ist, handelt es sich um den Versuch einer Selbststeuerung. *Microdoser*, die etwa LSD oder Kokain in kleinsten Mengen applizieren, streben eine Selbstoptimierung an. Darin gleichen sie zwar all jenen, die ihre professionelle Performance, ihren Freizeit-Fun und ihr *sensation seeking* mit irgendwelchen Psychopharmaka aufpeppen. Im Unterschied zu diesen wollen sie allerdings, „den Fünfer und das Weggli haben“ (wie es in der Schweiz heißt). Sie möchten die Vorteile dieser Drogen verspüren – etwa verstetigte Kreativität, das Brechen von

Blockaden, kristallene Klarheit, etc. – und gleichzeitig deren Nachteile unterdrücken (Abhängigkeit, Entzugserscheinungen bei Nicht-Konsum), etc. Bisher gibt es wenig gesicherte Forschungsbefunde über diese Praxis des *microdosing*. Es ist aber davon auszugehen, dass die Digitalisierung der Arbeits-, Lebens- und Erlebniswelten eine eminente Auswirkung auf Gebrauch von „Rauschmitteln“ haben werden. Dies nicht im Sinne eines technischen bzw. chemischen Determinismus, sondern über vielfältige wirtschaftliche und kulturelle Rückkoppelungsschleifen, welche die Beschaffung, den Konsum und die Bewertung von Drogen verändern und in die so genannte „Humankapitalbildung“ integrieren. Rauschzustände werden minimiert und neu gewertet als produktivitätsverstärkende Körpertechniken sowie als Katalysatoren für Kreativität und Wohlbefinden. Mit dem „Mikrorausch“ ist eine politische Makroproblematik verbunden, welche die geschäftliche Performance internationaler Großkonzerne und Absatznetzwerke mit Subjektivierungsweisen und individuellen Selbstbehauptungsstrategien verbindet. Drogen steht aus dieser Perspektive eine große Zukunft bevor.

## Zitierte Literatur

Amendt, Günter: *Legalisieren! Vorträge zur Drogenpolitik*, Zürich: Rotpunkt Verlag 2014.

Baudelaire, Charles: *Les paradis artificiels*, Paris: Gallimard, 2003 (erst-mals 1860).

Bourdieu, Pierre: *Méditations pascaliennes*, Paris: Seuil 1997.

Camporesi, Piero: *Das Brot der Träume. Hunger und Halluzinationen im vorindustriellen Europa*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 1990.

Courtwright, David T.: *Forces of habit. Drugs and the making of the modern world*, Cambridge, Mass. etc.: Harvard University Press 2001.

Derrida, Jacques: *Rhétorique de la drogue*, in: *L'esprit des drogues. Autrement. Série mutations* No. 106, April 1989, S. 197-214.

Ehrenberg, Alain/Patrick Mignon (Hg.): *Drogues, politique et société*, Paris 1992.

Elias, Norbert: *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1978 (identisch der 2., um eine Einleitung erweiterten Auflage, Bern 1969).

Feustel, Robert: *Grenzgänge: Kulturen des Rauschs seit der Renaissance*, München: Fink 2013.

Gelpke, Rudolf: *Vom Rausch im Orient und Okzident*, Stuttgart: Klett 1966.

Hacking, Ian: *Historische Ontologie*, Zürich: Chronos Verlag 2006.

Kurnitzky, Horst: *Der heilige Markt: Kulturhistorische Anmerkungen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994.

Lefort, Claude: *Essais sur le politique. XIXeme-XXeme*, Paris: Seuil 1986.

Lewy, Jonathan: *Drugs in Germany and the United States, 1819–1945. The Birth of Two Addictions*, Baden-Baden: Nomos 2017.

Manojlovic, Katharina, Kerstin Putz (Hg.): *Im Rausch des Schreibens: von Musil bis Bachmann*, Wien: Paul Zsolnay Verlag 2017.

Moser, Jeannie: *Psychotropen: eine LSD-Biographie*, Konstanz: Konstanz University Press 2013.

Ohler, Norman: *Der totale Rausch: Drogen im Dritten Reich*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2015.

Pignarre, Philippe: *Psychotrope Kräfte: Patienten, Macht, Psychopharmaka*, Zürich, Berlin: diaphanes 2006.

Renggli, René/ Jakob Tanner: *Das Drogenproblem. Geschichte, Erfahrungen, Therapiekonzepte*, Berlin u.a.: Springer 1994.

Rothman, Sheila M., David J. Rothman: *The Pursuit of Perfection. The Promise and Perils of Medical Enhancement*, New York: Pantheon Books 2003.

Schivelbusch, Wolfgang: *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel*, München: Hanser 1980

Tanner, Jakob: „Doors of perception“ versus „Mind control“. *Experimente mit Drogen zwischen kaltem Krieg und 1968*, in: Birgit Griesbeck u.a. (Hg.), *Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2009, S. 340-372.

Tornay, Magaly: *Zugriffe auf das Ich: psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz, 1945 bis 1980*, Tübingen: Mohr Siebeck 2016.

Völger, Gisela unter Mitarbeit von Karin von Welck und Aldo Legnaro (Hg.): *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich. Drei Bände.*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1982.

Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: Mohr Siebeck 2002 (erstmalig 1922).

Wiesemann, Claudia: *Die heimliche Krankheit: eine Geschichte des Suchtbegriffs*, Stuttgart-Bad Cannstatt : Frommann-Holzboog 2000.



# **Abstinente Jugendliche im Höhenrausch. Nüchternheit, Leistung und gesunder Lebensstil in der Schweizer Abstinenz- und Lebensreformbewegung (1885-1978)**

Stefan Rindlisbacher / Eva Locher

*English abstract: This article discusses the assumption that also historical actors of the youth and life reform movement being abstinent from alcohol and drugs strived for inebriation. Although these forms of inebriation allowed to exceed physical and mental limits, they had to be compatible with the performance-oriented and healthy lifestyle of the movements. During the 20th century, abstinent adolescents, Wandervögel and life reformers organized mountain hikes as a healthy leisure activity without alcohol and drugs. In their tour reports they described their experiences in the mountains as a state of highness which in contrary to the drug-based intoxication improves one's self-control and perception. By doing so, they tried to adopt inebriation as cultural technology, but connected it to their ideals of health. They influenced a sober and rationalized "regime of consciousness" that during the 20th century expanded in different spheres of modern, performance-oriented societies.*

## **Einleitung**

Mit der Abstinenz- und Lebensreformbewegung begann sich um 1900 in vielen europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten ein gesundheitsorientierter Lebensstil auszubreiten, der nebst körperlicher Betätigung und spezifischen Ernährungsregeln auch die Alkohol- und Drogenabstinenz umfasste. War der bewusste Verzicht auf berauschende Substanzen zuvor in religiöse Glaubenssysteme integriert gewesen, wurde die Abstinenz im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmend medizinisch begründet und damit säkularisiert. Die voranschreitende Pathologisierung des Alkoholkonsums und später auch diverser anderer Drogen korrelierte einerseits mit der Verwissenschaftlichung und Medikalisie-

nung des menschlichen Körpers<sup>1</sup> und andererseits mit dem Aufstieg des selbstdisziplinierten, zweckrationalen und gesundheitsorientierten Subjekts.<sup>2</sup> In einer durch Selbstbeherrschung und sozialer Kontrolle geprägten Leistungsgesellschaft nahm der Rausch die Gestalt eines „kulturellen Gegenhorizont[s]“ an, der eine temporäre Flucht aus der rationalisierten Lebenswelt versprach.<sup>3</sup> Vorliegender Aufsatz diskutiert die These, dass auch alkohol- und drogenabstinente Akteure den Rausch nicht vollständig verbannten, sondern alternative Rauschzustände erprobten und diese als legitime, mit den neuen Gesundheits- und Leistungsgeboten kompatible Formen der körperlichen und mentalen Grenzüberschreitung propagierten.

Der vorliegende Artikel beleuchtet nicht nur, wie Schweizer Abstinente den Alkohol vom stärkenden Nahrungs- und Genussmittel zum gesundheitsschädigenden „Narkotikum“ diskursiv umdeuteten, sondern befasst sich auch mit der praktischen Umsetzung der Alkohol- und Drogenabstinenz im Alltag. Eine praxeologische Herangehensweise erlaubt, neben den Diskursen in den theoretischen Abhandlungen der Abstinenz- und Lebensreformbewegung, auch die Handlungsvollzüge der abstinenten Akteure in Reise-, Touren- und Expeditionsberichten zu analysieren.<sup>4</sup> So versuchte die Abstinenzbewegung die alkoholinduzierte Geselligkeit in Wirtshäusern, Vereinslokalen und an verschiedenen Festen mit alternativen, alkoholfreien Freizeitaktivitäten und Vergemeinschaftungsmöglichkeiten zu ersetzen, um für ihre Gesundheitsvorstellungen zu werben. Als besonders erfolgsversprechend erwiesen sich körperbetonte Tätigkeiten wie Wandern, Bergsteigen und diverse Sportarten.

Zunächst werden die abstinenten Mittelschul- und Studentenverbindungen vorgestellt, die um 1900 in der Schweiz die Alkoholabstinenz in

---

1 Vgl. Alfons Labisch, *Homo Hygienicus. Gesundheit und Medizin seit der Neuzeit*, Frankfurt a. M., New York 1992, 247-261; Jakob Tanner, *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950*, Zürich 1999, 26-31; Philipp Sarasin, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765 – 1914*, Frankfurt a. M. 2001, 11-31.

2 Vgl. Klaus Bergolt, *Leib und Seele. Eine Kulturgeschichte des gesunden Lebens*, München 1999, 11-16; Eberhard Wolff, „Moderne Diätetik als präventive Selbsttechnologie. Zum Verhältnis von heteronomer und autonomer Selbstdisziplinierung zwischen Lebensreform und Gesundheitsboom“, in: Martin Lengwiler/Jeannette Madarász (Hrsg.), *Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik*, Bielefeld 2010, 169–201, 169-173.

3 Michael Schetsche/Renate-Berenike Schmidt, „Einleitung. Außergewöhnliche Bewusstseinszustände in der Moderne“, in: *dies.* (Hrsg.), *Rausch – Trance – Ekstase. Zur Kultur psychischer Ausnahmezustände*, Bielefeld 2016, 7–31, 11.

4 Vgl. Sven Reichardt, „Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung“, in: *Sozial.Geschichte* 22 (2007) 3, 43–65.

ein aktives Freizeitprogramm einbetteten. Aus ihren Reihen ging 1908 der *Schweizer Wandervogel* hervor, der sich zunehmend auf körperlich anspruchsvolle Bergwanderungen konzentrierte. In der Zwischenkriegszeit ergänzten lebensreformerische (Jugend-)gruppen die Abstinenz mit Ernährungssystemen wie Rohkost, Vegetarismus und Veganismus, die eine weitere Steigerung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit versprachen. Die Lebensreformbewegung prägte diesen gesundheitsorientierten Lebensstil auch nach 1945 weiter, indem sie einerseits mit spektakulären Aktionen wie einer Himalaya-Expedition auf ihre Anliegen aufmerksam machte und andererseits in ihren Vereinen das Wandern und Bergsteigen mit Vegetarismus und Freikörperkultur kombinierte.

Die „Praxis/Diskurs-Formationen“<sup>5</sup> der Schweizer Abstanten, Wandervögel und Lebensreformerinnen und -reformer geben erstens Aufschluss darüber, welche Wirkung die untersuchten Akteure dem Alkohol und den Drogen zusprachen und welche Körperbilder sie mit dem Alkoholkonsum oder der Abstinenz verbanden.<sup>6</sup> Zweitens zeigen sie, wie die abstinenten (Jugend-)Gruppierungen im Verlauf des 20. Jahrhunderts einen gesundheitsorientierten Lebensstil konstruierten, mit immer neuen Körperpraktiken erweiterten und mit Gesundheits-, Vitalitäts- und Leistungsversprechen ausstatteten. Drittens verweisen die miteinander verschränkten Gesundheitsdiskurse und Körperpraktiken auf neue Formen der Rauscherfahrung.

Die historische Forschung zur Jugend-, Abstinenz- und Lebensreformbewegung setzte sich bisher nicht vertieft mit dem Gegenstand Rausch auseinander. Meistens hob sie lediglich die Beweggründe für die Abstinenz hervor, reflektierte jedoch nicht die Auseinandersetzungen der historischen Akteure mit Rauscherfahrungen. Hinweise auf neue, alternative Rauschzustände in abstinenten, gesundheitsorientierten Bewegungen fehlen weitgehend. Zu erwähnen sind lediglich Studien zu den peripher mit der Jugend-, Abstinenz- und Lebensreformbewegung verbundenen Akteuren wie Ludwig Klages, Jacob Bachofen und Friedrich Nietzsche. Insbesondere jugendbewegte, aber auch lebensreformerische Kreise rezipierten deren lebensphilosophischen Ideen. Sie verstanden den Rausch als romantische Erweiterung des Lebens und als Brücke zwischen dem Menschen, der Natur und dem Kosmos.<sup>7</sup> Auch der mit

5 Andreas Reckwitz, „Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation“, in: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt a. M. 2008, 188–209, 201–202.

6 Diese Körpererfahrungen und Körpermodelle werden als kulturell und kontextuell geprägt verstanden. Vgl. bspw. Sarasin, *Reizbare Maschinen* (wie Anm. 149), 12.

7 Hierzu vgl. Nitzan Lebovic, „Dionysische Politik und politisierter Dionysos.“

der Lebensreform verbundene Ausdruckstanz von Mary Wigman, Rudolf von Laban oder Isadora Duncan wurde schon auf seine Rauschhaftigkeit hin untersucht. Diese Räusche traten jedoch vor allem in experimentellen Siedlungen wie dem Monte Verità in Erscheinung, während die bürgerlich geprägten Vereine und Verbände der Jugend-, Abstinenz- und Lebensreformbewegung sich kaum darauf bezogen.<sup>8</sup>

Aber auch diese Gruppierungen waren offen für alternative Räusche. Sie mieden zwar konsequent den Alkoholrausch und verurteilen ihn vehement, pflegten aber Räusche, die nicht durch Substanzen ausgelöst wurden, sondern durch Körper- und Selbstpraktiken hergestellt und eingeübt werden mussten. Propagierte die Abstinenzbewegung zunächst das Wandern und sportliche Aktivitäten als Gegenentwurf zum Trinken in Wirtsstuben, steigerten die Wandervögel diese körperbetonten Aktivitäten zu regelrechten Höhenräuschen.<sup>9</sup> Im Unterschied zum problematisierten Alkohol- und Drogenrausch sollte diese stoffungebundene Grenzerfahrung zwar das Bewusstsein verändern, jedoch nicht die Körperkontrolle und Selbstdisziplin einschränken. Dadurch war sie äußerst positiv konnotiert. Der Höhenrausch ging über eine in den Bergen empfundene Begeisterung hinaus und manifestierte sich als erstrebenswerter Ausnahmezustand, ausgelöst durch die physische Anstrengung, das Gemeinschaftsgefühl in der Gruppe und durch die Sinneseindrücke in der alpinen Natur.

---

Der Rausch-Diskurs zwischen Romantik und Lebensphilosophie“, in: Árpád von Klimó/Malte Rolf (Hrsg.), *Rausch und Diktatur. Inszenierung, Mobilisierung und Kontrolle in totalitären Systemen*, Frankfurt a. M. 2006, 79–92; Robert Feustel, *Grenzgänge. Kulturen des Rausches seit der Renaissance*, München 2013, 176–185.

8 Hierzu vgl. Natalia Stüdemann, „Roter Rausch? Isidora Duncan, Tanz und Rausch im ausgehenden Zarenreich und der frühen Sowjetunion“, in: Árpád von Klimó/Malte Rolf (Hrsg.), *Rausch und Diktatur. Inszenierung, Mobilisierung und Kontrolle in totalitären Systemen*, Frankfurt a. M. 2006, 95–117; Susan Manning, *Ecstasy and the Demon. The Dances of Mary Wigman*, Minneapolis 2006; Ulrich Pfarr, „Zwischen Ekstase und Alltag. Zur Rezeption der Lebensreform in der künstlerischen Praxis der Brücke“, in: Kai Buchholz/Rita Latocha/Hilde Peckmann/Klaus Wolbert (Hrsg.), *Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900* (1), Darmstadt 2001, 251–256.

9 In der historischen Forschung wurden diese Formen des stoffungebundenen Rausches kaum thematisiert. Neben drogeninduzierten Rauschzuständen und kollektiven Rauscherfahrungen bleibt der Rausch im sogenannten Extrem- und Risikosport wenig reflektiert. Bisher befassten sich Studien meistens aus einer soziologischen und psychologischen Perspektive mit diesen Rauschzuständen. Vgl. dazu bspw. Stefan Poppelreuter/Werner Gross (Hrsg.), *Nicht nur Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten*, München 2000; Roswitha von dem Borne, *Einfach fallen lassen. Der Rausch nach Grenzerfahrungen*, Stuttgart 2001; Karl-Heinz Bette, *X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports*, Bielefeld 2004.

Robert Feustels kontext- und diskursgebundenem Rauschkonzept folgend unterliegt auch das „nachträgliche Sprechen oder Schreiben“ über den Höhenrausch starken „Verzerrungen“.<sup>10</sup> Inwiefern der körperlich anstrengende Aufstieg tatsächlich eine Wahrnehmungsveränderung bewirkte – etwa durch den vermehrten Ausstoß von Adrenalin, Dopamin oder Endorphin<sup>11</sup> –, lässt sich aus den historischen Quellen nicht mehr rekonstruieren. Die Texte geben immer nur die überlieferte Form der Rauscherfahrung als „repräsentierte Praktik“<sup>12</sup> wieder, die nicht reproduzierbar und intersubjektiv überprüfbar ist. Der artikulierte Höhenrausch gibt aber Aufschluss darüber, welche Rolle Rauschzustände in der Abstinenz-, Jugend- und Lebensreformbewegung einnahmen und wie sie im 20. Jahrhundert in die stark aufkommenden Gesundheits- und Leistungsdiskurse eingebunden wurden.

Einen wichtigen Anknüpfungspunkt für die abstinenten, jugendbewegten und lebensreformerischen Rauschzustände bildete der bürgerliche Alpinismus. Die umfangreiche alpinistische Literatur strukturierte schon im 19. Jahrhundert die Bedingungen vor, unter denen das Bergsteigen eine rauschhafte Form annehmen konnte, jedoch ohne dabei andere Rauschzustände auszuschliessen. Nachfolgend ist deshalb aufzuzeigen, inwiefern die abstinenten Akteure auf diese Rauschbeschreibungen rekurrten, sie auf ihren spezifischen gesundheitsorientierten Lebensstil zuschnitten, sie für die eigenen Ziele nutzbar machten und welche Funktion ihr Sprechen über den Höhenrausch erfüllte.

## **Auguste Forel, Gustav von Bunge und die Verwissenschaftlichung der „Alkoholfrage“**

Die Schweiz war um 1900 eine Drehscheibe der international stark vernetzten Abstinenzbewegung. Nebst religiösen Vereinigungen wie dem *Blauen Kreuz* (1877) war sie auch Ausgangspunkt medizinisch

---

10 Feustel, *Grenzgänge* (wie Anm. 155), 7.

11 Die Annahme, dass sich Ausdauer- und Extremsportler und Sportlerinnen durch körpereigene Botenstoffe berauschen, ist in der Sportwissenschaft umstritten. Der sogenannte Flow-Effekt oder das Runner's High scheint vielmehr mit verschiedenen physiologischen und psychologischen Effekten zusammenzuhängen. Vgl. Jörg Knobloch/Henning Allmer/Thomas Schack, „Sport und Sucht. Ausdauer- und Risikosportarten“, in: Stefan Poppelreuter/Werner Gross (Hrsg.), *Nicht nur Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten*, München 2000, 181–208, 190–191.

12 Lucas Haasis/Constantin Rieske, „Historische Praxeologie. Zur Einführung“, in: *dies.* (Hrsg.), *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns*, Paderborn 2015, 7–54, 30.

orientierter Gruppierungen wie dem *Alkoholgegnerbund* (1890) und dem *Neutralen Guttemplerorden* (1906). Auguste Forel (1848-1931), Eugen Bleuler (1857-1939), Gustav von Bunge (1844-1920) und andere Ärzte und Naturwissenschaftlerinnen regten mit ihren Forschungen die Einstufung des Alkoholismus als Krankheit an.<sup>13</sup> Sie konstruierten auch neue Körperbilder und Gesundheitsvorstellungen, die einen rational denkenden und handelnden Menschen einforderten, der seinen Körper unter Kontrolle hat und sich um die eigene Gesundheit sorgt. Insbesondere der Alkoholkonsum schien nicht nur die körperliche Gesundheit zu bedrohen, sondern auch das vernünftige, nüchterne Bewusstsein des Subjekts zu gefährden. Michael Schetsche und Renate-Berenike Schmidt gehen davon aus, dass sich in „modernen“ Gesellschaften nicht nur typische, wissenschaftlich geprägte Wissensordnungen herausbildeten, sondern sich auch „eine Art ‚Bewusstseinsordnung‘“ etablierte, die dem Individuum im Alltag vorschrieb, „in welchem kognitiven und emotionalen Zustand“ es sich zu befinden habe. Rauschzustände würden nicht nur eine vernünftige Alltagskommunikation erschweren, sondern auch einen Minimalkonsens über die Gestalt der Wirklichkeit verunmöglichen. In einer hochkomplexen, arbeitsteiligen, auf Effizienz und Leistung fokussierten Gesellschaft wurde der Rausch deshalb zunehmend als Störfaktor interpretiert.<sup>14</sup>

Anstatt übermäßigen Alkoholkonsum lediglich als moralische Verfehlung zu begreifen, untersuchte die wissenschaftliche Alkoholgegnerschaft die Auswirkungen des Alkohols auf das menschliche Gewebe, die inneren Organe und den Stoffwechsel. Forel erkannte im Alkohol vor allem ein „Gehirngift“, das für viele psychische Erkrankungen verantwortlich sei, durch seine enthemmende Wirkung aber auch Gewalt und Kriminalität fördere.<sup>15</sup> Indem Forel die Wirkung und Folgeschäden des Alkohols im Nervengewebe des Gehirns verortete, beschrieb er den Rausch als fassbares, systematisch beobachtbares und wissenschaftlich erklärbares Phänomen.<sup>16</sup> Auch von Bunge stellte in seiner vielbeachteten Antritts-

---

13 Zur Geschichte des Alkoholkonsums und der Abstinenzbewegung in der Schweiz vgl. Jakob Tanner, „Die ‚Alkoholfrage‘ in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert“, in: W. Hermann Fahrenkrug (Hrsg.), *Zur Sozialgeschichte des Alkohols in der Neuzeit Europas*, Lausanne 1986, 147–168; Rolf Trechsel, *Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Lausanne 1990; Fabian Brändle/Hans Jakob Ritter, *Zum Wohl! 100 Jahre Engagement für eine alkoholfreie Lebensweise*, Basel 2010; Juri Auderset/Peter Moser, *Rausch und Ordnung. Eine illustrierte Geschichte der Alkoholfrage, der schweizerischen Alkoholpolitik und der Eidgenössischen Alkoholverwaltung (1887-2015)*, Bern 2016.

14 Schetsche u. a., Einleitung (wie Anm. 151), 14.

15 Vgl. Auguste Forel, *Alkohol und Geistesstörungen*, Basel 1891, 4-12; 4.

16 Zu Forels Arbeiten zum Gehirn vgl. Mirjam Bugmann, *Hypnosepolitik. Der Psychiater August Forel, das Gehirn und die Gesellschaft (1870-1920)*, Köln, Weimar, Wien 2015.

vorlesung an der Universität Basel zur „Alkoholfrage“ fest, dass das Alkoholproblem „zunächst eine physiologische Frage“ sei, die man „streng wissenschaftlich“ ergründen müsse.<sup>17</sup>

Zwar rückte damit der individuelle Körper in den Vordergrund der Untersuchungen, die Wissenschaftler problematisierten den Alkoholkonsum aber auch als Bedrohung der sozialen Ordnung und interpretierten ihn im Zuge der aufkommenden Evolutionsbiologie gar als Ursache einer voranschreitenden „Entartung“ des Menschen. Der Alkohol beeinträchtigte nicht nur die Gesundheit des Einzelnen, sondern habe durch seine keimschädigende Wirkung auch langfristige Folgen für die Nachkommen.<sup>18</sup> Der Kampf gegen den Alkohol wurde deshalb auch als Mittel der Eugenik – zur „Verbesserung“ der Bevölkerung oder einer bestimmten „Rasse“ – inszeniert und propagiert. Schweizer Ärztinnen und Wissenschaftler nahmen bei der Diffusion wissenschaftlich begründeter Degenerationsängste, die sich um 1900 in weiten Teilen der Welt ausbreiteten, eine Vorreiterrolle ein.<sup>19</sup> Ähnlich argumentierte die Arbeiterbewegung, die sich den Kampf gegen den Alkohol ebenfalls aus eugenischen Motiven auf die Fahnen schrieb. Sie prangerte den berauschten Alkoholkonsum ausserdem an, weil er die Arbeiterschaft im kapitalistischen Ausbeutungssystem betäube und sie dadurch vom Klassenkampf abhalte.<sup>20</sup>

Als Maßnahme gegen den Alkoholismus forderte die Schweizer Abstinenzbewegung nicht nur einen vollständigen Verzicht auf jegliche alkoholischen Getränke, sondern sie regte auch einen körperlich aktiven, auf Gesundheit und Leistung ausgerichteten Lebensstil an. In seinem Vortrag zur „Alkoholfrage“ stellte von Bunge die weit verbreitete Annahme infrage, dass der Alkohol wärmende Eigenschaften habe und den Körper stärke. Entsprechende Untersuchungen hätten ergeben, dass er vielmehr betäubend, einschläfernd und schwächend wirke. Viele Leute strebten diesen Zustand nur an, um ihre Langeweile zu überbrücken, Schmerzen

---

17 Gustav von Bunge, *Die Alkoholfrage*, Basel 1887, 3. Der Vortrag wurde in mehrere Sprachen übersetzt und erreichte bis in die 1940er Jahre eine Auflagenhöhe von über 240'000 Exemplaren.

18 Vgl. Auguste Forel, *Alkohol, Vererbung und Sexualleben. Vortrag, gehalten auf dem X. internationalen Kongress gegen den Alkoholismus*. Berlin 1905.

19 Vgl. Martin Lengwiler, „Im Zeichen der Degeneration. Psychiatrie und internationale Abstinenzbewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert“, in: Judith Große/Francesco Spöring/Jana Tschurennev (Hrsg.), *Biopolitik und Sittlichkeitsreform. Kampagnen gegen Alkohol, Drogen und Prostitution 1880-1950*, Frankfurt a. M., New York 2014, 85–110.

20 Vgl. Michael Schwartz, „‘Proletarier’ und ‘Lumpen’. Sozialistische Ursprünge eugenischen Denkens“, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 42 (1994) 4, 537–570, 558.

und Sorgen zu vergessen oder die „eigene Leere“ auszufüllen.<sup>21</sup> Der Alkohol trat bei Bunge als „Narkotikum“ auf, das nicht nur den einzelnen Menschen die Lebenskraft raube, sondern auch das Zusammenleben in der Gesellschaft stark beeinträchtigte.<sup>22</sup> Er schien damit nicht nur die angestrebte, nüchterne „Bewusstseinsordnung“ zu stören, sondern auch die gesundheitliche Unversehrtheit der Gesellschaft zu gefährden.

Der betäubenden Wirkung des Alkohols stellte von Bunge eine vitalistisch-jugendliche Deutung der Abstinenz gegenüber. Wer auf Alkohol verzichte, könne die trügerische Geselligkeit der Gasthäuser verlassen und sich stattdessen körperlichen Aktivitäten widmen. Gerade die „akademische Jugend“ solle ihre Zeit nicht mehr im Wirtshaus verschwenden, sondern bei Wanderungen, Sport und Körperkultur neue „Ideale[...] und Interessen“ entdecken.<sup>23</sup> Die aufkommende Wander-, Turn- und Sportbewegung lieferte die dazu passenden Freizeitaktivitäten, die nicht nur Spaß und Abenteuer versprachen, sondern auch ein auf Gesundheit und Leistung fokussiertes Körperbild vermittelten. Vor allem die neuen, urbanen Mittelschichten, die im Alltag kaum noch körperlich anstrengende Arbeit erledigten, suchten in ihrer Freizeit nach einem Ausgleich zur einseitigen Büroarbeit und dem stressigen Stadtleben.<sup>24</sup> Der gesunde, fitte Körper entwickelte sich daraufhin schnell zum neuen Statussymbol und Distinktionsmittel. Die Arbeit am eigenen Körper versprach nicht nur eine bessere Gesundheit, sondern auch überlegene Leistungsfähigkeit und damit mehr Erfolg im Beruf und Privatleben.<sup>25</sup>

Der fitte, sportliche Körper entwickelte sich in der Folge auch zum bevölkerungspolitischen Ideal. Nebst der individuellen Gesundheit sollte auch die sogenannte Volksgesundheit gestärkt werden, um die Wirtschaftsleistung, Wettbewerbsfähigkeit und Wehrhaftigkeit der verschiedenen Staaten zu verbessern.<sup>26</sup> Ärzte, Physiologen und Naturwissenschaftlerinnen

---

21 Bunge, *Die Alkoholfrage* (wie Anm. 165), 11.

22 Ebenda, 8.

23 Ebenda, 37.

24 Eva Barlösius zeigte in ihrer Studie über den Vegetarismus auf, wie die neuen Mittelschichten um 1900 gesundheitsorientierte Praktiken nutzen, um sich kulturell zu vergemeinschaften und sich gegenüber anderen Gesellschaftssichten abzugrenzen. Vgl. Eva Barlösius, *Naturgemässe Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende*, Frankfurt a. M. 1997, 164-171.

25 Vgl. Simon Graf, „Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund. Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen“, in: *Body Politics* 1 (2013) 1, 139-157; Bernd Wedemeyer-Kolwe, „Der neue Mensch“. Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Würzburg 2004, 374-388; Nina Verheyen, *Die Erfindung der Leistung*, München 2018, 159.

26 Vgl. bspw. Herbert. Gottweis/Wolfgang Hable/Barbara Prainsack/Doris Wydra

entwickelten zusammen mit politischen Akteuren neue Steuerungsinstrumente wie Hygienemaßnahmen, Impfungen, Präventionskampagnen oder den Ausbau der öffentlichen Gesundheitsversorgung. Auch Vertreter und Vertreterinnen der Abstinenzbewegung wie Auguste Forel und Gustav von Bunge leisteten in der Schweiz einen wichtigen Anteil bei der Gestaltung bio- und bevölkerungspolitischer Maßnahmen.<sup>27</sup> Sie regten aber nicht nur staatliche Regulierungs- und Kontrollinstrumente an, sondern setzten ihre Hoffnung auch auf einen gesellschaftlichen Wandel von unten. Dabei versuchten sie vor allem die Jugend durch intensive Öffentlichkeitsarbeit für den abstinenten, gesundheitsorientierten Lebensstil zu gewinnen.

## Abstinente Studentenverbindungen auf der Suche nach einer gesunden Freizeitbeschäftigung

Es waren dann auch die jungen Frauen und Männer, die von Bunes Aufruf, auf Alkohol zu verzichten und gleichzeitig neue Formen der Geselligkeit und der Freizeitgestaltung zu erproben, in die Praxis umsetzten. Im September 1890 formierten sich einige Schüler in St. Gallen in der abstinenten Verbindung *Humanitas*. Wenig später entstanden auch an anderen Mittelschulen in Basel, Zürich und Bern vergleichbare Abstinenzvereinigungen. Schon 1892 schlossen sich die Gruppen in St. Gallen und Basel im Zentralverein *Helvetia: Abstinente Verbindungen an den schweizerischen Mittelschulen* zusammen. Aber nicht nur an Gymnasien, sondern auch an Technik-, Gewerbe- und Handelsschulen breiteten sich die abstinenten Schülergruppen aus. Mit der *Libertas* folgte schließlich auch eine Studentenverbindung, die das abstinente Freizeitprogramm

---

(Hrsg.), *Verwaltete Körper. Strategien der Gesundheitspolitik im internationalen Vergleich*, Wien, Weimar 2004; Noyan Dinçkal, „‘Sport ist die körperliche und seelische Selbsthygiene des Volkes’. Arbeit, Leibesübungen und Rationalisierungskultur in der Weimarer Republik, in: *Body Politics* 1 (2013) 1, 71–91; Eva Kreisky, „Fitte Wirtschaft und schlanker Staat. Das neoliberale Regime über die Bäuche“, in: Henning Schmidt-Semisch/Friedrich Schorb (Hrsg.), *Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*, Wiesbaden 2008, 143–161.

27 Vgl. bspw. Martin Lengwiler/Stefan Beck, „Historizität, Materialität und Hybridität von Wissensspraxen. Die Entwicklung europäischer Präventionsregime im 20. Jahrhundert“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008), 489–523; Martin Lengwiler/Jeanette Madarász (Hrsg.), *Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik*, Bielefeld 2010; Judith Große/Francesco Spöring/Jana Tschurennev (Hrsg.), *Biopolitik und Sittlichkeitsreform. Kampagnen gegen Alkohol, Drogen und Prostitution 1880-1950*, Frankfurt a. M., New York 2014.

an den Hochschulen weiterführte.<sup>28</sup> Die Entstehung dieser abstinenten Schüler- und Studentenverbindungen markierte in der Schweiz den Beginn der bürgerlichen Jugendbewegung. Erstmals vergemeinschafteten sich Jugendliche weitgehend unabhängig von religiösen, politischen und kulturellen Erwachsenenorganisationen in selbstständig verwalteten Sozialgruppen und organisierten ein Vereinsleben.

Die ersten Statuten der *Helvetia* vom September 1892 betonten den Kampf gegen den Alkohol „vom hygienischen und volkswirtschaftlichen Standpunkt“ aus, die Mitglieder lehnten aber auch den „Gebrauch von Aether, Opium, Morphin, Chloral, Chloroform, indischem Hanf (Haschisch) und Coca“ ab. Diese Substanzen hätten zu „ähnlichen den Menschen zu Grunde richtenden Völkerseuchen wie dem Alkoholismus geführt.“ Die Mitgliedschaft wurde an die „völlige Enthaltensamkeit von allen alkoholischen Getränken“ und sämtlicher „narkotischer Mittel“ gebunden. Nichtabstinenten konnten „unter keinen Umständen“ in eine der Ortsgruppen eintreten.<sup>29</sup> Die Abstinenz fungierte als eindeutiges Selektions- und Distinktionsmittel, durch das sich die *Helvetia* augenfällig von anderen Verbindungen unterschied. Der Kampf gegen den Alkohol dominierte in den ersten Jahren das Vereinsleben der *Helvetia* und der *Libertas*. Sie verfolgten das Ziel, „Propaganda“ für die Abstinenzidee „durch Beispiel und Belehrung“ zu betreiben.<sup>30</sup> Zu diesem Zweck organisierten die abstinenten Schülerinnen, Schüler und Studierenden Vorträge, Lesungen und Diskussionsabende. Sie besprachen aber auch sozialistische und anarchistische Gesellschaftsideen, die Ziele der Jugendbewegung, die Bedeutung der Frauenrechte oder den Pazifismus.

Das *Libertas*-Mitglied und spätere Nationalrat Felix Moeschlin (1882-1969) fasste in seiner Autobiografie „Wie ich meinen Weg fand“ (1953) die Aufbruchsstimmung in den abstinenten Verbindungen pointiert zusammen: „Hatten wir dem Rausche alter Art abgeschworen, so be rauschten wir uns dafür umso stärker an Zukunftsträumen.“<sup>31</sup> Diese Aussage verweist auf eine grundlegende Problematik: Ohne den Alkoholrausch und die damit verbundene Geselligkeit in den Wirtshäusern und Vereinslokalen schien etwas zu fehlen. Die abstinenten Studierenden waren deshalb nicht nur auf der Suche nach neuen Freizeitaktivitäten,

---

28 Vgl. Heinz Polivka, *Wider den Strom. Abstinente Verbindungen in der Schweiz*, Bern 2000, 13-23; Trechsel, *Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert* (wie Anm. 161), 74-75.

29 Statuten der „Helvetia“, Abstinente-Verein an den schweizerischen Mittelschulen 1892, Sozialarchiv, Fortschritt Zürich, Ar 12.3.4, Statuten, Verordnungen.

30 Ebenda., 1.

31 Felix Moeschlin, *Wie ich meinen Weg fand*, Basel 1953, 28.

sondern auch nach neuen Rauscherfahrungen. Während die einen in den Universitätsstädten wie Zürich und Basel blieben und sich an aufregenden politischen Debatten und avantgardistischen Kunstereignissen berauschten, zogen die anderen, wie es schon Gustav von Bunge in seiner Rede zur „Alkoholfrage“ angeregt hatte, für Wanderungen und Sport in die Natur.

Bereits 1897 berichtete ein Mitglied im *Correspondenzblatt für studierende Schweizer Abstinente* von gutbesuchten „Bergtouren“ zur Rigi, Pilatus und Rautispitz.<sup>32</sup> Diese zunehmenden Wanderaktivitäten dokumentierten die abstinenten Jugendlichen schon um 1900 mit Fotografien. So zeigt ein Fotobuch der *Libertas* die Studierenden bei verschiedenen Ausflügen. Noch führten die Exkursionen nicht weit weg von den Städten und ließen sich einfach organisieren. Abgesehen von einem Besuch der Rütli-Wiese am Vierwaldstättersee und einigen Ausflügen im Wald bewegten sich die Jugendlichen noch meistens im städtischen Umfeld.<sup>33</sup> Wenige Jahre später entwickelten sich die gemütlichen Spaziergänge zu mehrtätigen Wanderungen, die immer öfter in die Berge führten. So enthält ein Fotobuch der *Libertas* aus den Jahren 1905 bis 1907 kaum noch Stadtaufnahmen, sondern fast ausschließlich Naturansichten mit *Libertas*-Mitgliedern beim Wandern, Bergsteigen, Klettern und Übernachten in Massenlagern und Zelten.<sup>34</sup>

Gustav von Bunges Forderung nach einem abstinenten, sportlichen Lebensstil begann sich nun rasant auszubreiten. Auch die Mittelschüler der *Helvetia* verbrachten ihre Freizeit immer häufiger in der freien Natur. Sie gründeten an ihrem 16. Zentralfest im April 1908 sogar einen neuen Verein, der sich auf die Organisation von Wanderungen, Bergtouren und Ferienlagern konzentrieren sollte: den *Schweizer Wandervogel*. Die Wandervogelbewegung hatte sich um 1900 im Steglitzer Gymnasium in der Nähe von Berlin entwickelt und dehnte sich in den Folgejahren über das ganze Deutsche Reich aus.<sup>35</sup> Die *Schweizer Wandervögel* übernahmen

32 o.A., „Funken“, in: *Correspondenzblatt für studierende Schweizer Abstinente*. Offizielles Organ des Centralverbandes der schweiz. akademischen Abstinenzvereine und der „Helvetia“, *Abstinente* Verbindung an den schweiz. Mittelschulen 2 (1897) 3, 21.

33 Fotoalbum „Akademischer Abstinente-Verein“, ca. 1900, Staatsarchiv Bern, V SVst 93.

34 Fotoalbum „Libertas“, ca. 1905-1907, Staatsarchiv Bern, V SVst 91.

35 Vgl. Winfried Mogge, „Aufbruch einer Jugendbewegung. Wandervogel: Mythen und Fakten“, in: Sabine Weissler (Hrsg.), *Fokus Wandervogel. Der Wandervogel in seinen Beziehungen zu den Reformbewegungen vor dem Ersten Weltkrieg*, Marburg 2001, 9–25; Zum Schweizer Wandervogel vgl. Stefan Rindlisbacher, „Jugendzeitschriften zwischen Wandervogel und Lebensreform (1904-1924)“, in: Aline Maldener/Clemens Zimmermann (Hrsg.), *Let's historize it! Jugendmedien im 20. Jahrhundert*, Köln 2018,



Anonym, Wandergruppe der Studentenverbindung *Libertas*, ca. 1900, in: Staatsarchiv des Kantons Bern, V SVSt 93. © Schweizerische Vereinigung für Studentengeschichte (SVSt)

nebst dem Namen auch viele Praktiken aus Deutschland, eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit war aber nur rudimentär vorhanden. Auch programmatisch unterschieden sich die Jugendvereinigungen: Während sich die großen, deutschen Wandervogelbünde vor allem in ihrer Anfangszeit an den alten Studentenverbindungen orientierten und auch einige Trinkrituale weiterführten, schrieb der *Schweizer Wandervogel* seinen Mitgliedern strikte Abstinenz vor.<sup>36</sup>

Wie die *Helvetia* und *Libertas* warb nun auch der *Schweizer Wandervogel* für seine „gesunden“ Freizeitaktivitäten ohne Alkohol:

An Leib und Seele uns gesund erhalten, das wollen wir Wandervögel. Gern ahmt die Jugend den Erwachsenen nach, sie sucht wie jene ihre Erholung in Vereinen, die in dunstigen Wirtsstuben ihre Zusammenkünfte halten und laute, kostspielige Feste feiern, die keine sind. Da ist der Wandervogel ein anderer Geselle. Zwar

---

37-60.

36 „Statuten des ‘Wandervogel’. Schweizer. Bund für Jugendwanderungen“, in: *Correspondenzblatt für studierende Schweizer Abstinente. Offizielles Organ des Centralverbandes der schweiz. akademischen Abstinenzvereine und der „Helvetia“, Abstinentenverbindung an den schweiz. Mittelschulen* 12 (1908) 7, 234.

weiß auch er was ein tüchtiger Junge ist, das hat überschüssige Kraft, die wirken, schaffen will. Drum ist er kein Philister und Stubenhocker, er ist ein frischer Bursch mit starkem, braunem Körper, hellen Augen und fröhlichem Sinn, der über Hecken und Gräben springt, im Freien schläft, sein einfach-kräftig Mahl sich selber kocht, sein schweres Bündel leicht trägt und seine schöne Heimat kennt und liebt, weil er sie auf seinen ‚selbsteigenen‘ Beinen durchwandert.<sup>37</sup>

Für die Wandervögel war der „starke“ Körper ein Statussymbol, das sie auch gerne zeigten. Wanderten die Jugendlichen in der *Helvetia* und *Libertas* noch in hochgeschlossener Kleidung mit Hut und Krawatte, waren die Wandervögel immer öfter in kurzen Hosen, luftigen Hemden oder auch mit freiem Oberkörper unterwegs. Auf Fotografien zeigten sie sich auch schon mit kurzer Badehose an Bergseen. Der gebräunte, muskulöse Körper entwickelte sich zum sichtbaren Abgrenzungsmerkmal zum berauschten „Stubenhocker“ in der „dunstigen Wirtsstube“.<sup>38</sup> Anstelle von Belehrung und Propaganda sollte er als sichtbare Manifestation eines „überlegenen“ Lebensstils für die Abstinenz werben.

## **Schweizer Wandervögel im Höhenrausch**

Zur idealen Projektionsfläche für das „gesunde Leben“ und zum praktischen Handlungsraum für die vielen Freizeitaktivitäten avancierten die Schweizer Alpen. Gehörten Bergtouren bei der *Helvetia* und *Libertas* noch zu den seltenen Höhepunkten des Vereinslebens, waren sie wenige Jahre später fester Bestandteil des *Schweizer Wandervogels*. Die Jugendlichen konnten sich dabei nicht nur an den Praktiken des bürgerlichen Alpinismus orientieren, sondern sich auch auf die Zuschreibungen der Berge als „Gesundheitsparadies“ beziehen.<sup>39</sup> Die Schweizer Alpen erlebten im Verlauf des 18. und vor allem 19. Jahrhunderts eine radikale Umdeutung vom abweisenden und bedrohlichen Ödland zur einladenden Gesund-

37 Ernst Hausknecht, „Zum Geleit“, in: *Wandervogel* 3 (1911) Werbenummer, 1–2.

38 Zur Entwicklung des Schlankheits- und Fitnessideals vgl. Wedemeyer-Kolwe, „Der neue Mensch“ (wie Anm. 173), 290–301; Sabine Merta, *Schlank! Ein Körperkult der Moderne*, Stuttgart 2008, 363–393. Zur Umdeutung der sonnengebräunten Haut zum Gesundheitsmarker vgl. Simone Tavenrath, *So wundervoll sonnengebräunt. Kleine Kulturgeschichte des Sonnenbadens*, Marburg 2000; Maren Möhring, *Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890 - 1930)*, Köln 2004, 254–257; Niklaus Ingold, *Lichtduschen. Geschichte einer Gesundheitstechnik 1890–1975*, Zürich 2015, 213–221.

39 Zu den Alpen als Gesundheitsparadies vgl. verschiedene Beiträge in Felix Graf (Hrsg.), *Zauber Berge. Die Schweiz als Krafraum und Sanatorium*, Baden 2010.



Emmi Bloch (1887-1978), Eine Gruppe Wandervögel badet in einem Fluss auf dem San Giacomo Pass im Kanton Tessin, 1910, in: Schweizerisches Sozialarchiv, F 5000-Fx-178.

heitslandschaft. In der Zeit der Aufklärung begannen Naturforscher wie Jakob Scheuchzer (1672-1733) und Johannes Gessner (1709-1790) die Alpen systematisch zu beschreiben und einen bis heute wirkungsmächtigen Vorstellungsraum zu konstruieren.<sup>40</sup> Ihre Deutungen wurden von Schriftstellern wie Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) weiter ausgeführt und für eine breite Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie idealisierten die Alpen zunehmend als gesunden, naturbelassenen Gegenraum zur negativ besetzten Zivilisation im urbanisierten und industrialisierten Flachland. Aus dieser Perspektive lebten in den Bergdörfern nicht nur die gesündesten Menschen, auch die vermeintlich kranken Stadtbewohner konnten durch einen Aufenthalt in den Bergen ihre eingebüßte Gesundheit zurückgewinnen.<sup>41</sup>

Während sich die Mehrheit der Touristen und Touristinnen in unzähligen Kurhäusern, Sanatorien und Naturheilanstalten vom anstrengenden Arbeitsalltag und hektischen Stadtleben erholte, suchten andere im Gebirge

<sup>40</sup> Zur Vielfalt der Alpenwahrnehmungen vgl. Jon Mathieu, *Die Alpen. Raum - Kultur - Geschichte*, Stuttgart 2015, 125-145.

<sup>41</sup> Vgl. Tanja Wirz, *Gipfelstürmerinnen. Eine Geschlechtergeschichte des Alpinismus in der Schweiz 1840-1940*, Baden 2007, 63-67.

nach Ablenkung und Gesundheit. Die Berge schienen einerseits das letzte Refugium einer brutalen, ungezähmten Natur in Westeuropa zu sein, andererseits stellte eine Wandertour durch dieses unwirkliche Gelände ein hohes Maß an Körperkontrolle und Disziplin unter Beweis. Die fast ausschließlich männlichen Bergsteiger waren zudem auf der Suche nach ihrer verloren geglaubten Männlichkeit. Vor allem um 1900 entwickelte sich das Bergsteigen in einer vermeintlich „unheroischen“ Zeit, in der immer weniger Männer ihr Einkommen mit harter körperlicher Arbeit verdienten und die Frauen gleichzeitig immer mehr Rechte und Anerkennung einforderten, zu einem Männlichkeitsritual. Der Kampf am Berg sollte den Körper abhärten und den Willen stärken. Der bürgerliche Alpinismus hatte damit einen nicht unerheblichen Anteil an der Konstruktion männlicher und weiblicher Körperbilder und Geschlechterrollen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert.<sup>42</sup>

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts popularisierten vor allem die Alpenvereine wie der *Schweizer Alpenclub* (seit 1863) oder der *Deutsche und Österreichische Alpenverein* (seit 1873) das Bild des Bergsteigens als männlich-heroische Tat. In Zeitschriften, Sachbüchern und Romanen prägten sie eine bestimmte Art und Weise, über die Erlebnisse am Berg zu schreiben. Diese spezifischen Eindrücke wurden später auch in Filmen und Hörspielen vermittelt. Der Bergsteiger – selten auch die Bergsteigerin – sollte seine Leistungsfähigkeit ausloten und sich selbst überwinden, die Vertrautheit wahrer Kameradschaft spüren und die Bergtour als lebensverändernden Prozess begreifen. Es galt, die unerbittlichen Gefahren beim Aufstieg zu beschreiben und die überwältigende Stimmung beim Anblick der gewaltigen Berglandschaft zu inszenieren.<sup>43</sup>

Als die Schweizer Wandervögel um 1910 ihre Bergtouren organisierten und darüber in ihrer Zeitschrift berichteten, konnten sie auf einen reichhaltigen Fundus an Motiven, Metaphern und Narrativen zugreifen. In unzähligen Reiseberichten spannten die Jugendlichen die Erzählung der gesundheitsfördernden Alpenwelt fort und verknüpften sie mit ihrem Abstinenzideal: Die körperliche und mentale Grenzerfahrung beim Bergsteigen könne nur durch den Verzicht auf Alkohol und Drogen bewältigt werden. Zwar adaptierten die Wandervögel die Deutung der Alpinisten, dass das Bergsteigen den Körper abhärte und den Charakter festige, jedoch widersprachen sie der weit verbreiteten Praxis, sich auf Bergtouren mit Schnaps zu wärmen und sich mit Wein zu stärken.<sup>44</sup>

---

42 Vgl. ebenda., 146-150.

43 Vgl. ebenda., 71-87.

44 Um 1900 wird Alkohol in fast allen Tourenberichten der Vereinszeitschrift des *Schweizer Alpenclubs* als selbstverständlicher Bestandteil des Proviants erwähnt.

Zwei sehr ähnliche, aber dennoch konkurrierende Gesundheits- und Körperdiskurse trafen hier aufeinander. Entsprechend zwiespältig gestaltete sich das Verhältnis zwischen dem *Schweizer Wandervogel* und dem *Schweizer Alpenclub*: Eine Zusammenarbeit wurde zwar immer wieder begrüßt, jedoch verteidigten die Wandervogel nachdrücklich ihre „Art zu wandern“.<sup>45</sup>

Trotz der Unterschiede teilten die Schweizer Wandervogel mit den Mitgliedern in Alpenvereinen die Sehnsucht nach immer intensiveren Grenzerfahrungen am Berg. Die Tourenbeschreibungen in den jeweiligen Zeitschriften berichteten über immer extremere Aufstiege und Wanderungen.<sup>46</sup> Nicht selten nahmen die geschilderten Erlebnisse rauschhafte Züge an. Schon 1853 hatte der englische Journalist Albert Smith (1816-1860) seine Eindrücke am Montblanc mit der Wirkung von Opium und Haschisch verglichen:

The sun at length went down behind the Aiguille du Goûté, and then, for two hours, a scene of such wild and wondrous beauty—of such inconceivable and unearthly splendor—burst upon me, that spell-bound and almost trembling with the emotion its magnificence called forth—with every sense, and feeling, and thought absorbed by its brilliancy, I saw far more than the realization of the most gorgeous visions that opium or hasheesh could evoke, accomplished. At first everything about us, above, around, below—the sky, the mountain, and the lower peaks—appeared one uniform creation of burnished gold, so brightly dazzling, that, now our veils were removed, the eye could scarcely bear the splendor.<sup>47</sup>

Zwar fühlte sich Smith an die emotionale Ausnahmesituation und visuelle Wahrnehmungsveränderung eines Drogenrausches erinnert, aber offen-

---

Eindrücklich beschreibt beispielsweise eine Gruppe Bergsteiger wie sie an einem Rastplatz beim Aufstieg auf das Matterhorn mehrere Alkoholflaschen finden: „Zuerst ists eine Cognacflasche, die namentlich unserem Träger zu imponieren scheint, dann eine Flasche Selters, zwei Rotweinflaschen, endlich als Knalleffekt ein Ding mit goldenem Kopf, zu deutsch Champagnerpulle genannt. Nun des Staunens kein Ende! Dass man auf Bivouac- oder Rastplätzen gemeiniglich Batterien von leeren Flaschen findet, ist eine altbekannte Thatsache, dass man aber auch volle Flaschen und dazu in dieser Anzahl finden könne, das hätte sich keiner träumen lassen.“ Ad. Hug, „Touren im Gebiete von Zermatt“, in: *Alpina. Mitteilungen des Schweizer Alpenclub* 6 (1898) 5, 55.

45 Max Türler, „Ein zweischneidiges Schwert“, in: *Wandervogel* 3 (1912) 11, 164.

46 Vgl. Dagmar Günther, *Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870-1930)*, Frankfurt a. M., New York 1998, 172-173.

47 Albert Smith, *The Story of Mont Blanc*, New York 1853, 174.

bar wurde sein Bewusstsein dadurch nicht getrübt und auch auf die körperliche Leistungsfähigkeit schien sich diese Rauscherfahrung nicht auszuwirken. Über die Authentizität solcher Beschreibungen lässt sich wenig aussagen, jedoch zeigt dieses Beispiel, wie Alpinistinnen und Alpinisten bereits Mitte des 19. Jahrhunderts stoffungebundene Rauschzustände formulierten und vermittelten. Smith war nicht nur Bergsteiger und Schriftsteller, sondern auch ein begabter Verkäufer seiner Erlebnisse. So prägte er das Schreiben über das Bergsteigen und die damit verbundenen Rauscherfahrungen nicht nur im elitären Kreis des bürgerlichen Alpinismus, sondern popularisierte seine rauschhaften Alpenvisionen auch in der breiten Öffentlichkeit. Er publizierte seine Erlebnisse nicht nur in Artikeln und Büchern, sondern inszenierte seine Abenteuerreisen zwischen 1852 und 1858 auch in über 2000 Lesungen.<sup>48</sup>

Die bis ins Rauschhafte gesteigerte Bergerfahrung gehörte im ausgehenden 19. Jahrhundert auch im deutschsprachigen Raum zum gängigen Repertoire der alpinistischen Literatur. Auch in der Vereinszeitschrift des *Schweizer Alpenclubs* wurden die meist sachlich-detailliert geschilderten Tourenberichte immer wieder mit fantastischen Naturbeschreibungen und rauschhaften Bergerfahrungen ausgeschmückt. So umschrieb beispielsweise ein Bergsteiger seine Tour auf den Urirotstock im Jahr 1898 mit diesen emphatischen Worten:

Unser Ziel war nun hinauf! Der Mensch will immer mehr als das Erreichte! [...] Da bringt uns die Sonne eine überaus angenehme Überraschung: sie bricht durch das graue Gewölk hindurch; bald ist der Nebelvorhang teilweise verschwunden und – was für ein ergreifendes Gebilde der Schöpfung! Die Wirklichkeit wird zum Traum. Ein Gemisch von Genugthuung, Freude und Andacht erfüllt die Brust, und je länger die trunkenen Augen umherschweifen, desto bedeutsamer und ernsthafter wird der Eindruck.<sup>49</sup>

Wie bei Smith erscheint auch in dieser Erzählung die traumhafte Schönheit der Berge geradezu unwirklich. Trotzdem verweisen die „trunkenen Augen“ nicht auf ein getrübtetes Bewusstsein, sondern deuten wachsende Ernsthaftigkeit an. Das „Flimmern und Glitzern, Leuchten und Blenden“ im Hochgebirge gehörte zum oft angewendeten Stilmittel, um das Erlebnis am Berg als rauschhafte Erfahrung zu stilisieren. Im Unterschied zum Drogenrausch gingen diese visuellen Effekte aber mit keinem Kontrollverlust einher, sondern rückten die erhöhte und intensiviertete Wahrnehmung

48 Vgl. Wirz, *Gipfelstürmerinnen* (wie Anm. 189), 101-103.

49 L. Ginella-Hool, „Eine Tour auf den Urirotstock (2932m)“, in: *Alpina. Mitteilungen des Schweizer Alpenclub* 6 (1898) 4, 43.

der Natur beim Bergsteigen in den Mittelpunkt.<sup>50</sup> Auch in der Zeitschrift des *Schweizer Wandervogels* waren diese rauschhaften Bergerfahrungen ein wiederkehrendes Element der Tourenberichte. Das führte dazu, dass die eigentlich abstinenten Jugendlichen in ihren Freizeitaktivitäten neue Formen des Rausches schilderten:

Und wenn sie hinaufklettern, immer höher und höher, und wenn es sie wie ein Rausch überkommt bei all dem Reinen und Wunderbaren, glaubt ihr, einer würde mit Euch tauschen, auch wenn er die Gefahren des Abstiegs kennt? Es sind wenige, die nur wegen dem Klettern hinauf auf die Berge gehen, die andern, gewiß sie freuen sich auf die Gefahren, sie freuen sich, daß ihre Muskeln so kräftig sind, daß sie so ruhig Stein um Stein fassen können, aber sie suchen nicht nur das, sie suchen etwas Höheres, etwas, das nur der versteht, der schon einmal auf einer solchen bezwungenen Spitze stand.<sup>51</sup>

Dem Höhenrausch schrieben die Wandervögel keine narkotisierende, den Geist und Körper schwächende Wirkung wie dem Alkohol- und Drogenrausch zu, sondern attestierten ihm Sinnesschärfung und Steigerung der Körperkontrolle.<sup>52</sup> Sie induzierten ihn nicht durch eine Substanz, sondern mussten ihn – dem bürgerlichen Leistungs- und Erfolgsprinzip folgend – durch körperliche Anstrengung und eisernen Durchhaltewille selbst erarbeiten.<sup>53</sup> Auf diese Weise luden sie den Höhenrausch mit erstrebenswerten Verhaltensweisen auf und stellten ihn dem schwächenden, die körperliche Gesundheit reduzierenden und das Bewusstsein trübenden Drogenrausch entgegen. Die Abstinenz sollte aber auch nicht Askese und Entsagung bedeuten, sondern überwältigende Erlebnisse und körperliche Ekstase mit sich bringen. Durch diese Inszenierung der rauschhaft wahrgenommenen Körperempfindungen und des Naturerlebnisses versuchten die Wandervögel die Attraktivität ihrer Freizeitbeschäftigung zu betonen. Der beschriebene Höhenrausch war damit auch für die Wandervögel ein rhetorisches Mittel, um die eigenen Praktiken als lohnenswerte Alternative zur alkoholinduzierten Geselligkeit in den Wirtshäusern zu präsentieren.

Das wachsende Bedürfnis nach immer neuem Nervenkitzel, das sich zum

---

50 o.A., „Triftgebiet und Dammastock (3630 Meter)“, in: *Alpina. Mitteilungen des Schweizer Alpenclub* 3 (1895) 5, 41.

51 Max Nägeli, „Tour 15“, in: *Wandervogel* 2 (1911) 8, 67–68.

52 Vgl. Günther, *Alpine Quergänge* (wie Anm. 194), 172–173.

53 In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts avancierte die Erfahrung beständiger Steigerung menschlicher Leistungsfähigkeit im Sport zur Gewohnheit, vgl. Verheyen, *Die Erfindung der Leistung* (wie Anm. 173), 166–175.

rauschhaft inszenierten Bergerlebnis steigerte, konnte aber auch sehr reale Folgen haben. So bezahlten einige Wandervögel ihren unstillbaren Drang in die Höhe mit ihrem Leben. Geradezu sprachlos reagierte der Bundesvorstand im September 1911 in der *Schweizer Wandervogelzeit-schrift* auf den Verlust zweier Mitglieder. Nur „einige wenige Worte des innigsten Bedauerns“ richtete er an die „schwerbetroffenen Eltern“.<sup>54</sup> Die überschwänglichen Tourenberichte wurden in den folgenden Jahren immer wieder durch knappe Todesmeldungen überschattet. Das Streben nach immer höherer Leistung und verfeinerter Körperbeherrschung mündete in einen schwerwiegenden Kontrollverlust. Damit nahm das Leistungsdenken im vermeintlich gesundheitsfördernden Bergsteigen zunehmend problematische Züge an.<sup>55</sup> Das Risiko minderte die Faszination für das Bergsteigen jedoch nicht, vielmehr bildete die Todesnähe ein konsekutives Element des heroischen Stärke- und Gesundheitskultes im Alpinismus.<sup>56</sup> Wie beim übermäßigen Drogenkonsum beschrieben die Bergsteigerinnen und Bergsteiger ihre Erlebnisse als mentale und körperliche Grenzerfahrung, die den Menschen aus seiner alltäglichen Lebenswelt reißt und mit extremen Empfindungen konfrontiert. Der „vitalisierende“ Höhenrausch erfüllte damit ähnliche Bedürfnisse wie der „narkotisierende“ Drogenrausch. Die Bewertung dieser Grenzerfahrungen nahm im 20. Jahrhundert aber einen sehr unterschiedlichen Verlauf: Während Alpinisten, Schriftstellerinnen und Politiker die Toten am Berg immer wieder als Pioniere und Helden feierten, problematisierten sie die Alkohol- und Drogentoten zunehmend als gravierende soziale Herausforderung.<sup>57</sup>

---

54 Carl Mäder, „Unsern Toten“, in: *Wandervogel* 3 (1911) 3, 34.

55 Zur Ambivalenz zwischen Leistungsoptimierung und Gesundheitsgefährdung im sogenannten Risiko-, Spitzen- und Extremsport, vgl. bspw. Andreas Singler, *Doping und Enhancement. Interdisziplinäre Studien zur Pathologie gesellschaftlicher Leistungsoptimierung*, Göttingen 2012.

56 Vgl. Günther: *Alpine Quergänge* (wie Anm. 194), 174-185. Für weiterführende Überlegungen, warum sich Menschen bei Bergtouren und anderen risikoreichen Aktivitäten freiwillig in Todesgefahr bringen vgl. Ulrich Aufmuth, „Risikosport und Identitätsbegehren. Überlegungen am Beispiel des Extrem-Alpinismus“, in: Gerd Hortleder/Gunter Gebauer (Hrsg.), *Sport - Eros - Tod*, Frankfurt a. M. 1986, 188-215; Waltraud Krainz, „Riskante Bewegungspraxen“, in: Matthias Marschick (Hrsg.), *Sport Studies*, Wien 2009, 239-251; Petra Gehring, „Beim Sport sterben“, in: Franz Bockrath (Hrsg.), *Anthropotechniken im Sport. Lebenssteigerung durch Leistungsoptimierung?*, Bielefeld 2012, 61-82.

57 Zur Problematisierung, Pathologisierung und Verrechtlichung des Drogenkonsums vgl. Detlef Briesen, *Drogenkonsum und Drogenpolitik in Deutschland und den USA. Ein historischer Vergleich*, Frankfurt a. M. 2005, 79-116.

## Noch gesünder und nüchterner: Die Lebensreform

Die Wandervogelbewegung erreichte vor dem Ersten Weltkrieg ihre größte Ausbreitung. Auch der *Schweizer Wandervogel* überschritt 1914 mit knapp 1400 Mitgliedern seinen Höhepunkt, danach schrumpfte er kontinuierlich.<sup>58</sup> In den 1920er Jahren bildeten sich jedoch neue Jugendgruppen, die sich mit der Abstinenzidee beschäftigten und die „gesunden“, körperbetonten Wanderungen und Bergtouren weiterführten. Sie adaptierten den spezifischen Gesundheitsdiskurs der abstinenten Jugendbewegung nicht nur, sondern erweiterten ihn um neue Elemente.

Zu den bekanntesten Vertretern dieser neuen Jugendgruppen gehörte der Schweizer Reformpädagoge Werner Zimmermann (1893-1982), der die Freikörperkultur aus Deutschland in die Schweiz holte und den Aufbau lokaler und nationaler Vereinsstrukturen maßgeblich vorantrieb.<sup>59</sup> Er engagierte sich nicht nur für die Alkohol- und Drogenabstinenz, sondern lehnte auch weitere „Genussmittel“ wie Tabak, Kaffee und Tee ab und propagierte eine vegetarische bis vegane Ernährung. Als wichtiges Element des gesundheitsorientierten Lebensstils trat nun die Ernährung neben die Abstinenzidee und die körperliche Betätigung.<sup>60</sup>

Zimmermann war ein Anhänger der sogenannten Lebensreform, die sich seit dem frühen 20. Jahrhundert in vielen westeuropäischen und skandinavischen Ländern sowie den Vereinigten Staaten ausbreitete und sich in der Zwischenkriegszeit vor allem in Deutschland und in der Schweiz in den Mittelschichten etablierte. Die Lebensreform fasste verschiedene Praktiken zusammen, die allesamt die Optimierung des Wohlbefindens und der körperlichen Leistungsfähigkeit versprachen. Indem ihre Anhängerschaft den persönlichen Alltag umgestaltete, sollte sie zur Veränderung der Gesellschaft beitragen. Nebst Abstinenz und

---

58 Vgl. Andreas Petersen, *Radikale Jugend. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz 1900-1930*, Zürich 2011, 106.

59 Vgl. Stefan Rindlisbacher, „Popularisierung und Etablierung der Freikörperkultur in der Schweiz (1900-1930)“, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 65 (2015) 3, 393–413. Zur Entwicklung der von Zimmermann geprägten Schweizer FKK-Organisation vgl. Eva Locher/Stefan Rindlisbacher, „Innere Verwandtschaft braucht keine Organisation“. Der Schweizerische Lichtbund im 20. Jahrhundert“, in: Frank-Michael Kuhleemann/Michael Schäfer (Hrsg.), *Kreise, Bünde, Intellektuellen-Netzwerke. Formen bürgerlicher Vergesellschaftung und politischer Kommunikation 1890-1960*, Bielefeld 2017, 221-244.

60 Zu Werner Zimmermann liegt bislang keine umfassende Biografie vor, für biografische Hinweise vgl. bspw. Ulrich Linse, „Der alte Shintô-Geist‘ und die ‘Lebensreform‘. Der Deutsch-Schweizer Werner Zimmermann (1893-1982) und seine drei Japan-Reiseberichte über das ‘geistige Nippon‘, in: Inken Prohl (Hrsg.), *Zen, Reiki, Karate. Japanische Religiosität in Europa*, Hamburg 2002, 211–247.

Ernährungsreform gehörten insbesondere die Naturheilkunde und die Freikörperkultur zur Lebensreform, während die historische Forschung auch andere Strömungen wie die Bodenreform, die Siedlungsbewegung oder die Freiwirtschaftslehre miteinbezieht.<sup>61</sup> Die Lebensreform in der Schweiz erlangte große Kontinuität und propagierte bis in die späten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts ihre spezifischen Körperpraktiken. Außerdem rekurrierten die Reformer und Reformerrinnen der zweiten Jahrhunderthälfte bei der Begründung ihrer Alltagsgestaltung auf Argumentationen aus früheren Jahrzehnten.

Wie zuvor bei den Abstinente(n) und Wandervögeln war die Alkoholabstinentenz während des gesamten 20. Jahrhunderts auch für die Lebensreformer und Reformerrinnen die Grundvoraussetzung für einen „gesunden“ Lebensstil. Weiterhin galt der Alkohol als „Zellgift, das in alle Organe, Zellen und Säfte des Körpers“ eindringe und „ins chemisch-physikalische Getriebe der Lebensvorgänge“ eingreife.<sup>62</sup> Aber im Unterschied zu den bisherigen Akteuren banden die Mitglieder lebensreformerischer Vereine die Abstinenz nun viel stärker in ein System aus Ernährungsvorschriften ein. Sich mit vegetabilen, möglichst unverarbeiteten und ungekochten Lebensmitteln zu ernähren versprach noch größere Vorteile für die körperliche Leistungsfähigkeit und die Gesundheit als die Alkohol- und Drogenabstinentenz. Reformer wie Werner Zimmermann erkannten nicht mehr nur im Alkohol sondern auch in der „Überernährung“ ein weit verbreitetes „Betäubungsmittel“.<sup>63</sup> Für den Ernährungsreformer Ralph Bircher (1899-1990)<sup>64</sup> gehörte der „übersteigerte, unersättliche Drang“

---

61 Diese Einteilung in einen inneren Kern mit Ernährungsreform, Naturheilkunde und Freikörperkultur sowie einen äußeren Bereich mit anderen zugewandten Bestrebungen geht auf Wolfgang Krabbe zurück, vgl. Wolfgang Krabbe, *Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode*, Göttingen 1974. Zur Orientierung über die einzelnen Teilgebiete vgl. Diethart Kerbs/Jürgen Reulecke (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1933*, Wuppertal 1998; Kai Buchholz/Rita Latocha/Hilde Peckmann/Klaus Wolbert (Hrsg.), *Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900* (1), Darmstadt 2001. Als neueste Überblicke über die Lebensreform vgl. Marc Cluet/Catherine Repussard (Hrsg.), *„Lebensreform“. Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht = la dynamique sociale de l'impuissance politique*, Tübingen 2013; Bernd Wedemeyer-Kolwe, *Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland*, Darmstadt 2017; Corinna Treitel, *Eating Nature in Germany. Food, Agriculture, and Environment, c. 1870 to 2000*, Cambridge 2017.

62 Ralph Bircher, „Alkoholverlangen und Ernährung“, in: *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* 32 (1955) 12, 451–455, 452.

63 Vgl. Werner Zimmermann, *Lichtwärts. Ein Buch erlösender Erziehung*, Bern 1922, 20.

64 Ralph Bircher war der Sohn des in Reformkreisen sehr bekannten und viel beachteten Schweizer Arztes, Ernährungsreformers und Erfinders des „Birchermüselis“ Maximilian Bircher-Benner (1867-1939). Zu Bircher-Benner ausführlich vgl. Albert

nach Alkohol zum Krankheitsbild des „Reizhungers“. Weil der Verzehr von „ungesundem“ Essen wie Weißbrot, Süßigkeiten, Fleisch, Fisch, fettem Käse oder scharfen Gewürzen keine anhaltende Sättigung und Zufriedenheit auslöse, wirke das Trinken alkoholischer Getränke als „gefährliche Ersatzbefriedigung“.<sup>65</sup> Aus lebensreformerischer Perspektive erfüllte die spezifische Ernährung deshalb sowohl präventive als auch therapeutische Funktionen: Wer sich „gesund“ und „vollwertig“ ernähre, greife einerseits weniger zur Flasche, da diese Ernährungsweise das „Durstgefühl“ abschwäche. Andererseits mindere die möglichst einfache, frischkostreiche Ernährung auch bei Alkoholikern das Verlangen nach Alkohol.<sup>66</sup>

Der „fitte“, „starke“ Körper blieb weiterhin eine wichtige Projektionsfläche für die angestrebten Gesundheitsideale. Nebst Abstinenz und Diätvorschriften sollten auch Sport, Bewegung und Entspannung helfen, den Körper zu pflegen, zu stärken und zu formen. Nachdem schon die Wandervögel ihre sonnengebräunten Gesichter und Oberkörper als Manifestation ihres Lebensstils zur Schau gestellt hatten, präsentierte nun die Anhängerschaft der Freikörperkultur ihren vollständig nackten Körper als Ausdruck „natürlicher“ Gesundheit und Schönheit. Bei Gymnastik, Massagen, naturheilkundlichen Anwendungen, beim Luft-, Wasser- und Sonnenbaden oder verschiedenen sportlichen Aktivitäten sollte der nackte Körper „abgehärtet“ und „trainiert“ werden. Die „Befreiung“ aus den Kleidern zog hingegen eine rigide Disziplinierung und Regulierung des Körpers nach sich und die uneingeschränkte Sichtbarkeit und Vergleichbarkeit befeuerte den Prozess, durch den der schlanke und fitte Körper im Verlauf des 20. Jahrhunderts zur sozialen Norm wurde. Damit machten die Reforme-rinnen und Reforme-r nicht mehr nur den Alkohol für die vermeintliche „Entartung“ des Menschen verantwortlich, sondern auch die „falsche“ Ernährung und fehlende körperliche Bewegung.<sup>67</sup>

Diese durchrationalisierte, disziplinierte, auf Leistung und Selbstbeherr-

---

Wirz, *Die Moral auf dem Teller. Dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg, zwei Pionieren der modernen Ernährung in der Tradition der moralischen Physiologie / mit Hinweisen auf die Grammatik des Essens und die Bedeutung von Birchermues und Cornflakes, Aufstieg und Fall des patriarchalen Fleischhungers und die Verführung der Pflanzenkost*, Zürich 1993. Wirz behandelt dort auch die Biographie von Ralph Bircher, vgl. 99-118.

65 Ralph Bircher, „Alkoholverlangen und Ernährung“, in: *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* 33 (1956) 2, 55–58.

66 Für diese Argumentation vgl. bspw. Bircher, Alkoholverlangen (wie Anm. 210).

67 Vgl. Möhring, *Marmorleiber* (wie Anm. 186), 120-129; Maren Möhring, „Die Regierung der Körper. ‚Gouvernementalität‘ und ‚Techniken des Selbst‘“, in: *Zeithistorische Forschungen* 3 (2006) 2, 284–290.

schung fokussierte Lebensführung bot keinen Raum für enthemmende, alkohol- oder drogeninduzierte Rauscherfahrungen, widersprach doch jeglicher Kontrollverlust der körperlichen und seelischen Optimierungslgik der Lebensreform.<sup>68</sup> Was für die Reformer und Reformerinnen bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts galt, akzentuierten sie seit den 1960er Jahren immer deutlicher, als der Drogenkonsum in den USA und zeitlich verzögert auch in Europa stark anstieg<sup>69</sup>: Sie distanzieren sich vehement von jeglichen Drogen. Während Drogenkonsumenten bestimmten Substanzen eine „Bewusstseinsweiterung“ zuschrieben, deutete beispielsweise Ralph Bircher ebendiese gegenteilig zu einem negativ konnotierten „Bewußtseinsschwund [sic]“ um, der dem Menschen die so zentrale „Denkfähigkeit“ und „Erkenntnisfähigkeit“ raube.<sup>70</sup> Trotz diesem Einsatz für eine nüchterne Bewusstseins- und Wirklichkeitsordnung und der Kritik am substanzgenerierten Rausch als „Gegenspieler der Ratio“<sup>71</sup>, verschwand der Rauschzustand dennoch nicht vollständig aus dem Vokabular und der Vorstellungswelt der Lebensreformerinnen und Lebensreformer. Bircher anerkannte, dass der Rausch im Wesen der menschlichen Biologie liege und deshalb für das gesunde Leben unverzichtbar sei. So räsonierte er: „Zur Gesundung und zur Menschwerdung gehört es, daß einer die Fähigkeit pflegt, außer sich und in einen Rausch zu geraten [...]“.<sup>72</sup> Wie zuvor die Abstinente und Wandervögel waren deshalb auch die Lebensreformerinnen und Lebensreformer auf der Suche nach neuen, alternativen Rauscherfahrungen. Wiederum ging es ihnen darum, eine erstrebenswerte Bewusstseinsveränderung zu erreichen, die im Unterschied zum Alkoholrausch keine krankmachende Beeinträchtigung der körperlichen Konstitution verursache und auch die „Denkfähigkeit“ und „Erkenntnisfähigkeit“ nicht einschränke, sondern eine „erhebende“, der Selbstoptimierung zugutekommende Erfahrung ermögliche. Anstelle des Alkoholrausches sollte der „wirkliche Rausch“ als „Rausch der schöpferischen Tätigkeit, der Weihe, der Selbsthingabe“ sowie als „gelöste Geselligkeit“ und als „festliches Außersichgeraten“ treten.<sup>73</sup>

68 Vgl. Graf, Leistungsfähig (wie Anm. 173), 148-151.

69 Vgl. Jakob Tanner, „Amerikanische Drogen – europäische Halluzinationen“, in: Angelika Linke/Jakob Tanner (Hrsg.), *Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa*, Köln 2006, 267–288, 267.

70 Ralph Bircher, „Drogeneinschlich ins Abendland“, in: *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* 55 (1978) 6, 264–266, 266.

71 Robert Feustel, „Die Zeit des Rauschs“, in: Michael Schetsche/Renate-Berenike Schmidt (Hrsg.), *Rausch - Trance- Ekstase. Zur Kultur psychischer Ausnahmezustände*, Bielefeld 2016, 33–50, 36.

72 Ralph Bircher, *Ein Gläschen in Ehren. Ein „Wörtchen“ über Mäßigkeit*, Bern 1957, 8.

73 Ebenda., 8. Bircher rezipierte hierbei die zentralen Ideen von Paul Pfister (1911-

## „Gesunde“, „nüchterne“ und „leistungsfähige“ Körper im Gebirge

Das Gebirge blieb in der Zwischen- wie auch in der Nachkriegszeit für die Lebensreformbewegung der ideale Raum, um ihre Gesundheitsdiskurse in die Praxis umzusetzen. Gerade weil bei Aktivitäten in den Bergen der Körper stark beansprucht wurde, ließ sich mit diskursivem Rückgriff aufs Gebirge nicht nur der „gesunde“ und „natürliche“, sondern auch der „leistungsfähige“ Körper inszenieren und dadurch die Wirksamkeit der reformerischen Lebensweise exemplarisch demonstrieren. Die Alpen dienten mit ihrer imposanten Naturkulisse weiterhin als „Gegenwelt“<sup>74</sup> jenseits der normativen oder materiellen Bedingungen der alltagsweltlichen Realität und als Experimentierraum für körperliche und geistige Grenzüberschreitungen:

Jeder Mensch sollte einmal in seinem Leben auf einem hohen Bergespitze stehen und den Anhauch der Ewigkeit spüren. Hier wird den Naturentfremdeten der heilsame Strom einer tiefen, schönen Stille einhüllen.<sup>75</sup>

Insbesondere für die Anhängerschaft der Freikörperkultur war das Gebirge ein oftmals euphorisch beschriebener Ort der „Befreiung“ und maximalen Naturnähe bei minimaler Bekleidung. Besonders aufregende Erlebnisse versprach sie sich vom nackten Sonnenbad im Schnee, unbekleidet durchgeführten Skitouren und Nacktwanderungen.<sup>76</sup> Als beispielsweise die Teilnehmer eines FKK-Jugendlagers eine Tour zum Aletschgletscher unternahmen, fotografierten sie sich gegenseitig beim Eintauchen in den Gletschersee und beim Sonnenbad auf den Felsen vor den verschneiten Gipfeln. Die Aufnahmen ihrer nackten, schlanken Körper sollte die Synthese von Gesundheit, Schönheit und Leistung symbolisieren. Ein begeisterter Jugendlicher berichtete:

---

2008), der seit seiner Jugend in der Abstinenzbewegung aktiv gewesen war und in den 1950er Jahren zur Lebensreform gelangte. Pfister hatte ein Jahr zuvor in der von Bircher redigierten Reformzeitschrift *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* die „Enthaltsamkeit aus Ergriffenheit für einen schöpferischen Auftrag und ein höheres Ziel“ vertreten. Vgl. Paul Pfister, „Ein Gläschen in Ehren. Von den Angesehenen, welche Maß halten“, in: *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* 33 (1956) 7, 253–258, 257.

74 Nina Leonhard/Astrid Mignon Kirchhof, „Einführung: Gegenwelten“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 41 (2015), 5–16, 6.

75 Helena, „Über den Wolken...“, in: o.A. (Hrsg.), *Sehnsucht nach den Bergen. FKK in der Schweiz und Österreich*, Hamburg 1967, 4.

76 Indem sie die gesunden Effekte von Wärme und Kälte und Licht und Luft nutzten, wandten die FKK-Aktivistinnen zentrale Behandlungsmethoden der Naturheilkunde an. Vgl. Möhring, *Marmorleiber* (wie Anm. 186), 312–331.

[...] ein fantastischer eisstrom inmitten der berge. wir steigen hinunter zu einem see in den felsen und baden. nacktheit und natur sind harmonische einheit. wir atmen landschaft mit allen sinnen.<sup>77</sup>

Mit der Nacktheit in den Bergen, die sie mit einer abstinenten, vegetarischen Ernährung und sportlichen Aktivitäten kombinierten, versuchten die Mitglieder in freikörperkulturellen Gruppierungen ihr Bewusstsein für neue Sinneseindrücke zu sensibilisieren. Die rauschhafte Beschreibung der Natur diente wie zuvor beim Wandervogel oder bei den Alpinisten als rhetorisches Stilmittel, um die angestrebten Grenzerfahrungen zu inszenieren. Nun ging es hingegen nicht mehr nur um die körperliche Höchstleistung, sondern auch um die Überschreitung gesellschaftlicher Normen: Die Nacktheit sollte als Ausdruck eines imaginierten natürlichen „Urzustands“ neue Formen der Gemeinschaft ausloten und zu einem durchdringenden Gefühl der Naturverbundenheit befähigen.

Nicht nur die Freikörperkultur, auch die Ernährungsreform erprobte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre Diskurse und Praktiken in den Bergen. Als in der Nachkriegszeit die Schweizer Alpen für den Massentourismus erschlossen und die Zeit der pionierhaften Gipfelbesteigungen endgültig vorbei waren, suchten die Alpinisten nach neuen Herausforderungen in anderen Gebirgen der Welt.<sup>78</sup> Im „goldenen Zeitalter“ der Himalaya-Bezwingungen zwischen 1953 und 1960<sup>79</sup> beteiligte sich die Schweiz am allgemeinen Wettrennen der Nationen um die Erstbesteigungen der höchsten Berge der Welt und auch die Lebensreformbewegung vereinnahmte die fernen Gipfel für ihre Zwecke: Mitte der 1950er Jahre sollte eine deutsch-schweizerische Expedition mit der Erstbesteigung des Achttausenders Dhaulagiri in Nepal die Überlegenheit der Reformernährung – mit Vollkornzerealien, Vollkornteigwaren, Hülsenfrüchten und Reis als Grundproviant – und der Abstinenz unter Beweis stellen und wissenschaftlich dokumentieren. Diese Ernährungsweise im Hochgebirge war höchst ungewöhnlich, die schweizerische Everest-Expedition 1952 hatte beispielsweise entsprechend dem allgemeinen Usus Hähnchenkonserven, Gänseleberbüchsen, Cognac und Zigarettenpakete mitgeführt.<sup>80</sup>

77 o.A., „Samstag“, in: *Die neue Zeit* (1965) 123, 160.

78 Vgl. Patricia Purtschert, „Jenseits des Réduits. Die Schweiz und die Berge in Zeiten der Dekolonisierung“, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 63 (2015) 2, 250–268, 260–261.

79 Vgl. Maurice Isserman/Stewart Weaver, *Fallen Giants. A History of Himalayan Mountaineering from the Age of Empire to the Age of Extremes*, New Haven, London 2008, 295.

80 Vgl. Arnold Heim, „Zur Reform der Expeditionsernährung“, in: *Journal der Schweizerischen Stiftung für alpine Forschung* 1 (1954) 2, 81–90, 83–84.



Anonym, Jugendliche vor dem Aletschgletscher, in: Die neue Zeit (1965) Nr. 123, Sonderausgabe Internationales Jugendlager Contact, Titelbild. © Organisation von Naturisten in der Schweiz O.N.S.

Der abstinenten und vegetarischen Zürcher Geologieprofessor Arnold Heim (1882-1965), der mit Ralph Bircher eng befreundet und in Schweizer Reformkreisen bestens vernetzt war, regte den Ernährungsversuch im Himalaya an<sup>81</sup>, während Ralph Bircher dieser Idee mit Hilfe seiner Reformzeitschrift *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* ebenso wie durch einen Artikel in der Zeitschrift des *Schweizer Alpenclubs* und durch einen Sam-

---

81 Vgl. ebenda..

melband zu größerer Publizität verhalf.<sup>82</sup> Heim hatte bereits 1936 eine Forschungsreise im Himalayagebirge durchgeführt und war davon überzeugt, dass seine Leistungsfähigkeit durch lokale, vegetarische Nahrungsmittel und den Verzicht auf Alkohol und Nikotin zugenommen habe.<sup>83</sup> Eine Gruppe von Deutschen und Schweizer Bergsteigern sollte nun 1955 mit dem außergewöhnlichen „Reformproviand“ erstmals den Dhaulagiri erklimmen und dort folgendes beweisen:

Diese Ernährung [ist] die Grenze der menschlichen Leistungsfähigkeit beträchtlich zu erweitern imstande. Dieser unter besonders hohen Anforderungen durchgeführte Versuch könnte richtungweisend sein für eine Reformierung der Ernährung einer immer größeren Belastungen ausgesetzten Menschheit.<sup>84</sup>

Durch die gelungene Erstbesteigung erhofften sich Heim und Bircher eine nachhaltige Werbewirkung für die abstinente und vegetarische Ernährungsweise. In der Tradition vegetarischer Spitzensportler sollten die Bergsteiger den Beweis erbringen, dass der Verzicht auf Alkohol und Fleisch die Leistungsfähigkeit nicht beeinträchtigt, sondern im Gegenteil sogar die Konstitution und Gesundheit für extreme Herausforderungen stärke. Das Expeditionsteam erreichte zwar weder die Spitze des Dhaulagiri, noch konnte der wissenschaftliche Versuch vollständig umgesetzt werden. Dennoch verkündete Ralph Bircher der interessierten Öffentlichkeit, dass sich die leistungssteigernde Wirkung dieser Ernährungsweise bewährt habe.<sup>85</sup> Das Gebirge erwies sich in den Schilderungen der Reforme und Reformeinnen trotzdem als idealen Ort, um aufzuzeigen, dass die lebensreformerische Alltagsgestaltung „gesunde“, „nüchterne“ und „leistungsfähige“ Körper hervorbrachte.

---

82 Vgl. Ralph Bircher, „Zur Ernährung am Himalaya I“, in: *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* 30 (1953) 5, 153–158; Ralph Bircher, „Zur Ernährung am Himalaya II“, in: *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* 30 (1953) 6, 191–197; Ralph Bircher, „Zur Ernährung am Himalaya“, in: *Die Alpen. Zeitschrift des Schweizer Alpenclub* 30 (1954), 15–21; Ralph Bircher (Hrsg.), *Bergsteigerkost. Moderne, leistungssteigernde Ernährung für Expeditionen, Bergsteiger und Skifahrer*, Erlenbach, Frankfurt a. M. 1955.

83 Vgl. Heim, *Zur Reform* (wie Anm. 228), 82.

84 Martin Meier, „Deutsch-schweizerische Himalaja-Expedition 1955“, in: Ralph Bircher (Hrsg.), *Bergsteigerkost. Moderne, leistungssteigernde Ernährung für Expeditionen, Bergsteiger und Skifahrer*, Erlenbach, Frankfurt a. M. 1955, 46–48, 47–48.

85 Ralph Bircher, „Ernährung am Dhaulagiri“, in: *Der Wendepunkt im Leben und im Leiden* 33 (1956) 6, 222–224. Erst 1960 erreichte als erstes Team eine Schweizer Expedition rund um Max Eiselin den Gipfel des Dhaulagiri. Vgl. Isserman u. a., *Fallen Giants* (wie Anm. 227), 347–349.

## Fazit: Die Konstruktion alternativer Rauscherfahrungen

Im ausgehenden 19. Jahrhundert prägten Schweizer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen mit ihren Forschungen und populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen über den Alkoholkonsum einen neuartigen Gesundheitsdiskurs, der nicht nur die Sorge um den eigenen Körper in die Hände jedes Einzelnen legte, sondern auch die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft dem Individuum aufbürdete. Mit ihrem Kampf gegen den Alkohol- und Drogenrausch prägten sie zudem eine rationalisierte „Bewusstseinsordnung“, in der nur der nüchterne Mensch als handlungsfähig und produktiv gilt. Als geeignetes Mittel zur gezielten Verbesserung der körperlichen und geistigen Gesundheit propagierten sie neben staatlichen Kontroll- und Disziplinierungsmaßnahmen eine individuelle Veränderung der persönlichen Lebensführung. Dazu problematisierten sie Alkohol und andere Drogen als krankmachende, schwächende, das Bewusstsein verzerrende Substanzen und inszenierten die Abstinenz als Grundlage eines attraktiven, jugendlich-vitalen Lebensstils.

Soziale Bewegungen und Freizeitorganisationen spielten seit dem späten 19. und im Verlauf des gesamten 20. Jahrhunderts bei der Popularisierung und gesellschaftlichen Etablierung der abstinenten Gesundheitskonzepte und rationalisierten „Bewusstseinsordnung“ eine wichtige Rolle. Vor allem Jugendliche und junge Erwachsene fühlten sich immer wieder von diesem nüchternen, gesundheitsorientierten Lebensstil angesprochen. Sie schlossen sich in Mittel- und Hochschulverbindungen, der Wandervogelbewegung und lebensreformerischen (Jugend-)Gruppen zusammen, um in ihrer Freizeit neue Formen der Geselligkeit und Vergemeinschaftung ohne Alkohol und Drogen zu erproben. Obwohl bis heute nur eine kleine Minderheit in der Schweiz und in vergleichbaren Ländern vollständig alkohol- und drogenabstinent lebt, konnten sich wichtige Aspekte des abstinenten Gesundheitsdiskurses im Alltag etablieren. Der nüchterne Bewusstseinszustand setzte sich vor allem im Arbeitsleben und Straßenverkehr weitgehend durch und auch aus vielen Freizeitaktivitäten wurde der Alkohol- und Drogenrausch verbannt.<sup>86</sup>

Um ihren gesundheitsorientierten Lebensstil zu popularisieren, adaptierten abstinente und lebensreformerische (Jugend-)Gruppen gesellschaftlich anerkannte Praktiken und verorteten sie innerhalb symbolisch aufgeladener Handlungsräume. So versuchten sie sowohl die Berge als auch das Bergsteigen für ihre Ziele diskursiv und praktisch zu vereinnahmen. Die Schweizer Alpen galten schon seit dem 18. Jahrhundert als Ort der Gesundheit und der Regeneration und ihre Gipfel prägten die Schweizer

---

86 Vgl. Brändle u. a., *Zum Wohl!* (wie Anm. 161), 249-263.

Identitätsdiskurse im Prozess des *nation buildings*.<sup>87</sup> Indem sich die abstinenten und lebensreformerischen Jugendlichen dieser bürgerlichen Praktiken und Sehnsuchtsorte bedienten, konnten sie sich trotz ihres abweichenden Verhaltens innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft verorten.

Ebenso eigneten sich die lebensreformerischen und abstinenten Akteure den Rauschbegriff an und besetzten ihn mit ihren eigenen Vorstellungen. Anstatt die körperliche und mentale Grenzerfahrung des Rausches grundsätzlich abzulehnen, versuchten sie alternative Räusche zu entwickeln. Als attraktives Rauschmodell erwies sich dabei der Höhenrausch, den die abstinenten und lebensreformerischen Jugendlichen in ihren Tourenberichten als nervenaufreibende Gefahrensituation und körperliche Ausnahmeleistung beim Bergsteigen in einer ästhetisierten Naturkulisse inszenierten. Mit diesem vom bürgerlichen Alpinismus adaptierten Rauschmodell versuchten die abstinenten Jugendlichen und Lebensreformer nicht nur den Vorwurf der asketischen Lustfeindlichkeit der Alkohol- und Drogenabstinenz zu entkräften, sondern auch den Rausch als traditionelle Kulturtechnik zu übernehmen und diesen in veränderter Form weiterzuführen.

Weil sie den Rausch nicht durch „narkotisierende“ Substanzen auslösten, sondern durch Höchstleistungen selbst erarbeiteten, ließ er sich problemlos mit dem abstinenten und leistungsorientierten Gesundheitsdiskurs verschränken. Die abstinenten Studierenden und Wandervögel versuchten diesem Zustand um 1900 durch Alkoholverzicht und gesteigerte körperliche Anstrengung zu erreichen. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts erweiterten die Lebensreformer und Lebensreformerinnen die Voraussetzungen für den Höhenrausch mit dem Verzicht auf jegliche Drogen und propagierten ein ständig anwachsendes System aus Ernährungsregeln und Anweisungen zur Körperpflege. Damit reagierten sie einerseits auf die steigende Verbreitung und Verfügbarkeit psychoaktiver Substanzen, andererseits schränkten sie die Grenzen des nüchternen, leistungsfähigen Bewusstseinszustandes immer stärker ein. Mit diesen zunehmenden Disziplinierungsmaßnahmen schrieben sie sich in das „Modell ökonomischer Rationalität“ ein, das sich im 20. Jahrhundert als Grundlage „moderner“, leistungsorientierter Gesellschaftsordnungen etablierte.<sup>88</sup>

---

87 Vgl. Purtschert, *Jenseits des Réduits* (wie Anm. 226), 251; Mathieu, *Die Alpen* (wie Anm. 188), 142.

88 Feustel, *Die Zeit des Rauschs* (wie Anm. 219), 45.

*Stefan Rindlisbacher, Kontakt: stefan.rindlisbacher(at)unifr.ch, Studium der Zeitgeschichte und Germanistik, wissenschaftlicher Mitarbeiter im SNF-Forschungsprojekt «Die Lebensreformbewegung in der Schweiz im 20. Jahrhundert» und Lehrbeauftragter am Studienbereich Zeitgeschichte der Universität Freiburg (CH), Forschungsschwerpunkte: Lebensreformbewegung, Jugendbewegungen und Subkulturen. Aktuelles Promotionsprojekt zur Geschichte der Lebensreformbewegung in der Schweiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.*

*Eva Locher, Kontakt: eva.locher(at)unifr.ch, Studium der Geschichte und Soziologie, wissenschaftliche Mitarbeiterin im SNF-Forschungsprojekt «Die Lebensreformbewegung in der Schweiz im 20. Jahrhundert» und Lehrbeauftragte am Studienbereich Zeitgeschichte der Universität Freiburg (CH), Forschungsschwerpunkte: Lebensreformbewegung, Alternatives Milieu und Umweltbewegung. Aktuelles Promotionsprojekt zur Geschichte der Lebensreformbewegung in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Verschiedene Tätigkeiten im Bereich der Wissensvermittlung.*

## „Sexdroge“ Kokain?

# Die Entstehung eines populären Motivs der Drogengeschichte in den medizinischen Diskursen über Rauschmittelkonsum und Sexualität im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Hannes Walter

*English abstract: To this day, cocaine is widely perceived as an aphrodisiac and often associated with prostitution and sexual deviance. This article traces the origins of this popular image in late nineteenth and early twentieth century German medicine. It reconstructs how medical discourses about neurasthenia, homosexuality and psychoactive substances came to equate narcotic-use and deviant sexual behavior as factors that both caused and could result from sexual and nervous disorders. As this article also shows, this presumed causal relationship in turn shaped medical perceptions of cocaine-use among homosexuals and prostitutes in urban red-light districts in the Weimar Republic, which reinforced medicine's neglect of cocaine-consumption among socially integrated groups. While pharmacological and physiological knowledge have changed drastically since then, remnants of this motif live on to this day.*

Nutzt man den Dienst einer großen Internetsuchmaschine, um nach dem Begriff Kokain zu recherchieren, dann kann man den Eindruck gewinnen, dass die mediale Berichterstattung über die Droge fast ausschließlich um zwei Themenfelder kreist: Kriminalität und Sexualität. Ersteres überrascht angesichts der juristischen Einstufung als illegales Betäubungsmittel kaum. Letzteres erscheint jedoch spätestens auf den zweiten Blick erklärungsbedürftig. Denn obwohl von Seiten der Konsumenten auch vielen anderen psychoaktiven Substanzen eine sexuell enthemmende Wirkung zugeschrieben wird<sup>1</sup>, prägt dieser Effekt die gesellschaftliche Wahrnehmung des Kokains in besonderem Maße. Es wird, um mit den Worten des Wiener Psychiaters und Suchtforschers Alfred Springer zu sprechen, von „allen bekannten Rausch- und Genußmitteln

---

1 Vgl. Eul, Joachim; Verres, Rolf: Wirkungen psychoaktiver Substanzen auf das Bedürfnis nach Liebe, Zärtlichkeit und Sex sowie auf die sexuelle Performance. Ergebnisse einer Umfragestudie bei 1616 Personen mit überwiegend multipler Drogenkonsum-erfahrung, in: Suchttherapie, 4 (2016), S. 153-160.

[...] am klarsten als Aphrodisiakum identifiziert.“<sup>2</sup> Reißerisch anmutende Bezeichnungen wie „Sex-Droge“<sup>3</sup> oder „Bordelldroge“<sup>4</sup> sind Ausdruck und Vehikel dieser Wahrnehmung und kursieren sowohl in der Tagespresse als auch in der wissenschaftlichen Fachliteratur.

Wie die Studie von Eul und Verres zeigt, greift es zu kurz, diese populäre Vorstellung allein auf das Wirkungsspektrum von Kokain zurückzuführen. Aber wie könnten alternative Erklärungsansätze aussehen? Zunächst hilft es, sich zu vergegenwärtigen, dass derartige Zuschreibungen die Wirkung einer Substanz nicht einfach sprachlich abbilden. Psychoaktiven Substanzen wohnt „keine immanente, quasi transhistorische Bedeutung“<sup>5</sup> inne. Ihre Bewertung ist stets Gegenstand sozialer Aushandlungsprozesse und kann daher in verschiedenen soziokulturellen Kontexten stark voneinander abweichen. Will man die assoziative Verknüpfung von Kokainkonsum mit enthemmter und devianter Sexualität also besser verstehen, gilt es demnach, die historischen Entstehungsbedingungen dieser Denkfikur genauer zu beleuchten.

Die Suche nach ihren Ursprüngen führt zurück in eine äußerst bewegte Phase in der Geschichte des Kokains, die von den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die Weimarer Republik reicht. Als Mitte der 1880er Jahre erstmals in größerem Maßstab klinische Versuche mit der Substanz durchgeführt wurden, geriet sie rasch in den Ruf eines Wundermittels. Im Zuge der sich ausweitenden medizinischen Verwendung als Lokalanästhetikum und Therapeutikum erhielt diese Euphorie einen Dämpfer. Vermehrt beobachtete Vergiftungs- und Gewöhnungserscheinungen brachten das Gefahrenpotenzial des Kokains zum Vorschein. Als Medikament wurde es zwar weiterhin eingesetzt; aber als Mediziner nach dem Ersten Weltkrieg eine zunehmende Verbreitung des „hedonistischen“ Kokainkonsums registrierten, änderte sich die Wahrnehmung der Substanz radikal: Aus dem einst mit Hoffnungen überfrachteten Medikament war ein rauscherzeugendes Suchtmittel geworden, das sexuelle Störungen und kriminelle Entgleisungen hervorrufen sollte.

In diesem Zeitraum stellten Mediziner also erstmals eine spezifische

---

2 Springer, Alfred: Kokain und Sexualität, in: Rausch – Wiener Zeitschrift für Suchttherapie, 1 (2013), S. 27-38, hier S. 27.

3 Röhl, Thomas et al.: Der globale Kick, 2006, URL: [https://www.focus.de/panorama/reportage/reportage-der-globale-kick\\_aid\\_214646.html](https://www.focus.de/panorama/reportage/reportage-der-globale-kick_aid_214646.html) (Stand 31.01.2019).

4 Geschwinde, Thomas: Rauschdrogen. Marktformen und Wirkungsweisen, Berlin, Heidelberg 2007, S. 472.

5 Hengartner, Thomas; Merki, Christoph Maria: Für eine Geschichte der Genussmittel; in: Dies. (Hrsg.): Genussmittel. Ein kulturgeschichtliches Handbuch, Frankfurt a.M., Leipzig 2001, S. 7.

Verbindung zwischen Kokainkonsum und abweichendem Sexualverhalten her. Residuen dieser Vorstellung leben unter gänzlich veränderten wissenschaftlichen Vorzeichen bis heute fort. Im historischen Rückblick wird deutlich, dass das Bild der „Sexdroge“ Kokain mehr ist, als ein simples Produkt seiner physiologischen Wirkung. Tatsächlich ging dieses Motiv aus einer äußerst komplexen Gemengelage hervor, in die das dominante Körperbild der Zeit, zeitgenössische Theorien über die Effekte psychoaktiver Substanzen, die Psychopathielehre, soziale und geschlechtsspezifische Normvorstellungen sowie der sich ändernde Konsumtrend des Kokains nach dem Ersten Weltkrieg einfließen.

Um diese These zu untermauern, betrachte ich im Folgenden, wie in den medizinischen Diskursen über Rausch, Psychopathie, Neurasthenie und Homosexualität um 1900 eine ätiologische und symptomatologische Verbindung von Rauschmittelkonsum und sexuellen „Störungen“ hergestellt wurde. Die hier geprägten Deutungen wurden in der krisenhaften Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in der psychiatrischen Debatte über Kokainismus und Homosexualität wieder aufgegriffen und zu einer triebartigen Relation zwischen beiden Phänomenen ausgearbeitet. Der Fokus der Untersuchung liegt damit auf den medizinischen Akteuren, weil sie in Anbetracht ihres Expertenstatus und ihrer publizistischen Aktivitäten die gesellschaftliche Wahrnehmung über Rauschmittel seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert entscheidend prägten.<sup>6</sup>

## **Rausch und Sexualität im Fokus der naturwissenschaftlichen Medizin**

Die Ansicht, dass Rauscherlebnisse abnormes Sexualverhalten begünstigen, war keine Erfindung der modernen Psychiatrie. Schon in der frühneuzeitlichen Medizin galt die durch Trunkenheit hervorgerufene Gemütschwäche als Grundlage für „dämonische Zustände“ wie „Tanz, Buhlschaft und Unkeuschheit“, mithin also für „Praktiken, die Grenzen überschreiten und vom Teufel heraufbeschworen werden“<sup>7</sup>. Der Rausch spielte hier die Rolle eines Türöffners für unzüchtige Handlungen und Regelbrüche aller Art.

In der Psychiatrie, die im 19. Jahrhundert einen langwierigen Prozess der Professionalisierung und Verwissenschaftlichung durchlief, lebten mora-

---

6 Vgl. Hoffmann, Annika: Drogenkonsum und Kontrolle. Zur Etablierung eines sozialen Problems im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, Wiesbaden 2012, S. 17, 98-105.

7 Feustel, Robert: Grenzgänge: Kulturen des Rauschs seit der Renaissance, Paderborn 2013, S. 40-41.

lisch aufgeladene Deutungen über den Rausch im Gewand einer neuen Fachterminologie fort. Mediziner begannen nun, den ekstatischen Zustand mit naturwissenschaftlichen Methoden immer genauer zu erfassen. Hatte der Arzt Carl Heinrich Rösch den Rausch im Jahre 1839 noch als „Zustand temporären Wahnsinns“<sup>8</sup> klassifiziert, so deutete der Psychiater Emil Kraepelin ihn gut siebzig Jahre später bereits als Symptomkomplex, der eine „Reihe der schwersten psychischen Krankheitserscheinungen“ umfasste.<sup>9</sup>

Neue wissenschaftliche Paradigmen wie die Sozial- und Rassenhygiene, das Suchtkonzept und die Psychopathielehre, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts durchsetzten, verliehen dem Rausch das Gepräge einer biopolitischen Bedrohung. Gewohnheitsmäßiger Alkoholgenuss wurde als Hauptursache für die wahrgenommene Zunahme von Erbschäden und diversen psychischen und somatischen Krankheitserscheinungen ausgemacht. Aber schon die einmalige Berausung schien Gefahren zu bergen. So war die lamarckistische Theorie der Rauschzeugung in Fachkreisen zwar umstritten, wurde aber von Koryphäen wie Auguste Forel, dem Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, offensiv vertreten. Demnach sollten im Alkoholrausch gezeugte Nachkommen unter angeborener „Idiotie“ und „psychischen Abnormitäten“ leiden, wozu Forel „ethische Defekte und sexuelle Perversionen“ zählte.<sup>10</sup> In dieser Theorie kam die Neuartigkeit des medizinischen Rauschkonzepts sinnfällig zum Ausdruck: Seiner transzendenten Dimension entkleidet, wurde er pathologisiert und als Vergiftung gedeutet.

Die medizinische Kritik des Rauschs fußte aber nie allein auf wissenschaftlich begründeten Annahmen, sondern transportierte stets auch moralische Normvorstellungen. Sie verband ältere, religiös motivierte Überzeugungen, die den Rausch mit Chaos und Vulgarität assoziierten, mit dem aufklärerischen und pietistischen Ideal einer rationalen Lebensführung sowie mit wissenschaftlichen Normierungs- und Disziplinierungsstrategien, die Selbstbeherrschung, Triebverzicht, Pflichterfüllung und Leistungsbereitschaft zu Kardinaltugenden des Menschen erhoben.<sup>11</sup> Das neue medizinische Wissen über den Rausch setzte sich also nicht zuletzt deswegen durch, weil es den Normen der bürgerlichen Lebenswelt und

---

8 Rösch, Carl: Der Missbrauch geistiger Getränke in pathologischer, therapeutischer, medizinisch-polizeilicher und gerichtlicher Hinsicht, Tübingen 1839, S. 55.

9 Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Bd. 2, Leipzig 1910, S. 82.

10 Vgl. Forel, Auguste: Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete, München 1905, S. 273-274.

11 Vgl. Wiesemann, Claudia: Die heimliche Krankheit. Eine Geschichte des Suchtbegriffs, Stuttgart-Bad Canstatt 2000, S. 124-126 und 172-173.

den Anforderungen des rationalisierten Arbeitslebens entgegenkam.<sup>12</sup>

Dem universellen Erklärungsanspruch der Naturwissenschaften entsprechend, wurden die Auswirkungen der Berausung bis hinein in den intimsten Kern menschlicher Beziehungen verfolgt. In der Selbstvergessenheit der Ekstase konnten die sittlichen Grenzen rollenkonformer und reproduktiver Sexualität nur allzu leicht überschritten werden. Mit jedem Rausch, so schrieb Kraepelin, erhielten die „sittlichen Hemmungen“ eine „neue Erschütterung“.<sup>13</sup> Entsprechend drastisch schilderte er die Folgen der „chronischen Vergiftung“: „Der Kranke führt unflätige Reden vor seinen Kindern, fordert die Frau in deren Gegenwart zum Geschlechtsverkehr auf, macht dem Dienstmädchen, der Frau des Nachbarn, der Stieftochter unsittliche Anträge, bringt Prostituierte ins Haus. Weiterhin kommt es zu Exhibitionismus, zu unzünftigen Handlungen an Kindern, gelegentlich auch zu homosexuellen Angriffen.“<sup>14</sup>

Seit den 1880er Jahren wurden die Effekte des Rauschs daher auch innerhalb der Sexualwissenschaft diskutiert. Sie schuf einen Bezugsrahmen, in dem sich erstmals „wahr“ über Sexualität sprechen ließ, also nicht länger vordergründig aus dem Blickwinkel von Moral und Gesetz, sondern „nach den Regeln klinisch-empirischer Erkenntnis und mit den Mitteln einer ausgreifenden Kasuistik“<sup>15</sup>. Wie in der Frühphase der Psychiatrie Wahnsinn und Vernunft als strikte Gegensätze konzipiert wurden, so begriff man auch Perversion und Normalität anfangs als Antipoden, die sich in ihrer widerstreitenden Natur gegenseitig stabilisierten. Vorsichtige Tendenzen zur Einführung graduellen Abstufungen zwischen beiden Polen lassen sich erst nach 1900 ausmachen. Viele Kriterien, anhand derer man vermeintlich krankhaftes von gesundem und damit normalem Sexualverhalten abgrenzte, klingen in Kraepelins obigen Ausführungen bereits an: „Geschlechtsüberschreitung, nicht auf das Ehebett begrenzte Sexualität, falsche Rollenerziehung und Anmaßung über das Gebotene hinaus“. In den Fokus der Psychiater rückten dabei vor allem Verfehlungen des Sexualobjekts und Abweichungen vom Sexualziel, wie sie auch im

---

12 Vgl. Spöring, Francesco: „Du musst Apostel der Wahrheit werden“: Auguste Forel, und der sozialhygienische Alkoholdiskurs, 1886-1931, in: Große, Judith; Spöring, Francesco; Tschurennev, Jana: Biopolitik und Sittlichkeitsreform. Kampagnen gegen Alkohol, Drogen und Prostitution 1880-1950, Frankfurt am Main 2014, S. 124; sowie Spode, Hasso: Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland, Opladen 1993, S. 133.

13 Kraepelin, Emil (1910), S. 95-96.

14 Ebd., S. 96.

15 Ralser, Michaela: Das Subjekt der Normalität. Das Wissensarchiv der Psychiatrie: Kulturen der Krankheit um 1900, Paderborn, München 2010, S. 88-89.

Rausch auftreten konnten.<sup>16</sup>

Solche Vorstellungen über „normales“ und krankhaftes Sexualverhalten wurden um 1900 in einem medizinischen Geschlechterdiskurs verhandelt, dessen Wortführer der von Kraepelin geprägten psychiatrischen Schule der „Klinischen Richtung“ angehörten. Ihre Deutung der Geschlechterproblematik kam pointiert in dem Ausspruch des Psychiaters und Neurologen Paul Julius Möbius zum Ausdruck: „Je gesünder der Mensch, desto deutlicher ist er Mann oder Weib.“<sup>17</sup> Man erhob also die vermeintliche Natur der Geschlechterdifferenz „zum äußersten Maßstab der Gesundheit des Einzelnen, der Gruppe und schließlich der Fortentwicklung der ganzen Kultur“ und deutete jegliche Tendenzen, die ihr zuwiderliefen, als Krankheits- und Degenerationsmerkmale. Die „Aufrechterhaltung und Verfestigung der binären Ordnung der Geschlechter“ und ihrer wesentlichen Begründung, der Heteronormativität, gehörte somit zu den erklärten Zielen der Psychiatrie.<sup>18</sup>

Es war eben jener sensible Punkt der Geschlechterdifferenz, um den die Debatte über die sexuellen Effekte des Kokainrauschs in der Weimarer Republik kreisen sollte. Das Wahrnehmungsmuster, das diese Diskussion entscheidend prägte, entstand in den heterogenen medizinischen Diskursen über Neurasthenie, Psychopathie und Homosexualität um 1900.

## **Die pathologische Verkettung von Rauschmittelkonsum und sexueller Devianz um 1900**

Sigmund Freuds 1884 publizierte Schrift „Über Coca“ lenkte das Interesse zahlreicher Mediziner auf das Alkaloid Kokain. Seit der erstmaligen Isolierung im Jahre 1860 hatten zwar viele Wissenschaftler das Wirkungsspektrum der Substanz erforscht, jedoch ohne ihr stimulierendes und betäubendes Potenzial ganz zu erfassen.<sup>19</sup> In dem Artikel deutete Freud bereits die Eignung des Kokains als Aphrodisiakum an, unter anderem, weil drei der Probanden, denen er das Mittel verabreicht hatte, von „heftiger sexueller Erregung“ berichteten.<sup>20</sup> In den USA wurden zu dieser Zeit be-

---

16 Ebd., S. 68, 100.

17 Möbius, Paul: *Geschlecht und Entartung*, Halle an der Saale 1903, S. 5.

18 Ralser, Michaela (2010), S. 70-71.

19 Vgl. Freud, Sigmund: *Über Coca*, in: *Zentralblatt für die gesamte Therapie*, 2 (1884), S. 289-314, abgedruckt in: Ders.: *Schriften über Kokain*. Herausgegeben und eingeleitet von Albrecht Hirschmüller, Frankfurt a.M. 2013, S. 52-59; sowie Gootenberg, Paul: *Andean Cocaine. The making of a global drug*, Chapel Hill 2008, S. 23-25.

20 Freud, Sigmund (1884), S. 82.

reits Präparate mit Cocaextrakten vertrieben und zur Behandlung der sexuellen Neurasthenie verwendet.<sup>21</sup> In Deutschland setzte man Kokain bald ebenfalls zur Therapie neurasthenischer und sexueller Störungen ein<sup>22</sup>; als Heilmittel konnte es sich aufgrund seiner Toxizität und der Gefahr der Gewöhnung aber nicht langfristig durchsetzen.<sup>23</sup>

Dabei war gerade die Suchttherapie eines jener Felder, in dem die Tauglichkeit des Kokains zunächst erprobt wurde. Freud hatte bei seinen Selbstversuchen geringe Dosen einer Kokainlösung eingenommen und dessen „wunderbare stimulierende Wirkung“ am eigenen Leib erfahren. Angeregt durch Berichte aus den USA, gewann er die Überzeugung, Kokain könne helfen, die bei der Morphiumentziehung auftretenden Abstinenzerscheinungen zu lindern.<sup>24</sup> Zahlreiche Ärzte setzten Kokain in der Folgezeit bei Entzugsbehandlungen ein und berichteten zunächst meist von positiven Erfahrungen.<sup>25</sup> Selbst der vor der Gefahr des „Morphio- Cocainismus“ warnende Emil Kraepelin gestand dem Medikament im Jahre 1887 noch zu, eine „immerhin werthvolle Bereicherung unserer therapeutischen Hilfsmittel“ bei der Morphiumentziehung darzustellen.<sup>26</sup>

Dabei beruhten die vermeintlichen Anfangserfolge der Methode nicht zuletzt auf den noch rudimentären Kenntnissen über die Kokainwirkung. So wurden bei mehreren Untersuchungsreihen Symptome der Kokainintoxikation als Morphiumentzugserscheinungen fehlgedeutet.<sup>27</sup> Da Fälle „rei-

---

21 Vgl. dazu Gootenberg, Paul (2008), S. 27; sowie Beard, George Miller: Die sexuelle Neurasthenie. Ihre Hygiene, Aetiologie, Symptome und Behandlung. Mit einem Capitel über die Diät für Nervenranke, Wien 1885, S. 152-153.

22 Vgl. Fürbringer, Paul: Die Störungen der Geschlechtsfunctionen des Mannes, Wien 1895, S. 138; Eulenburg, Albert: Sexuelle Neuropathie. Genitale Neurosen und Neuropsychosen der Männer und Frauen, Leipzig 1895, S. 67-74; Erb, Wilhelm: Gesammelte Abhandlungen 1864-1910, Bd. 1, Leipzig 1910, S. 208.

23 Vgl. Wilhelm, Josef Isidor: Die medicamentöse Behandlung, in: Müller, Franz Carl (Hrsg.): Handbuch der Neurasthenie, Leipzig 1893, S. 311-312; sowie Krafft-Ebing, Richard Freiherr von: Nervosität und neurasthenische Zustände, Wien 1895, S. 153.

24 Vgl. Freud, Sigmund (1884), S. 63, 77-80.

25 Vgl. Wallé, Carl: Aphoristische Mittheilungen über Gegengifte der Opiate mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Cocains gegenüber dem Morphin, in: Deutsche Medizinal-Zeitung, 8 (1885), S. 25-26; Smidt, Hermann; Rank, Carl: Ueber die Bedeutung des Cocain bei der Morphiumentziehung, in: Berliner klinische Wochenschrift, 37 (1885), S. 592-596; Jaekel, Friedrich Franz: Zur Behandlung der Morphiumsucht mittels Cocain, in: Deutsche Medizinal-Zeitung, 2 (1885), S. 913-915.

26 Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende und Aerzte, Leipzig 1887, S. 440.

27 Vgl. Erlenmeyer, Albrecht: Die Morphiumsucht und ihre Behandlung, Berlin u.a. 1887, S. 174-176, 186-187.

ner“ Kokainsucht in Deutschland äußerst selten blieben und es den Medizinern in der Praxis oft schwerfiel, die Symptome von Kokain- und Morphi- umwirkung auseinanderzuhalten, kam die wissenschaftliche Erforschung des Kokainrauschs bis zum Ersten Weltkrieg nur schleppend voran.<sup>28</sup> Dass neben Freud auch andere Autoren eine starke sexuelle Erregung als gelegentliche Folge von Kokaingaben registrierten oder Kraepelin anmerkte, dass der Inhalt der den Kokainrausch begleitenden „Täuschungen“ häufig „ein geschlechtlich obscöner“ sei, stieß daher zunächst kaum auf Resonanz.<sup>29</sup> Im Ausland publizierte Artikel, die ähnliche Erscheinungen thematisierten, erweckten in der deutschsprachigen Wissenschaftsgemeinde erst nach 1918 größeres Interesse, als sich der zuvor noch seltene Kokainismus auszubreiten schien.<sup>30</sup>

Dennoch ist es aufschlussreich noch in der Vorkriegszeit zu verharren, um einen Blick auf die zeitgenössischen Debatten über Neurasthenie und Homosexualität zu werfen. Hier wurden die Effekte psychoaktiver Substanzen auf das Sexualleben erstmals eingehender erörtert und bestimmte kausale Deutungen etabliert. Zwar fand das Kokain aufgrund seiner randständigen Verbreitung noch selten direkt Erwähnung; jedoch fällt dieser Umstand für unsere Analyse nicht ins Gewicht, da sich die Psychopharmakologie um 1900 noch in ihrem Anfangsstadium befand und viele Autoren kaum zwischen den Rauschwirkungen verschiedener Substanzen differenzierten.<sup>31</sup>

Die Neurasthenie als Zustand „reizbarer Nervenschwäche“ oder „nervöser Überreizung“ war ein äußerst unscharfes Krankheitsbild, das der US-amerikanische Neurologe George Miller Beard entwickelt hatte. So vielfältig wie die ihr zugeschriebenen Symptome waren auch die Theorien über die Ätiologie der Krankheit.<sup>32</sup> Aus unserer Sicht bedeutsam ist, dass der Nervositätsdiskurs „über weite Strecken ein halbverdeckter Diskurs

---

28 Vgl. Ihlow, Wilhelm: Über Morphio-Cocainismus und hallucinatorische Cocain-Paranoia, Berlin 1895, S. 13; Ziehen, Theodor: Psychiatrie. Für Ärzte und Studierende, Leipzig 1908, S. 265; Kraepelin, Emil (1910), S. 228-229.

29 Vgl. Obersteiner, Heinrich: Zur internen Anwendung des Cocains bei Neurosen und Psychosen, in: Wiener Medizinische Presse. Organ für praktische Aerzte, 40 (1885), S. 1253-1257, hier S. 1256; sowie Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studirende und Aerzte, Leipzig 1893, S. 568

30 Vgl. Maier, Hans Wolfgang: Der Kokainismus. Geschichte, Pathologie, Medizinische und behördliche Bekämpfung, Leipzig 1926, S. 54-64.

31 Vgl. Scholz, Friedrich: Lehrbuch der Irrenheilkunde. Für Aerzte und Studirende, Leipzig 1892, S. 212; Forel, Auguste (1905), S. 270-271.

32 Vgl. Radkau, Joachim: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, Darmstadt 1998, S. 84-97.

über die Sexualität“<sup>33</sup> war. Für die charakteristische starke Erregbarkeit oder schwache Potenz von Neurasthenikern wurde unter anderem sexuelles Fehlverhalten sowie der übermäßige und damit „überreizende“ Konsum von Alkohol und anderen psychotropen Substanzen verantwortlich gemacht. Dieser Gedankengang lag nahe, da man solchen Stoffen, in eher unbewusster Anknüpfung an die zu Beginn des 19. Jahrhunderts populäre Reizlehre des schottischen Arztes John Brown, „reizende“ Qualitäten und damit eine erregende Wirkung auf das Nervensystem attestierte.<sup>34</sup>

Unter Psychiatern herrschte also weitgehend Einvernehmen darüber, dass der Konsum von Rausch- und Genussmitteln nervöse Störungen verursachen konnte, die auch die sexuellen Funktionen des Körpers beeinträchtigten.<sup>35</sup> Als Ursache der Neurasthenie standen „Morphium- und Cocainmissbrauch“ demnach mit „Exzessen in Baccho et Venere“ auf einer Stufe.<sup>36</sup> Allerdings wurde dieser einfache Ursache-Wirkungs-Zusammenhang durch den Umstand verkompliziert, dass auch eine „hereditäre, neuropathische Konstitution“ die Entstehung nervöser und sexueller Störungen begünstigen sollte. Da solche „Keimschädigungen“ aber gleichermaßen als mögliches Resultat „chronischer Intoxikationen“ galten, entstand an dieser Stelle ein ätiologischer Zirkelschluss.<sup>37</sup> Folgerichtig sollten neuropathisch veranlagte Menschen wiederum zum Konsum von Alkohol und Medikamenten neigen, etwa, um für kurze Zeit „ihre männliche Kraft wiederzuerlangen“, die „durch die sexuelle Neurasthenie geschwächt und zerstört ist.“<sup>38</sup> Der Hang zum Konsum von Rausch- und Genussmitteln wurde somit gleichermaßen als Ursache und als Folge eines geschwächten Nervensystems gedeutet, ein aus wissenschaftslogischer Sicht höchst problematischer Schluss.

In Gestalt der von Julius Ludwig August Koch entwickelten Psychopathielehre erhielten diese Anschauungen zu Beginn der 1890er Jahre ein neues

---

33 Ebd., S. 144.

34 Vgl. Wiesemann, Claudia (2000), S. 113-124, 139-142.

35 Vgl. Beard, George Miller (1885), S. 166-167; Krafft-Ebing, Richard Freiherr von (1895), S. 62; Fürbringer, Paul (1895), S. 89-90; Binswanger, Otto: Die Pathologie und Therapie der Neurasthenie. Vorlesungen für Studierende und Aerzte, Jena 1896, S. 73-74; Pilcz, Alexander: Spezielle gerichtliche Psychiatrie. Für Juristen und Mediziner, Leipzig, Wien 1908, S. 177.

36 Vgl. Müller, Franz Carl: Geschichte, in: Ders. (1893), S. 44; Beard, George Miller (1885), S. 65-66.

37 Vgl. Binswanger, Otto (1896), S. 31; Moll, Albert: Das nervöse Weib, Berlin 1903, S. 65, 73; Forel, Auguste (1905), S. 273-275.

38 Barrucco, Nicolo: Die sexuelle Neurasthenie und ihre Beziehung zu den Krankheiten der Geschlechtsorgane, Berlin 1899, S. 37. Ähnlich argumentierte auch Krafft-Ebing (1895), S. 49.

nosologisches Fundament. Kochs Psychopathiebegriff, der zu den Vorläufern der heutigen Klasse der Persönlichkeitsstörungen zählt, stand in einer Traditionslinie, in der stark entwickelten „Leidenschaften“ (wozu man auch Trunkenheit oder verschiedene Formen abweichenden Sexualverhaltens zählte) unter Heranziehung wertender und moralisierender Beurteilungen Krankheitscharakter zugeschrieben wurde.<sup>39</sup> Kochs Theorie festigte den Kompetenzanspruch der Psychiatrie auf ein ungeheuer breites und unscharfes Feld psychischer und sozialer Abweichungen. „Giftsuchten“ zählte er zu den erworbenen „psychischen Regelwidrigkeiten [...], die auch in schlimmen Fällen keine Geisteskrankheiten darstellen“, aber selbst im günstigsten Fall verhinderten, dass die Betroffenen „im Vollbesitze geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit“ seien.<sup>40</sup>

Im psychopathischen Grenzbereich zwischen Gesundheit und Krankheit unterschied Koch zwischen Disposition (Übergang zur Gesundheit), Belastung (Mittelposition) und Degeneration (Übergang zur Krankheit). Ein „gesteigertes Verlangen nach Genußmitteln und Reizmitteln“ betrachtete er ebenso als Ausweis einer psychopathischen Minderwertigkeit, wie sexuelle „Perversionen“ bis hin zu „konträrer Sexualempfindung“. Genau wie „sexuelle Exzesse“ konnte auch der Gebrauch von Genussmitteln das Nervensystem fortdauernd schwächen, den Grad der psychopathischen Störung erhöhen und schließlich sogar Psychosen hervorrufen.<sup>41</sup>

Auch in der zeitgenössischen Debatte über Homosexualität hinterließ diese Denkfigur ihre Spuren. Ähnlich wie im Falle der Neurasthenie entbrannte ein Disput über die Frage, wie das Verhältnis von Anlage- und Umweltfaktoren bei der Entstehung homosexueller Neigungen zu gewichten sei, d.h. ob man sie als angeborene oder erworbene „Störung“ betrachten müsse.<sup>42</sup> Foucault beschreibt die wissenschaftliche Modellierung der Homosexualität im 19. Jahrhundert als Prozess der Gestaltwerdung: Galt die „Sodomie“ nach tradiertem Rechtsnorm noch als verbotene Handlung, deren „Urheber nur als ihr Rechtssubjekt in Betracht kam“, so wurde der Homosexuelle im 19. Jahrhundert zu einer Persönlichkeit, „die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt.“ Mit anderen Worten: „Der Sodomit

---

39 Vgl. Schott, Heinz; Tölle, Rainer: Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen, München 2006, S. 364-368.

40 Koch, Julius Ludwig August: Die psychopathischen Minderwertigkeiten, Ravensburg 1891, S. 1.

41 Vgl. ebd., S. 10-12, 21, 33-34, 37, 260 – 264.

42 Vgl. Löwenfeld, Leopold: Sexualeben und Nervenleiden. Nebst einem Anhang über Prophylaxe und Behandlung der sexuellen Neurasthenie, München, Wiesbaden 1922, S. 215-220.

war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.“<sup>43</sup> Entgegen der wissenschaftlichen Tendenz zur Objektivierung des Homosexuellen, blieben die Grenzen dieses Wesens offen für Übergänge und Grauzonen, solange der Ursprung seiner angenommenen „Sondernatur“ im Dunkeln lag. Im Rahmen der Ursachenforschung gerieten psychoaktive Substanzen als Medien der Grenzüberschreitung wieder ins Visier der Wissenschaft.

Mit Richard von Krafft-Ebing und Magnus Hirschfeld plädierten zwei der Gründerväter der Sexualwissenschaft, wenn auch mit unterschiedlichen Argumentationen, für eine angeborene „konträre Sexualität“. Hirschfeld versuchte dies auch durch Erblichkeitsuntersuchungen zu belegen.<sup>44</sup> Ihnen gegenüber stand eine Reihe von Autoren, die, wie Emil Kraepelin, die Homosexualität zu den „Entgleisungen des Geschlechtstriebes“ zählten, „die bei Entarteten wesentlich durch den Einfluss ungünstiger Lebensumstände bewirkt werden.“<sup>45</sup> Zu diesen Einflüssen zählte Kraepelin auch den Konsum psychoaktiver Substanzen. Ihre „Haltlosigkeit“ und „Willensschwäche“ werde durch den Alkohol, der „jede Bedenklichkeit hinsichtlich des Geschlechtsziels beseitigt“<sup>46</sup>, zusätzlich verstärkt. Die Vorstellung einer allein durch die episodenhafte Beeinflussung des Rausches bewirkten Umpolung der Sexualität stand somit im eigentümlichen Kontrast zum konstruierten Wesen des Homosexuellen.

Im Hinblick auf die Debatte über Kokainismus und Homosexualität in den 1920er Jahren muss betont werden, dass die hergestellte Verbindung zwischen dem Konsum psychoaktiver Substanzen und sexueller Devianz um 1900 noch äußerst unspezifisch blieb. Exemplarisch dafür stand der Dermatovenerologe und Sexualwissenschaftler Iwan Bloch, der die Bedeutung exogener Faktoren bei der Entstehung der Homosexualität in seinen frühen Schriften besonders hervorhob.<sup>47</sup> Der Genuss von Rauschmitteln begünstigte nach seinem Dafürhalten nicht nur die Neigung zu „konträrsexuellen“, sondern auch zu anderen, als pervers konnotierter Sexualpraktiken. Wie Kraepelin erblickte Bloch vor allem im Alkohol den „bösen Dämon des modernen Geschlechtslebens“<sup>48</sup>. Schon Forel hatte in Anlehnung an die Theorie des Physiologen und Alkoholgegners Gustav

---

43 Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit: Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M. 1977, S. 58.

44 Vgl. Hirschfeld, Magnus: Der urnalte Mensch, Leipzig 1903, S. 124, 139.

45 Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Bd. 4, Leipzig 1915, S. 1957-1958.

46 Ebd.

47 Vgl. Bloch, Iwan: Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis, Bd. 1, Dresden 1902, S. 215-227.

48 Bloch, Iwan: Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur, Berlin 1908, S. 326.

von Bunge beklagt, der Alkoholrausch lähme „die Besonnenheit und die höheren sittlichen Hemmungen des Willens, [...] während er die rohe Impulsivität und die Libido sexualis steigert“, wodurch der Mensch „zur willfähigen Beute der Kuppelei“ werde.<sup>49</sup> Daran anknüpfend deutete Bloch den Alkoholrausch als Triebfeder für homosexuelle Handlungen, „wahl- und regellose[n] Geschlechtsverkehr“, Sittlichkeitsverbrechen, Inzest, Kindesmissbrauch, Onanie, Impotenz und Prostitution.<sup>50</sup>

Wie vielfältig und teils widersprüchlich die Sichtweisen auf den Zusammenhang zwischen Rausch und Sexualempfinden in jener Zeit waren, zeigt sich beispielhaft an der Position des Psychotherapeuten Albert von Schrenck-Notzing. Aus seiner Überzeugung, dass „konträre Sexualität“ ein im Wesentlichen durch äußere Einflüsse erworbenes Phänomen sei, zog er den konsequenten Schluss, Homosexuelle könnten durch Suggestion kuriert werden.<sup>51</sup> Schrenck-Notzing behandelte männliche Homosexuelle aber nicht nur mit dieser Methode. Er riet seinen Patienten zudem, ihre Abneigung gegenüber heterosexuellem Geschlechtsverkehr durch Besuche bei Prostituierten zu überwinden und etwaige Hemmungen mit Alkohol zu bekämpfen, wofür er von vielen Standeskollegen Kritik erntete.<sup>52</sup> Der Umstand, dass zumindest einige Ärzte an der Verwendung von Alkohol oder auch Kokain<sup>53</sup> als Aphrodisiaka festhielten, verdeutlicht, das an der Wende zum 20. Jahrhundert noch keine einheitliche Problemwahrnehmung bezüglich eventueller Gefahren bei der therapeutischen Anwendung psychoaktiver Substanzen existierte.

Die Aufgeschlossenheit der Mediziner gegenüber derartigen Behandlungsmethoden sank jedoch in dem Maße, wie ihre Akzeptanz für sozialhygienisches und eugenisches Gedankengut stieg. Anhänger der Abstinenzbewegung wie Forel lehnten den Einsatz von rauscherzeugenden Mitteln zur Behandlung sexueller Störungen nicht nur aus eugenischen und moralischen Gründen ab, sondern betrachteten ihn schlicht als kontraproduktiv, da sie die Wirkung aller „Narkotika“ als Steigerung der Libido bei gleichzeitiger Schwächung der Potenz deuteten.<sup>54</sup> In eben diesem Effekt erblickte Bloch

---

49 Forel, Auguste (1905), S. 78.

50 Vgl. Bloch, Iwan (1908), S. 327-330; 376, 493, 602, 697, 701, 711, 833.

51 Vgl. Schrenck-Notzing, Albert Freiherr von: Die Suggestions-Therapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung, Stuttgart 1892.

52 Vgl. Hirschfeld, Magnus (1903), S. 92; sowie Ellis, Havellock; Symonds, John Addington: Das konträre Geschlechtsgefühl, Leipzig 1896, S. 251.

53 Vgl. Fürbringer, Paul (1895), S. 89-90, 138.

54 Vgl. Forel, Auguste (1905), S. 270-271. Siehe auch Barrucco, Nicolo (1899), S. 63-64; Fürbringer, Paul (1895), S. 89-90; Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Bd. 1, Leipzig 1909, S. 547-548. Einer der ersten Berichte

die „günstigste Vorbedingung für die Genesis sexueller Anomalien“, da der Trieb dann auf „unnatürliche Weise“ befriedigt werden müsse.<sup>55</sup>

So undifferenziert wie der Rausch mit verschiedensten sexuellen Abnormitäten verknüpft wurde, so unbestimmt blieb vorerst auch der Blick auf die verschiedenen Rauschmittel, deren Wirkung man kaum auseinanderhielt. Zwar stand der kulturell integrierte Alkohol aufgrund seiner gesellschaftlichen Verbreitung stets im Zentrum medizinischer Entartungsängste, aber prinzipiell konnte auch jeder andere psychotrope Stoff vergleichbare Vorstellungen auslösen. So zählte Bloch in einem Atemzug Haschisch, Opium, Betel, Kawa, Coca, Tabak, Kaffee, Tee, Alkohol und Äther zu jenen Stoffen, die „direkt den Geschlechtstrieb stimulieren“ und daher „als Aphrodisiaka willkommene Unterstützungsmittel für die Zwecke der Prostituierten“<sup>56</sup> darstellten. In dieser diffusen Vermengung kamen gleichermaßen die semantische Verknüpfung von Rausch, Ekstase und Sexualität, die dem Brownianismus entlehnte Idee einer allen Rauschmitteln immanenten reizenden Qualität und das lückenhafte Wissen über die Effekte psychoaktiver Substanzen zum Ausdruck.

Als Ursache und Folge von nervösen Störungen und Nervenkrankheiten sowie als sich gegenseitig bedingende und verstärkende Krankheitsfaktoren standen Rauschmittelkonsum und sexuelle Devianz um 1900 in den Augen der Mediziner also in einem äußerst engen nosologischen und ätiologischen Verhältnis. Auf der Grundlage dieses Deutungsmusters entstand in den 1920er Jahren die Vorstellung, speziell der Konsum von Kokain erzeuge die Neigung zu Homosexualität und „Perversionen“.

## Die Verknüpfung von Kokainkonsum mit sozialer und sexueller Devianz in der Weimarer Republik

In der Wahrnehmung zeitgenössischer Beobachter nahm der rauschorientierte Konsum von Kokain nach dem Ersten Weltkrieg in erschreckendem Maße zu. Mediziner beschrieben das Phänomen mit Schlagworten wie „Kokainwelle“ und „Volksseuche“ und nährten die Furcht vor einer geradezu infektiösen Ausbreitung dieser Sucht. Empirische Daten, die diese Annahme gestützt hätten, lagen allerdings nicht vor. Stattdessen stützten sich je-

---

über den Potenzverlust nach Kokaineinnahme stammt von Erlenmeyer. Einer seiner morphiumabhängigen Patienten hatte nach dem Beginn der Kokaintherapie erklärt, dass seine Potenz „fast plötzlich aufgehört habe“, Erlenmeyer, Albrecht (1887), S. 182.

55 Bloch, Iwan (1902), S. 138-139.

56 Bloch, Iwan: Die Prostitution, Bd. 1, Berlin 1912, S. 152.

ne Ärzte, die diese Problemwahrnehmung verbreiteten, vor allem auf die Erfahrungen aus ihrer eigenen Praxis, unsichere Informationen aus zweiter Hand oder verallgemeinerten Einzelfälle.<sup>57</sup> Erst die einige Jahre später veröffentlichten Studien von Paul Wolff<sup>58</sup> und Kurt Pohlisch<sup>59</sup> basierten auf einer wesentlich breiteren Datengrundlage. Sie zeichneten ein völlig anderes Bild der Lage: Nach ihren Ergebnissen stellte der problematische Konsum von Kokain und Morphin ein gesellschaftliches Randphänomen dar, das nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung betraf, der bei etwa 0,01% lag.

Ungeachtet dessen tradierte die historische Forschung lange Zeit allein die dramatisierende Wahrnehmung der frühen Nachkriegszeit und trug so ihren Teil zum Mythos der lasterhaften „Goldenen Zwanziger“ bei.<sup>60</sup> Erst in den letzten Jahren wurde dieses Bild entsprechend der verfügbaren Daten und Quellen relativiert.<sup>61</sup> Das tatsächliche Ausmaß, in dem sich der Konsumtrend von Kokain nach dem Ersten Weltkrieg wandelte, wird sich nie genau bestimmen lassen. Festzuhalten bleibt aber, dass für eine seuchenartige Ausbreitung des Kokainismus keine empirischen Belege vorliegen. Unzweifelhaft kann jedoch ein steigendes medizinisches Interesse für dieses Phänomen konstatiert werden, dass in intensivierten Forschungsanstrengungen, einer erhöhten Publikationsdichte und der formellen Ausgestaltung des Krankheitsbilds zum Ausdruck kam. Woher aber rührte die zunehmende Aufmerksamkeit und wie lässt sich die Furcht vor einer „Kokainwelle“ verstehen, die allein mit den nach 1918 leicht ansteigenden Aufnahmezahlen in psychiatrischen Anstalten und Kliniken kaum befriedigend erklärt werden kann?

---

57 Vgl. Hoffman, Annika (2012), S. 101, 106, 126, 210-211.

58 Wolff, Paul: Zur Behandlung und Bekämpfung der Alkaloidsuchten, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, 1; 2, 4, 6, 7, 9, 10 (1928), S. 7 – 10; 51- 53; 134 – 136; 224 – 226; 266 – 268; 349 – 351; 387 – 389.

59 Pohlisch, Kurt: Die Verbreitung des chronischen Opiatmißbrauchs in Deutschland ermittelt auf Grund eines vom Reichsgesundheitsamt zusammengestellten und geprüften Materials, Berlin 1931.

60 Vgl. etwa Geiger, Ludwig: Die Morphin- und Kokainwelle nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland und ihre Vergleichbarkeit mit der heutigen Drogenwelle, München 1975; Schendzielorz, Petra: Die Anfänge der Betäubungsmittelgesetzgebung in Deutschland. Unter besonderer Berücksichtigung der Opiumstelle Berlin und des Pharmazeuten Otto Anselmino (1873 – 1955), Berlin 1988; und Schweer, Thomas; Strasser, Hermann: Cocas Fluch. Die gesellschaftliche Karriere des Kokains, Opladen 1994.

61 Vgl. Hoffmann, Annika (2012), S. 15-16; sowie Walter, Hannes: „Volksseuche“ oder Randerscheinung? Die „Kokainwelle“ in der Weimarer Republik aus medizinhistorischer Sicht, in: NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin, 25 (2017), S. 311-348, hier S. 313-315.

Die Suche nach Antworten führt auf eine Spur, die auch die Gründe für die symbolische Aufladung des Kokains als „Sexdroge“ erhellt. Beide Fragen verweisen auf die nach 1918 zunehmende Assoziation des Kokainkonsums mit abweichendem Verhalten und gesellschaftlichen Randgruppen. Vor dem Ersten Weltkrieg bestand unter Medizinern weitgehende Einigkeit darüber, dass der „reine“ Kokainismus in Deutschland äußerst selten vorkomme und fast immer durch ärztliche Kunstfehler bei der Behandlung des Morphinismus entstehe.<sup>62</sup> Diese Suchtpatienten entstammten meist derselben Gesellschaftsschicht wie ihre Ärzte, galt doch die Morphiumsucht noch vornehmlich als Problem bürgerlicher und adeliger Kreise.<sup>63</sup>

Ganz anders stellte sich die Situation nach dem Krieg dar. Auch bedingt durch die soziale Notlage der Bevölkerung suchten nun mehr Morphium- und Kokainkonsumenten Kliniken und Arztpraxen auf, um medizinische Hilfe in Anspruch zu nehmen.<sup>64</sup> Zudem beunruhigten die Mediziner zwei weitere Beobachtungen: Unter den Konsumenten befanden sich jetzt Angehörige aus allen sozialen Schichten und viele von ihnen waren nicht mehr durch ärztliche Behandlungsfehler mit dem Kokain in Kontakt gekommen, sondern nahmen es von Beginn an eigenwillig mit verschiedenen Motivationen.

Offensichtlich kam dieser Wandel in der Verbreitung des Kokainschnupfens zum Ausdruck. Deutsche Ärzte nahmen das Aufkommen dieser Sitte als verderblichen Einfluss von außen wahr und stellten sie in einen direkten Zusammenhang mit Prostitution und der florierenden Vergnügungskultur.<sup>65</sup> Auch aufgrund der allmählichen Einschränkung

---

62 Vgl. Emmerich, Otto: Die Heilung des chronischen Morphinismus (Cocainismus etc.) ohne Zwang und Qual. Für Laien und Ärzte, Berlin, Leipzig 1894, S. 141-142; Kraepelin, Emil: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Aerzte, Bd. 2, Leipzig 1899, S. 122; Friedländer, Adolf: Der Morphinismus, Kokainismus, Alkoholismus und Saturnismus. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Heilung und Vorbeugung. Für Ärzte, Gewerbeinspektoren, Versicherungsgesellschaften, Jena 1913, S. 25.

63 Vgl. Walter, Hannes: Medizinische Stigmatisierung von Drogenkonsumenten aus historischer Perspektive, in: Heyden, Maximilian von; Jungaberle, Henrik; Majić, Tomislav: Handbuch Psychoaktive Substanzen, Berlin 2018, S. 58-59.

64 Bonhoeffer, Karl; Ilberg, Georg: Über Verbreitung und Bekämpfung des Morphinismus und Kokainismus. Referate auf der Jahresversammlung des deutschen Vereins für Psychiatrie in Cassel 1925, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 83 (1926), S. 228-249, hier S. 228-229.

65 Joël, Ernst; Fränkel, Fritz: Der Cocainismus. Ein Beitrag zur Geschichte und Psychopathologie der Rauschgifte, Berlin 1924, S. 13-17.; Offermann, Arno: Über die zentrale Wirkung des Cocains und einiger neuer Ersatzpräparate, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 76 (1926), S. 600 - 629, hier S. 605. Vereinzelt Artikel in der deutschen Tagespresse hatten schon vor dem Ersten Weltkrieg den vermeintlich allgegenwärtigen Kokainkonsum in Frankreich thematisiert und mit dem dortigen Rotlichtmilieu in Verbindung gebracht. Aus Sicht der Mediziner schien sich dieses

des therapeutischen Kokaingebrauchs waren Mediziner nun zunehmend weniger geneigt, Kokainismus als iatrogen verursachtes Problem zu betrachten, sondern stellten in verstärkt als Folge hedonistischer Konsumformen dar, die sie hauptsächlich sozialen Abweichlern zuordneten.<sup>66</sup> In dieser Hinsicht nahm das Kokain eine Sonderstellung gegenüber anderen Rauschmitteln ein, weil der Alkohol seinen Status als gesellschaftlich akzeptiertes und verbreitetes Genussmittel behielt und Morphinium als Schmerzmittel unersetzlich blieb.

Diese neuartige Perspektive auf das Kokainismusproblem kam in den nun angestregten Bemühungen zum Ausdruck, den Konsum des Alkaloids bestimmten sozialen Milieus zuzuordnen. Ernst Joël und Fritz Fränkel, zwei der aktivsten Publizisten auf dem Gebiet der Suchtmedizin in der Weimarer Republik, hoben den spezifischen sozialen Status des Kokainismus besonders deutlich hervor. Während sich Morphinisten aus einer heterogenen Gruppe „zumeist neuropathische[r] Personen aller Volksschichten“ rekrutierten, „die durch schwere Krankheit oder ihren Beruf (Ärzte usw.) die Bekanntschaft des Morphiums gemacht haben“, fänden sich Kokainisten „außer in den Heilberufen hauptsächlich in jenen Gruppen, die dem geregelten Erwerbsleben fern stehen: Müßiggänger aus der literarischen und artistischen Boheme, Spieler, Sportinteressenten, Angehörige der eleganten und der proletarischen Prostitution, Schieber und Schleichhändler, Söldner, Filmstatisten, Kellner, Nachtportiers, Hotelpagen, Kuppler, Zuhälter, Gelegenheitsarbeiter, Gelegenheitsverbrecher, aber auch sehr viel Halbwüchsige, die unverschuldet arbeitslos sind.“<sup>67</sup>

Bemerkenswerterweise widersprach die soziale Herkunft der von Joël und Fränkel in ihrer Kokainismusmonografie vorgestellten „typischen Einzelfälle“ einer solchen Reduzierung auf das Milieu der Halbwelt, da zwei Drittel ihrer Patienten einem geregelten Beruf nachgingen.<sup>68</sup> Die Verortung des Kokainkonsums in den Milieus sozialer Außenseiter entsprach aber der Logik der Psychopathielehre, die Verhaltensabweichungen jeder Art als Ausfluss einer psychopathischen Minderwertigkeit definierte. Dabei erhöhte die Fixierung auf ohnehin stigmatisierte Randgruppen das moralische Erregungspotenzial des Drogendiskurses und verschloss das Bewusstsein für die Existenz von sozial integriertem, „unsichtbarem“ Konsum. Der gewohnheitsmäßige Gebrauch von Kokain stieg damit endgültig

---

Phänomen nun auch in Deutschland auszubreiten, vgl. Hoffmann, Annika (2012), S. 70-76.

66 Vgl. ebd., S. 117-126; sowie Walter, Hannes (2017), S. 332-342.

67 Joël, Ernst; Fränkel, Fritz (1924), S. 15-16.

68 Vgl. Hoffmann, Annika (2012), S. 196.

zu einem Marker für Devianz auf.<sup>69</sup>

Insofern lässt sich die von Dramatisierungen geprägte Debatte über hedonistischen Drogenkonsum in der Weimarer Republik nur im Kontext der in der Nachkriegszeit erfolgenden „Politisierung von Gesundheit“<sup>70</sup> und jener „Psychiatisierung des Sozialen“<sup>71</sup> verstehen, die in den Diskursen über „Volksgeundheit“, Eugenik, Urbanisierung, Kriminalität, soziale Hygiene, neue Formen der Unterhaltungs- und Freizeitkultur oder Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen zum Ausdruck kam. Getragen vom virulenten Krisenbewusstsein der Nachkriegszeit machten es sich zahlreiche Mediziner zur Aufgabe, die von ihnen wahrgenommenen sozialen Verfallserscheinungen mit wissenschaftlichen Methoden zu erkennen und zu bekämpfen.<sup>72</sup>

Suchterkrankungen deuteten sie ebenso wie Homosexualität und „Perversionen“ als „sozialpathologische Erscheinungen“, die gemeinsam mit anderen unerwünschten Phänomenen wie „Prostitution, Verbrecher- und Landstreichertum, jugendliche[r] Verwahrlosung und Selbstmord“ als „schwere ansteckungsfähige Modekrankheiten“ betrachtet wurden, denen „in den modernen Kulturstaaten durchaus der Rang einer Seuche zuzuerkennen ist, einer sozialen Gefahr, die Anspruch auf die ernsteste Aufmerksamkeit der Forscher und Ärzte hat.“<sup>73</sup> All diese Phänomene waren bereits um die Jahrhundertwende zum Gegenstand medizinischer Kontroll- und Bewältigungsstrategien geworden, aber ihre Bekämpfung erhielt nun erhöhte Dringlichkeit.<sup>74</sup>

Vor diesem Hintergrund kann man festhalten, dass die in der Weimarer Re-

---

69 Ebd., S. 109-112.

70 Woelk, Wolfgang, Vögele, Jörg: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Geschichte der Gesundheitspolitik in Deutschland: Von der Weimarer Republik bis in die Frühgeschichte der „doppelten Staatsgründung“, Berlin 2002, S. 20.

71 Bernet, Brigitta: Assoziationsstörung. Zum Wechselverhältnis von Krankheits- und Gesellschaftsdeutung im Werk Eugen Bleulers, in: Fangerau, Heiner; Nolte, Karen (Hrsg.): „Moderne“ Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik. Stuttgart 2006, S. 177.

72 Vgl. Beddies, Thomas: „In den Symptomen des Niedergangs, über die sich so viele entrüstet haben, habe ich nichts erblicken können als Krankheitserscheinungen“. Profilierung und Positionierung deutscher Psychiater nach dem Ersten Weltkrieg, in: Schmiedebach, Heinz-Peter (Hrsg.): Entgrenzungen des Wahnsinns. Psychopathie und Psychopathologisierungen um 1900, Berlin, Boston 2016, S. 43.

73 Reichmann, Frieda: Zur Soziologie der Neurosen, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 89 (1924), S. 60 - 67, hier S. 61 und 67.

74 Walter, Hannes (2017), S. 320-322, 333-337; Hoffmann, Annika (2012), S. 128, 180, 195 und 306; sowie Weipert, Matthias: «Mehrung der Volkskraft»: Die Debatte über Bevölkerung, Modernisierung und Nation 1890 – 1933, Paderborn 2006, S. 216-220.

publik aufkommende Furcht vor einer „Kokainwelle“ nicht auf konkreten Erkenntnissen über die zunehmende Verbreitung des Konsums basierte, sondern vielmehr 1. auf dessen Assoziation mit abweichendem Verhalten und sozialen Randgruppen, 2. auf der Vorstellung, dass der Kokainismus sich infektiös ausbreite und 3. auf den nach der Kriegsniederlage verbreiteten biopolitischen Existenzängsten, die durch die politischen und sozialen Krisenerfahrungen der 1920er Jahre zusätzliche Nahrung erhielten.<sup>75</sup>

Im Schreckensszenario der „Kokainwelle“ kam also nicht zuletzt auch die Besorgnis vor einer schrankenlosen Ausbreitung moralischer und sexueller Abweichungen zum Ausdruck. In den 1920er Jahren bestand unter Medizinern kein Zweifel daran, dass Kokainisten „vielfach sexuell Perverse (Homosexuelle), Prostituierte und unstete Beschäftigungslose“<sup>76</sup> seien, wie der Direktor der Rostocker Psychiatrischen und Nervenlinik Max Rosenfeld konstatierte. Allerdings tat man sich schwer damit, physiologische Ursachen für diesen Befund zu identifizieren.

Im paradigmatischen Schema des Kokainrauschs, das Joël und Fränkel 1924 in ihrer Kokainismusmonografie entwarfen, finden sich auf den ersten Blick nur wenige Anhaltspunkte, die für eine besondere qualitative Einwirkung des Alkaloids auf die Sexualsphäre sprechen. Einzig die durch die erhöhte Reizbarkeit der Sinnesorgane erzeugten optischen Halluzinationen deuteten auf einen solchen Effekt hin, weil sie den Berauschten mitunter „laszive Erscheinungen“ wie „nackte Frauen auf den Tapeten“<sup>77</sup> vortäuschten. Derartige Symptome hatte Kraepelin wie erwähnt schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts thematisiert. Einige Autoren brachten sie nun in Zusammenhang mit devianten Sexualpraktiken. So identifizierte Hans Maier, Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich und Verfasser der zweiten großen Kokainismusmonografie, die in den 1920er Jahren erschien, solche „phantastischen obszönen Vorstellungen“ als ursächliches Moment, das Kokainisten zur „Abhaltung irgendwelcher phantastischer Orgien“<sup>78</sup> veranlasse. Den Ursprung dieser Visionen verortete Maier aber im Symptombild aus sinkender Potenz und gesteigerter Libido, das schon Forel und Bloch beschrieben hatten.

Allerdings blieb die Frage umstritten, in welcher Hinsicht das Kokain die männliche Zeugungsfähigkeit tatsächlich beeinflusse. Zwar teilte die Mehrzahl der Ärzte die Annahme, dass regelmäßiger Kokaingebrauch

---

75 Vgl. Walter, Hannes (2017); sowie Hoffmann, Annika (2012), S. 109-129, 168-181.

76 Rosenfeld, Max: Geistesstörungen infolge von Rauschgiften (Alkohol, Morphium, Kokain), in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, 23-24 (1928), S. 967-970; 998-1001, hier S. 1000.

77 Joël, Ernst; Fränkel, Fritz (1924), S. 36-48.

78 Maier, Hans Wolfgang (1926), S. 95-96.

Erektions- und Ejakulationsprobleme verursache und schließlich zu völliger Impotenz führe<sup>79</sup>; jedoch schienen vereinzelte Fallgeschichten auf eine aphrodisierende Wirkung des Kokains hinzudeuten.<sup>80</sup> Die Interpretation dieser gegensätzlichen Befunde fiel von Autor zu Autor ganz unterschiedlich aus. Joël und Fränkel zogen aus den Berichten einiger Patienten, die „eine Steigerung ihrer sexuellen Erregbarkeit und Potenz“ bemerkten, den Schluss, Kokain beeinflusse das Geschlechtsleben „[e]igenartig differenziert“.<sup>81</sup> Hans Maier wies derartige Befunden hingegen mit dem Hinweis zurück, es handele sich dabei stets um Fehlwahrnehmungen, bedingt durch die im Anfangsstadium des Konsums auftretende verzögerte Ejakulation.<sup>82</sup>

Ungeachtet solcher Differenzen in Detailfragen galt der Zusammenhang zwischen Kokainismus, Potenzstörungen und „perverser“ Sexualität in der Zwischenkriegszeit als gesichert. In dieser Hinsicht untergrub der Konsum von Kokain die Geschlechterordnung des frühen 20. Jahrhunderts, die auf der Ableitungslogik Geschlecht, Geschlechtsidentität und heterosexuelles Begehren fußte.<sup>83</sup> Der Verlust der Zeugungsfähigkeit und „Perversionen“ gefährdeten sowohl das biologische Ziel der Sexualität, als auch die binären Geschlechtsidentitäten. Denn im Sinne der Geschlechterdifferenz wies man dem Mann, aufgrund seines vermeintlich stärkeren Sexualtriebs, den „aktive[n] Teil im Begattungsakt“ zu und schrieb damit zugleich die „natürliche Passivität des Weibes bei der Begattung“<sup>84</sup> fest.

Aber auch das rollenkonforme Sexualverhalten der Frau schien die Kokainwirkung ins Gegenteil zu verkehren. Auf bemerkenswerte Weise schilderte Hans Maier diesen Effekt in seiner Kokainismusmonografie. Er gab hier die Mitteilung eines „psychologisch geschulte[n] Akademiker[s]“ wieder, der eine intime Beziehung mit „einer der anziehendsten Kokainistinnen

---

79 Vgl. Mayer-Gross, Wilhelm: Selbstschilderung eines Cocainisten, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 62 (1920); Serejski, Mark: Über die Konstitution der Narkomanen, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 95 (1925), S. 130-150, hier S. 141; Reinheimer, Ludwig: Inwieweit ist bei geistigen und schweren nervösen Erkrankungen eine Anfechtung der Ehe auf Grund des § 1333 BGB. möglich?, in: Deutsche Zeitschrift für die gesamte gerichtliche Medizin, 7 (1926), S. 80-117, hier S. 106.

80 Vgl. Leppmann, Friedrich: Zur forensischen Beurteilung des Kokainmißbrauchs, in: Aertzliche Sachverständigen-Zeitung, 8 (1921), S. 89-96, hier S. 90; sowie Goroncy, Curt: Zur Einwirkung des Kokains auf das Geschlechtsleben, in: Aertzliche Sachverständigen-Zeitung, 17 (1925), S. 229-234.

81 Joël, Ernst; Fränkel, Fritz (1924), S. 27.

82 Vgl. Maier, Hans Wolfgang (1926), S. 95-96.

83 Vgl. Ralser, Michaela (2010), S. 87.

84 Forel, Auguste (1905), S. 67, 82.

seines Wohnortes“ geführt hatte: „Nach einer Nacht voll libidonöser Anstrengungen, gegen die die 7 Arbeiten des Herkules eine Kleinigkeit waren, wurde ich [...] durch neue Ansprüche meiner unersättlichen Partnerin geweckt. Ich konnte selbst konstatieren, wie das Kokain diese Frauen unfähig macht, zu einer sexuellen Beruhigung zu kommen. Ein Orgasmus folgt auf den andern und jeder steigert nur die Begierde von neuem. Auch der leistungsfähigste Mann ist einer solchen Süchtigen auf Dauer nicht gewachsen. Es blieb mir nichts übrig, als mein Heil in der Flucht zu suchen.“<sup>85</sup>

Maier deutete diese fragwürdige Anekdote als Beleg dafür, dass Kokain bei Frauen „ausnahmslos“ eine „Steigerung der sexuellen Spannung“ erzeuge, die mit einer „erhöhte[n] affektive[n] Empfänglichkeit für erotische Reize mit entsprechenden Phantasievorstellungen“ einhergehe. Ihre Schamhaftigkeit falle fort, da sich „angenehme Reize in der Genitalgegend“ einstellen, die selbst bei unerfahrenen Mädchen das „Bedürfnis nach sexueller Betätigung“ weckten. Ungeachtet möglicher Folgen stellten sie „häufig direkte sexuelle Ansprüche an die anwesenden Männer“. Aufgrund der „Vervielfachung der sexuellen Genußfähigkeit“ kämen Frauen zudem rascher und öfter zum Orgasmus, weshalb das Alkaloid benutzt werde, „um Mädchen zu verführen“ und besonders beliebt bei Prostituierten und anderen Frauen sei, „die einen unregelmäßigen Geschlechtsverkehr treiben“.<sup>86</sup>

Analog dazu erklärten Joël und Fränkel, Kokain verdanke „seine Beliebtheit unter der Halbwelt“ dem Umstand, dass von „den weiblichen Cocainisten [...] fast immer eine erhebliche Steigerung der Libido angegeben“ werde.<sup>87</sup> Obwohl Frauen laut den bekannten Anstaltsstatistiken und den Berichten aus der Fachliteratur eine absolute Minderheit unter den Kokainismuspatienten darstellten und obwohl sich auch die behauptete Verbreitung des Kokainkonsums im Rotlichtmilieu nicht statistisch belegen ließ, teilten die meisten Autoren diese Einschätzung.<sup>88</sup>

---

85 Maier, Hans Wolfgang (1926), S. 95.

86 Ebd., S. 94-96.

87 Joël, Ernst; Fränkel, Fritz (1924), S. 27. Die Autoren mutmaßten, die unterschiedliche Wirkung auf die Geschlechter resultiere aus der „verschiedenen Wertigkeit der sympathischen Beeinflussung“, da die „Tonisierung des Sympathicus infolge der Gefäßkontraktion“ der „Füllung der Schwellkörper“ entgegenarbeite und so die Erektion des Mannes behindere, ebd., S. 28.

88 Zur geschlechtsspezifischen Wirkung des Kokains und zur Verortung im Rotlichtmilieu vgl. Aronowitsch, G.D.: Sozial-pathologische und experimentell-psychologische Studien über den Cocainismus, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 95 (1925), S. 20-52, hier S. 21-28; Offermann, Arno (1926), S. 605 und 612; sowie Rosenfeld, Max (1928), S. 1000. Zum geringen Frauenanteil unter den in Psychiatrien und Heilanstalten behandelten Kokainisten vgl. Bonhoeffer, Karl: Einige Schlussfolgerungen aus der Krankenbewegung während des Krieges, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 60 (1919), S. 721-728, hier S. 727. Ebenfalls

Ihr Einvernehmen gründete auf der nun allgemein anerkannten Assoziation von Kokainismus mit sozialer und sexueller Devianz, die im krassen Gegensatz zu weiblichen Rollenkonventionen stand. Infolgedessen ließ sich der Kokainkonsum von Frauen fast nur noch im Verbund mit psychopathischer Minderwertigkeit und „perverser“ Sexualität imaginieren, zweier Vorstellungen, die sich im Typus der Prostituierten überkreuzten und die mit der Fokussierung auf das Rotlichtmilieu korrespondierten. Individuelle Motive, die Frauen zur Einnahme von Kokain bewegten, blieben hinter diesen kategorialen Zuschreibungen nahezu unsichtbar.

Aus medizinischer Sicht konnten im Kokainrausch mit dem rollenkonformen Sexualverhalten also auch die Geschlechtsidentitäten ins Gegenteil verkehrt werden. Damit geriet eine Säule der heteronormativen Geschlechtermatrix ins Wanken. Der Gedanke, die Substanz könne auch das heterosexuelle Begehren umpolen, lag daher nicht fern und erhielt durch die selektive Aufmerksamkeit für das Rotlichtmilieu zusätzliche Plausibilität.

## **Die Debatte über Kokainismus und Homosexualität in der Weimarer Republik**

Die Ansicht, dass die Einnahme von Kokain die Entstehung homosexueller Neigungen begünstige, war als solche nicht neu. Sie folgte ganz der Logik jenes bereits um 1900 etablierten Deutungsmusters, das Rauschmittel aufgrund ihrer enthemmenden und „nervenzerrüttenden“ Qualitäten als Quelle sexueller „Störungen“ und sittlichen Fehlverhaltens identifizierte. Als die Debatte über Kokainismus und Homosexualität 1923 ihren Anfang nahm, galt die Einnahme des Alkaloids bereits als hedonistisches Laster und wurde in Artikeln der Fach- und Tagespresse immer wieder mit dem Rotlichtmilieu und der „Boheme“ in Verbindung gebracht, die ein extremes Gegenbild zur bürgerlichen Sexualmoral repräsentierten.<sup>89</sup> Mediziner und Behörden richteten ihre Aufmerksamkeit vor allem auf diese ohnehin stigmatisierten Kreise, wohingegen der Kokaingebrauch sozial integrierter Gruppen vernachlässigt wurde, wenn es darum ging, „typische“ Kokainisten und ihr Milieu zu beschreiben.<sup>90</sup> Eigenwilliger Kokainkonsum hing in dieser Wahrnehmung derart fest mit devianter Sexualität zusammen, dass die meisten Autoren darin keinen Zufall mehr erkennen wollten.

Um den theoretischen Rahmen genauer zu fassen, in dessen Grenzen sich

---

dazu, sowie zur Sozialstruktur der Patienten vgl. Wolff, Paul (1928), S. 266-267.

89 Vgl. Hoffmann, Annika (2012), S. 72, 109-111, 119, 209.

90 Vgl. Walter, Hannes (2017), S. 336-342.

die Debatte abspielte, kehren wir noch einmal zu Foucaults Ausführungen über die Entstehung der medizinischen Kategorie der Homosexualität zurück. Diese habe sich, so Foucault, „an dem Tag konstituiert [...], wo man sie [...] weniger nach einem Typ von sexuellen Beziehungen als nach einer bestimmten Qualität sexuellen Empfindens, einer bestimmten Weise der innerlichen Verkehrung des Männlichen und des Weiblichen charakterisiert hat.“<sup>91</sup> Hinter dieser Vorstellung stand die Idee eines männlichen und weiblichen „Volltypus“, deren natürlich festgelegter heterosexueller Trieb das normale und gesunde Ideal repräsentierte, wohingegen jede Abweichung eine krankhafte Veränderung darstellte.

Ausgehend von dieser Annahme drehte sich die in der Weimarer Republik geführte Debatte um Kokainismus und Homosexualität um die Frage, ob das Kokain eine „Umkehr“ des heterosexuellen Triebes bewirken könne, oder ob es lediglich die Neigung zu „pseudohomosexuellen“ Handlungen begünstige. Stein des Anstoßes war ein Artikel des Arztes Norbert Marx aus dem Jahre 1923. Marx, der in der Berliner „Irrenanstalt“ Herzberge tätig war, stellte als erster Mediziner im deutschen Sprachraum eine theoretisch fundierte Verbindung zwischen Kokainismus und Homosexualität her. Anknüpfend an Freuds Trieblehre entwickelte er die These, dass „unter Einwirkung des Cocains eine Dissoziierung der Libido in ihre Komponenten, unter Überwiegen der homosexuellen“<sup>92</sup> eintrete. Indem das Medikament eine „Lockerung des Hemmungsmechanismus“ herbeiführe, wie Marx die Zensur zwischen Unbewusstem und Bewusstem bezeichnete, werde „die homosexuelle Komponente frei“ und betätige „sich entsprechend der Lockerung der Zensur.“ Ähnlich wie Maier identifizierte Marx die „geschlechtlichen Halluzinationen“ der Kokainisten als Triebfeder dieses Vorgangs, die er als „Wünsche des Unterbewußtseins“ deutete.<sup>93</sup>

Marx' Hypothese gründete jedoch auf einer äußerst dünnen Beweislage. „Transformationen“ der „Vita Sexualis“ hatte er bei lediglich drei seiner Patienten beobachtet, die aber alle eine „aktive oder passive homosexuelle Betätigung“ bestritten. „Patient X“ gab an, durch regelmäßigen Kokainkonsum seine Potenz und sein Interesse für Frauen verloren zu haben. „Patient K“ hatte hingegen eine Steigerung seiner Potenz registriert, eine Vorliebe für die „knabenhafte[n] Körper“ junger Mädchen entwickelt und „geistigen Verkehr mit schönen jungen Männern“ gepflegt. Der dritte Fall, „Patient R“, bemerkte „ein Nachlassen seiner Libido“ und ein „zunehmendes Interesse für Männer“. Einzig die Fallgeschichte eines Patienten, der

---

91 Foucault, Michel (1977), S. 58.

92 Marx, Norbert: Beiträge zur Psychologie der Cocainomanie, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 80 (1923), S. 550-559, hier S. 559.

93 Ebd., S. 558-559.

bereits 1895 in Herzberge in Behandlung gewesen war, entsprach der Logik von Marx' Theorie. Laut seiner Krankenakte hatte er begonnen Kokain zu spritzen, weil „«seine männliche Kraft» geschwunden war“ und er von der aphrodisierenden Wirkung des Mittels gelesen hatte. Mit der Zeit hatten sich Halluzinationen „geschlechtlichen Inhalts“ und angenehme Gefühle in den Genitalien eingestellt, die einen „heftigen Drang zum Nachhelfen“ auslösten. Der Krankenakte konnte Marx weiterhin entnehmen, dass der Patient später impotent wurde und es tatsächlich „zur homosexuellen Betätigung“ gekommen war.<sup>94</sup>

Woher aber rührte angesichts von nur vier äußerst verschiedenartig gelagerten Fällen Marx' Gewissheit, das unter Kokaineinfluss eine „Richtungsänderung der Libido in verschiedener Stärke zum eigenen Geschlechte“ auftrate? Ein entscheidender Impuls für seine Überlegungen ging wohl von einem 1921 erschienenen Artikel des Arztes Friedrich Leppman aus, der laut Marx genau die „gleiche Beobachtung“ wie er selbst gemacht habe.<sup>95</sup> Leppmann hatte die Krankengeschichten dreier Männer aus dem kleinkriminellen Milieu vorgestellt, die Kokain konsumierten und in verschiedenem Maße ihre homosexuellen Neigungen auslebten. Warum Marx diese Fälle als Bestätigung für seine Theorie heranzog, erscheint jedoch rätselhaft. Denn einen kausalen Zusammenhang zwischen Kokainkonsum und Homosexualität ließ die Darstellung der Fallgeschichten überhaupt nicht erkennen; noch schwerer aber wog, dass Leppmann selbst einen derartigen Schluss explizit ablehnte. Die bei einem „bestimmten Typus von Minderwertigen“ zu beobachtende Trias aus „Spilleidenschaft, geschlechtliche[r] Perversion und Kokainmißbrauch“, die in einer „gewisse[n] Art von Nachtlokalen blüht“, deutete er als Symptome einer „psychopathischen Anlage“. Dem Kokainkonsum käme dabei keine „primäre Bedeutung“ zu, da er „den andern beiden üblen Erscheinungen durchaus koordiniert“ sei.<sup>96</sup> Marx berief sich also auf einen Gewährsmann, dessen Thesen den seinen eindeutig widersprachen. In Ermangelung eigener aussagekräftiger Befunde stand seine Theorie somit auf tönernen Füßen.

Zwar erntete Marx für sein Konzept der Triebumkehr umgehend Kritik, aber die Vorstellung eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen Kokainismus und Homosexualität wurde in der Folgezeit nicht mehr hinterfragt. Offenkundig war die Frage nach dem Ob bereits geklärt, bevor sie überhaupt gestellt wurde; offen war nur noch das Wie. Vor allem der im Rotlichtmilieu stattfindende Kokainkonsum verlieh dieser Annahme beson-

---

94 Ebd., S. 557, 559.

95 Ebd., S. 558.

96 Leppmann, Friedrich (1921), S. 95.

dere Plausibilität.

Noch im selben Jahr verfasste Fritz Fränkel eine kritische Replik, in der er die Möglichkeit einer Triebumkehr „unter der Einwirkung einer äußeren Noxe“ zurückwies.<sup>97</sup> Dennoch glaubte auch er, dass die Einnahme von Kokain zu einem Wechsel des „*Sexualobjekt[s]*“ führen könne. Alle Argumente, die Fränkel für diese These ins Feld führte, beruhten auf der Beobachtung, dass „eine mehr als zufällige Koinzidenz von Cocainismus und Homosexualität bezüglich des Milieus“ bestehe. Da Kokain „in allen Lokalen mit homoerotischem Publikum geschnupft“ werde, bewirke allein die Umgebung häufig eine entsprechende Beeinflussung der anfänglich noch heterosexuell orientierten Kokainisten. Dies geschehe umso leichter, weil ihre erhöhte Suggestibilität sie zu „Gefälligkeitsakten“ verleite. Hinzu komme die Ekstase des Kokainrauschs, jenes „Weltumarmungsgefühl“, das „der Cocainist [...] an den zufällig Anwesenden überströmen läßt.“<sup>98</sup>

Wie diese Schilderungen erkennen lassen, stützten Fränkel und Joël ihre Thesen nicht allein auf klinischen Beobachtungen am Krankenbett. Sie hatten zudem Feldstudien in „den Beteiligten wohl bekannten Lokalen“ betrieben. Ihre auf Befragungen und Beobachtungen aufbauenden Milieustudien stellten ein innovatives Instrument der noch jungen psychiatrischen Drogenforschung dar. Ziel war es, im Verbund mit klinischen und experimentellen Untersuchungen „eine annähernd vollständige [...] psychologische Erfassung des Cocainisten“ zu bewerkstelligen.<sup>99</sup> Im Bemühen zur Verallgemeinerung lag jedoch das erkenntnistheoretische Problem dieser Methodik: Indem Joël und Fränkel explizit die klandestinen Treffpunkte des Homosexuellenmilieus aufsuchten, reproduzierten sie die Fokussierung auf stigmatisierte gesellschaftliche Randgruppen, in deren Kreisen man den Kokainismus ohnehin verortete. Der weniger sichtbare Konsum in anderen Bevölkerungsschichten blieb somit ein blinder Fleck der Forschung, während die Verknüpfung von Kokainismus und Homosexualität zusätzliche Legitimation erhielt.

In ihrer Kokainismusmonografie erweiterten Joël und Fränkel 1924 ihre Argumentation um einen vierten Erklärungsansatz, der zumindest eine indirekte Beeinflussung des Trieblebens zuließ: Es könne „nicht bestritten werden, daß dem Fortfall von Hemmungen der Cocainrausch günstig ist und so dem bisher verdrängten Grundtrieb Entfaltungsmöglichkeit gege-

---

97 Fränkel, Fritz: Bemerkungen zu Marx' Beitrag zur Psychologie der Cocainomanie, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 85 (1923), S. 61 – 65, hier S. 64-65.

98 Ebd.

99 Ebd., S. 61.

ben wird.“<sup>100</sup> Entfesselt von moralischen Skrupeln kam die homosexuelle „Sondernatur“ demnach im Kokainrausch nur zum Vorschein, werde aber eben nicht durch diesen erzeugt. Ohne nähere Erklärung verknüpften sie den Konsum des Alkaloids zudem mit weiteren, als deviant markierten sexuellen Praktiken wie Sadismus, Masochismus und Voyeurismus.

Marx, der noch 1923 mit einer kurzen Replik auf Fränkels Kritik geantwortet<sup>101</sup> und seine Theorie verteidigt hatte, griff danach nicht mehr in die Debatte ein. Dass die Diskussion im Jahre 1925 plötzlich neu auflebte und mit vier Beiträgen gleichsam ihren Höhepunkt erlebte, kann in der Rückschau nur mit dem großen medizinischen Interesse für das Problem des Kokainismus Mitte der 1920er Jahre erklärt werden.<sup>102</sup> Die Konfliktlinie blieb dabei im Wesentlichen unverändert. Auf der einen Seite standen mit Joël und Fränkel zwei ausgewiesene Experten auf dem Gebiet der medizinischen Suchtforschung, die gegen eine direkte Einwirkung des Kokains auf das Triebleben Stellung bezogen; auf der anderen Seite ergriffen drei Autoren das Wort, die sich nicht schwerpunktmäßig mit psychoaktiven Substanzen beschäftigten und eher der Marxschen Position zuneigten, ohne dessen psychologische Theorie im Detail zu übernehmen.

Der erste Impuls zur Wiederbelebung der Debatte ging von dem renommierten Psychiater und Forensiker Gustav Aschaffenburg aus. Er publizierte die Fallgeschichte eines Familienvaters, der auf ärztlichen Rat hin begonnen hatte, Kokain einzunehmen. Etwa ein Jahr nach Beginn der Selbstmedikation waren die bereits von Maier und anderen Autoren beschriebenen Symptome auf sexuellen Gebiet aufgetreten: Zunahme der geschlechtlichen Erregung bei Abnahme der Potenz sowie erotische Phantasien „peripherischen Ursprungs“, die von einer „Art wollüstigen Empfindens im Gliede“ ausgingen.<sup>103</sup> Nicht ohne Gewissensnöte hatte Aschaffenburgs Patient daraufhin begonnen, regelmäßig zu onanieren. Seine Wahrnehmung, dass jede „Berührung des Dammes oder der Nates und auch des Anus angenehme Empfindungen auslöste“, wertete er selbst als Ausdehnung seiner „erotogene[n] Zone“. Der nach eigenen Angaben heterosexuell empfindenden Mann gab sich nun „homosexuelle[n] Phantasien grobsinnlicher Art“ hin, die ihren „erschreckenden Ausdruck“ darin fanden, dass er „mehrere Male onaniert und gleichzeitig durch Einführung und Hin- und Herbewe-

100 Joël, Ernst; Fränkel, Fritz (1924), S. 28.

101 Marx, Norbert: Entgegnung auf die Bemerkungen von Fränkel (Buch) zu meinen Beiträgen zur Psychologie der Cocainomanie, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 87 (1923), S. 616 – 617.

102 Vgl. Hoffmann, Annika (2012), S. 212.

103 Aschaffenburg, Gustav: Zur Einwirkung des Kokains auf das Geschlechtsleben, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, 2 (1925), S. 55-57, hier S. 55-56.

gen eines abgerundeten Holzstöpsels im After auch diese Zone zu erregen“ versucht habe.<sup>104</sup>

Mit dem Absetzen des Kokains schwand nicht nur die „Reizempfindung“, sondern auch die „Neigung zu Phantasiespielen“. Da Aschaffenburg nach eingehender Anamnese des Patienten keine Hinweise auf eine „latente Homosexualität“ finden konnte, folgte er dessen Interpretation und führte die Entstehung der Phantasien auf die durch das Kokain erzeugten Reizerscheinungen an den Nerven im Genitalbereich zurück. Obwohl damit keine Wandlung der Triebrichtung, sondern eine „aus peripherischer Wurzel“ entstandene „Pseudohomosexualität“ aufgetreten sei, stellte Aschaffenburg deren Möglichkeit nicht in Abrede: Wenn der Patient kein „normal empfindender Mensch gewesen wäre“, sondern „ein Mann von geringerer Energie, mehr gefährdet durch häufiges Zusammentreffen mit Homosexuellen, dazu noch [...] ein Freund alkoholischer Getränke“, so hätten die Reizerscheinungen im Verbund mit den erotischen Phantasien homosexuelle Handlungen und eine Umwandlung der Triebrichtung herbeiführen können.<sup>105</sup>

Mit der Annahme, dass die Kombination aus Kokainkonsum und Umgang im Homosexuellenmilieu den „normalen“ Sexualtrieb auf das eigene Geschlecht umleiten könne, bewegte sich Aschaffenburg jedoch bereits im Bereich der Spekulation. Faktisch nahm er eine dritte Position zwischen Joël und Fränkel einerseits und Marx andererseits ein. Während erstere die Möglichkeit einer Triebumwandlung seines Ermessens nach zu schroff ablehnten, betonte er doch den begünstigenden Einfluss von Umweltfaktoren. Im Gegensatz zu Marx bestritt Aschaffenburg wiederum, dass die Änderung der Triebrichtung einer „Umgestaltung des seelischen Anteils der Libido“ entspreche, sondern führte sie auf die durch das Kokain sensibilisierten körperlichen Reizzonen zurück.<sup>106</sup>

Bald darauf veröffentlichte der Gerichtsmediziner Curt Goroncy einen Artikel, in dem er sich Aschaffenburgs These anschloss. Auch er argumentierte lediglich auf der Basis eines Einzelfalles: Der Drogist E. hatte seine minderjährigen Stieftöchter genötigt, ihn an den Genitalien zu berühren und in einem Fall auch eine Nachbarstochter belästigt. Nachdem E. die Vorwürfe vor Gericht gestanden hatte und verurteilt worden war, legte er Berufung ein, da „seinem infolge Kokainmißbrauchs nicht voll zurechnungsfähigen Zustande nicht genügend Rechnung getragen sei.“<sup>107</sup> Seine gerichtsmedi-

---

104 Ebd., S. 56.

105 Ebd., S. 56-57.

106 Ebd., S. 57.

107 Goroncy, Kurt (1925), S. 231.

zinische Begutachtung wurde Goroncy übertragen.

E. gab an, nach einjähriger Konsumdauer eine Steigerung seiner Libido mit verzögerter Ejakulation, aber ohne Erektionsschwäche registriert zu haben. Später stellten sich, ähnlich wie bei Aschaffenburgs Patient, sexuelle Phantasien ein, die mit einem Lustgefühl an den Genitalien einhergingen, dass ihn zur Onanie anregte. Allerdings verschoben sich seine erotischen Gedanken auf pädophile Inhalte. Die Phantasien führten schließlich zu den erwähnten Übergriffen. Nachdem die Eltern der Nachbarstochter ihn angezeigt hatten, setzte E. das Kokain unverzüglich ab, woraufhin „beinahe mit einem Schlag die bisher gefühlten Neigungen“ verschwunden seien.<sup>108</sup>

In seiner Funktion als Gutachter hätte Goroncy durchaus in Betracht ziehen müssen, dass E. den Kokainkonsum lediglich als entschuldigendes Moment vorschob. Ohne derartige Zweifel auch nur zu erwähnen, übernahm er stattdessen die Argumentation von E. und zog Parallelen zu der von Aschaffenburg dokumentierten Krankengeschichte. Entgegen seiner „früher ganz normale[n] vita sexualis“ habe das Kokain bei E. angenehme Sensationen in den Genitalien und sexuelle Phantasien hervorgerufen. Infolgedessen sei eine „Perversion“ entstanden, „die zum Bilde der Paedophilia erotica gehört“. Darüber hinaus mutmaßte auch Goroncy, bei fortgesetztem Konsum hätte eine dauerhafte Änderung der Triebrichtung auf dem „Weg über körperliche Reizerscheinungen“ eintreten können.<sup>109</sup> Dass Goroncy Parallelen zu der von Aschaffenburg vorgestellten Krankengeschichte zog, obwohl Homosexualität im Falle seines Patienten keine Rolle spielte, zeigt die Wirkmächtigkeit jenes Deutungsmusters, das Rauschmittelgebrauch mit sämtlichen Spielarten sexueller Devianz verknüpfte.

Zur Gruppe der Fränkel-Kritiker gehörte ferner auch der Psychiater und Psychoanalytiker Heinz Hartmann. Als Oberarzt an der Wiener Landesheil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Geisteskranke hatte er den sexuellen Entwicklungsgang von 20 Kokainisten untersucht. Im Vergleich zu Marx, Goroncy und Aschaffenburg verfügte er damit über eine relativ große Untersuchungsgruppe. Die Begegnung mit einer Vielzahl an Krankengeschichten äußerte sich in Hartmanns Bemühen um eine differenzierte Beurteilung seiner Forschungsergebnisse, die er ebenfalls 1925 publizierte.<sup>110</sup>

---

108 Ebd., S. 231-232.

109 Ebd., S. 233-234.

110 Hartmann, Heinz: Cocainismus und Homosexualität, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 95 (1925), S. 79-94. Da Hartmann den Text bereits 1924 verfasst hatte, konnte er nicht auf die Thesen von Aschaffenburg und Goroncy eingehen.

Obwohl Hartmann angab, bei seinen Patienten verschiedene „Perversionen“ beobachtet zu haben, hob er die Beziehung zwischen Kokainismus und Homosexualität besonders hervor. Elf der von ihm untersuchten Kokainisten seien „manifest Homosexuelle“ gewesen, „bei welchen sich der invertierte Trieb bis zur Befriedigung am gleichgeschlechtlichen Objekt durchgesetzt“ habe. Er schrieb dem Kokain daher „eine qualitativ bestimmte Einwirkung auf die Triebgestaltung“ zu, die häufig zu einer „Inversion“ des Geschlechtstriebes führe.<sup>111</sup> Dieser Effekt ließe sich weder durch Umwelteinflüsse, noch durch Potenzstörungen oder eine „Lockerung des Hemmungsmechanismus“ erklären. Stattdessen bedürfe es einer bestimmten Disposition, „damit unter der Einwirkung des Giftes die Wendung zur Homosexualität stattfindet.“ Diese Disposition identifizierte Hartmann in der „homosexuellen Komponente“ selbst.<sup>112</sup>

Infolgedessen konstruierte er aus der beobachteten Korrelation zwischen Homosexualität und Kokainkonsum einen Zirkelschluss. Da die „Süchtigkeit“ als „Triebbefriedigung“ mit „zwangsmäßige[m] Charakter“ sowohl zur Neurose als auch zur „Perversion“ in Beziehung stehe, sei der Kokainismus als „Ersatzbefriedigung zu beurteilen, welche der homosexuellen Triebkomponente in besonders hohem Grade zu entsprechen scheint.“ Ebenso könne „der chronische Cocaingenuß“ aber auch selbst eine „Richtungsänderung der Libido im Sinne der Inversion“ hervorrufen.<sup>113</sup> Auch Hartmann blendete bei der Konstruktion seiner Theorie also den Umstand aus, dass viele der in Behandlung befindlichen Kokainisten nicht homosexuell waren.

Joël und Fränkel reagierten auf die neuen Debattenbeiträge, indem sie ihre eigene Position noch differenzierter herausarbeiteten. Ihre Haltung zum Konzept der „Triebumkehr“ blieb dabei unverändert. Sie akzeptierten keinen der von Hartmann präsentierten Fälle als Beleg für eine tatsächliche „Inversion“ und verwiesen erneut auf den entscheidenden Schwachpunkt in der Argumentation ihrer Gegner: Noch immer fehle eine Erklärung dafür, wie etwas „psychophysisch“ und „konstitutionell so Festgelegtes wie der Geschlechtstrieb [...] sich unter der Einwirkung einer Noxe wandeln sollte“.<sup>114</sup> Stattdessen führten Joël und Fränkel homosexuelle Handlungen im Kokainrausch nun konsequent auf den individuellen Zustand des Sexualtriebs der Konsumenten zurück: Erstens neigten Homosexuelle ohnehin „aus konstitutionellen und sozialen Gründen zur Toxikomanie“. Zweitens

---

111 Ebd., S. 79-82, 91.

112 Ebd., S. 91-94.

113 Ebd., S. 94.

114 Joël, Ernst; Fränkel, Fritz: Kokainismus und Homosexualität, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, 38 (1925), S. 1562-1565, hier S. 1563.

könne der „latent Homosexuelle [...] unter Kokain wie auch unter anderen Rauschgiften zur Manifestation- seiner Triebrichtung kommen.“ Nur in diesem Fall, wenn die eigentliche homosexuelle „Triebrichtung im alltäglichen Leben aus moralischen oder sozialen Rücksichten oder aber, weil sie unbewußt blieb, nicht zum Ausdruck kommen konnte“, könne man von einer „Lockerung des Hemmungsmechanismus“ im Kokainrausch sprechen. Drittens könne der „Normalsexuelle [...] unter Kokain zu einer homosexuellen Betätigung gelangen“, wofür die Autoren die bereits bekannten Umstände aufzählten: „Fremdsuggestion, Neugierde, Sensationslust, ekstatischer Drang zur Hingabe, am meisten aber eine Störung im Verhältnis von Libido und Potenz.“<sup>115</sup>

Im letztgenannten Fall handelte es sich in den Augen von Joël und Fränkel allerdings nur um Erscheinungen einer von „echter“ Homosexualität abzugrenzenden „Pseudohomosexualität“, im Sinne eines „vorübergehenden Wechsel des gedachten Sexualobjektes“<sup>116</sup>, ein Unterschied, den die Anhänger der Inversionstheorie nach ihrem Dafürhalten vernachlässigten. Indem die beiden Suchtforscher einen Beweis für eine tatsächlich stattfindende Triebumkehr einforderten, verlangten sie von ihren Gegnern aber nicht nur Unmögliches; ungewollt offenbarten sie auch, dass die gesamte Debatte auf spekulativen Prämissen beruhte. Denn die Annahme einer homosexuellen „Sondernatur“ basierte auf der Vorstellung eines „normalen“ und natürlich festgelegten heterosexuellen Triebes. Dieser Triebbegriff verfügte aber weder über eine allgemein anerkannte Definition, noch über ein erkennbares materielles Substrat. Es lag zudem völlig im Dunkeln, auf welchen physiologischen Prozessen die psychophysischen Effekte des Kokains beruhten. Aus wissenschaftlicher Sicht war es daher schlichtweg unmöglich zu entscheiden, ob im Rausch ausgelebte homosexuelle Praktiken Ausdruck einer bislang unterdrückten, „latenten“ Homosexualität waren oder ob sie durch eine Umkehr des heterosexuellen Triebes zustande kamen, wenn man sich nicht allein auf die unsicheren Aussagen der Konsumenten verlassen wollte.

Ob die Kontroverse über Kokainismus und Homosexualität abflaute, weil sie in eine erkenntnistheoretische Sackgasse geraten war, ist unklar, aber unzweifelhaft nahm das wissenschaftliche Interesse an dieser Frage nach 1925 merklich ab. Einzig Hartmann publizierte 1928 noch einen weiteren Artikel zum Thema, indem er seine Thesen verteidigte und die von Aschaffenburg postulierte Verschiebung der „Zonenerogenität“ zurückwies.<sup>117</sup>

---

115 Ebd., S. 1563, 1565.

116 Ebd., S. 1564.

117 Vgl. Hartmann, Heinz: Kokainismus und Homosexualität, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift, 7 (1928), S. 268-269, hier S. 269.

Angesichts der entstandenen Gegensätze hatte Hans Maier schon 1926 für einen pragmatischen Kompromiss plädiert: Situativ könnten sowohl das „schwüle, oft mit erotisch abenteuerlichen Phantasien geschwängerte Milieu, wo die Männer mehr oder weniger impotent sind“, die erhöhte Suggestibilität der Kokainisten, lokale Reizerscheinungen, der „durch das Gift bedingte Wegfall von Hemmungen“ oder auch das „Manifestwerden sonst unbewußter perverser Triebrichtungen“ die „perversen Entgleisungen“ der Kokainisten erklären.<sup>118</sup> Das Narrativ vom perversen und homosexuellen Kokainisten hatte sich damit auch ohne eine fundierte Erklärung Mitte der 1920er Jahre etabliert.<sup>119</sup>

Maiers umfassende Aufzählung verdeutlicht die Beharrlichkeit, mit der Mediziner in der Weimarer Republik an der kausalen Verbindung von Kokainismus und Homosexualität festhielten und dabei darüber hinwegsehen, dass keine physiologische Erklärung für diese Annahme vorlag, dass die präsentierten Fallbeispiele vielfach Evidenz vermissen ließen und dass Autoren wie Marx, Aschaffenburg und Goroncy nur auf Basis einzelner Krankengeschichten weitreichende und spekulative Schlüsse zogen. Am konsequentesten kam dieses wissenschaftliche Bedürfnis nach Kausalität in der von Hartmann sowie von Joël und Fränkel postulierten konstitutionellen Verwandtschaft von Kokainsucht und Homosexualität zum Ausdruck. In dieser Lesart war der Süchtige, ähnlich wie der Homosexuelle, zu einer eigenen Spezies geworden, die sich aufgrund ihrer psychophysischen Beschaffenheit essenziell vom fiktiven „Normalmenschen“ unterschied.

Insofern muss man konstatieren, dass es sich bei der Kontroverse um weit mehr als einen von wissenschaftlichem Interesse geleiteten medizinischen Meinungsstreit handelte. Vielmehr transportierte die Debatte zentrale Elemente jener übergeordneten Krisendiskurse der Zwanziger Jahre, in denen die verbreiteten Degenerationsängste der Zeit zum Ausdruck kamen. Die konstitutive Bedeutung dieser Bedrohungswahrnehmung für die gesamte Diskussion wird offensichtlich, wenn man das Augenmerk auf ihren blinden Fleck richtet. So blendeten die Autoren die weibliche Sexualität nahezu komplett aus, obwohl sie für die im Mittelpunkt stehende Frage der Triebumkehr doch von mindestens ebenso großer Bedeutung gewesen wäre wie die männliche. Marx, Aschaffenburg und Goroncy hatten jedoch nur Fälle männlicher Patienten vorgestellt und ihre Theoriebildung komplett auf diese einseitige Perspektive gegründet. Es fiel auch keinem der Diskursteilnehmer auf, dass das Konzept einer „Verschiebung der Zonenerogenität“ überhaupt keine Erklärung für die Entstehung lesbischer Neigungen bot. Hartmann untersuchte zwar auch

118 Maier, Hans Wolfgang (1926), S. 99-100.

119 Vgl. dazu Wolff, Paul (1928), S. 266-268.

weibliche Konsumentinnen, widmete dem Faktor Geschlecht aber ebenso wenig Aufmerksamkeit wie Joël und Fränkel. In Anbetracht dessen, dass die mögliche Umkehr des als determiniert begriffenen Sexualtriebs im Zentrum der Debatte stand, erschien es auch wenig überzeugend, wenn Maier erklärte, Kokainistinnen würden mitunter dadurch lesbisch, weil „die kokainisierten Männer der gesteigerten Libido der Frauen nicht zu genügen vermögen“<sup>120</sup>.

Zweifellos war dieser blinde Fleck auch ein Produkt des männlich geprägten Wissenschaftsbetriebs, in dem für den süchtigen Mann letztlich dasselbe galt, wie für den neurasthenischen oder homosexuellen Mann: Er „erkannte und benannte sich (immer noch in gewisser Weise) selbst“<sup>121</sup>, im Unterschied zu Frauen, die „weit über die Jahrhundertwende hinaus nahezu ausnahmslos von induktiven «Frauenforschern» beschrieben wurden“<sup>122</sup>. Wirklich verständlich wird die Vernachlässigung weiblicher Konsum- und Sexualpraktiken jedoch erst, wenn man sie in Bezug zu der Perspektive eines wissenschaftlichen Blicks setzt, der einen Großteil der wahrgenommenen sozialen „«Entartungs-» und Degenerationszeichen“ mit „dem Weiblichen respektive der Verweiblichung“<sup>123</sup> assoziierte. Insofern stellte die männliche Homosexualität ein weit größeres biopolitisches Bedrohungspotenzial dar als jene der Frauen. Angesichts der als problematisch perzipierten Auflösung tradierter Geschlechterkonventionen, erschienen Homosexualität und Kokainkonsum als konstitutionell verwandte und sich gegenseitig verstärkende Stimulanzen eines Entartungsprozesses, der revidiert werden musste, um wieder zu „gesunden“ Verhältnissen zurückzukehren.

Als Orientierungspunkte auf dem Weg zur Gesundung dienten die Pole der binären Geschlechterordnung, an denen die Theorie justiert und die Realität gemessen wurde. Auf diese Weise ließ sich wissenschaftliche Evidenz erzeugen, die zwanglos mit bürgerlichen Normen harmonierte. Denn klassifizierte man „alkoholistische als auch zu anderen Suchten neigende Männer entsprechend ihrer Weichheit und Bestimmbarkeit als latente Homosexuelle“, dann bedurfte das „bekannte Hervortreten homosexueller Reaktionen unter enthemmenden und reizenden Einflüssen wie Alkohol, Morphin [und] Kokain“<sup>124</sup> keines empirischen Belegs mehr.

120 Maier, Hans Wolfgang (1926), S. 95.

121 Hacker, Hanna: Frauen und Freundinnen. Studien zur „weiblichen Homosexualität“ am Beispiel Österreichs 1870-1938, Weinheim, Basel 1987, S. 21.

122 Ralser, Michaela (2010), S. 71-72.

123 Ebd., S. 95.

124 Wolf, Walter: Erblichkeitsuntersuchungen zum Problem der Homosexualität, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 73 (1925), S. 1 – 12, hier S. 4, 11.

## Fazit

Die Wurzeln der sexuellen Bedeutungsaufladung des Kokains reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Freilich handelt es sich dabei nicht um eine ein-dimensionale Kontinuitätslinie; immer wieder kam es zu Bedeutungsver-schiebungen, wurden alte Wissensbestände modifiziert oder durch neue abgelöst. So bleibt die aphrodisierende Wirkung bis heute eine ebenso um-strittene wie beharrlich dem Kokain zugeschriebene Eigenschaft, wohin-gegen die kausale Verknüpfung von Kokainkonsum und Homosexualität längst in Vergessenheit geraten ist.

Die Assoziation von Kokainismus und sexueller Devianz, die sich explizit erstmals in den 1920er Jahren manifestierte, beruhte auf dem Zusammen-spiel von vier wesentlichen Faktoren:

1. Das Wirkungsspektrum: Der naheliegendste Grund besaß in der histo-rischen Rückschau die geringste Relevanz. Mehrere Mediziner benannten das Zusammenspiel zwischen erotischen Halluzinationen, gesteigerter Li-bido und geschwächter Potenz als Anreiz für „Perversionen“ und homo-sexuelle Praktiken. Ganz ähnliche Symptome schrieb man aber auch dem Alkohol und anderen psychoaktiven Substanzen zu. Theorien über peri-phere Reizerscheinungen oder eine „Triebumkehr“, die homosexuelle Nei-gungen auslösen sollten, blieben spekulativ.
2. Die Reizlehre: Die Vorstellung eines Nervensystems, das durch Rausch-mittel oder sexuelle „Exzesse“ gereizt und erschöpft werde und darauf mit sexuellen oder nervösen Störungen reagiere, repräsentierte um 1900 nicht mehr den aktuellen Stand des pharmakologischen Wissens. Aber weil es die noch weithin unbekanntenen physiologischen Wirkzu-sammenhänge beim Konsum psychotroper Substanzen einfach und schlüssig abbildete, blieb es ein populäres Erklärungsmodell und stütz-te die kausale Verknüpfung von abweichendem Sexualverhalten und Rauschmittelgebrauch.
3. Die Psychopathielehre: Sie versah die in der Reizlehre angelegte Logik mit einer psychiatrischen Terminologie und erneuerte so deren wissenschaftliche Legitimation. Die Einnahme psychoaktiver Substanzen und „perverse“ Sexualität galten demnach als äquivalente pathologische Faktoren. Beide sollten die Entstehung nervöser und psychopathischer Störungen begünstigen, wurden aber ebenso als Resultat einer bereits bestehenden konstitutionellen Minderwertigkeit gedeutet. Berausung und „Perversionen“ sollten das Grundleiden dann zusätzlich verschlim-mern.
4. Der „Schnupfkokainismus“ im Rotlichtmilieu in der Weimarer Republik:

Dieses Phänomen war der entscheidende Faktor für die sexuelle Bedeutungsaufladung des Kokains. Galt der Kokainismus im Kaiserreich noch als iatrogen verursachtes und seltenes Problem bürgerlicher Kreise, so deutete man ihn in der Nachkriegszeit zunehmend als hedonistisches Laster. Der Kokainkonsum in Kneipen und Bars, die angesichts der Gesetzeslage und der herrschenden moralischen Ächtung als klandestine Treffpunkte für Prostituierte, Homosexuelle und andere gesellschaftliche Abweichler dienten, prägte das populäre Bild der Substanz nachhaltig. Die sozialen Stigmata dieser Gruppen übertrugen sich auf das Kokain, dessen Einnahme selbst zu einem Marker für Devianz wurde. Den statistisch bedeutsameren Kokaingebrauch in anderen, sozial integrierten Bevölkerungsgruppen vernachlässigte man in diesem Zusammenhang.

Erst im Zusammenwirken dieser Faktoren entstand die Urform jenes Motivs, das heute im Bild der „Sexdroge“ Kokain fortlebt. Die Reizlehre und das Psychopathiekonzept bereiteten den Boden dafür, indem sie ein medizinisches Wahrnehmungsmuster erzeugten, das sexuelle Devianz und Rauschmittelkonsum in ätiologischer und symptomatischer Hinsicht eng miteinander verschränkte. Es richtete die Aufmerksamkeit der Mediziner einseitig auf den Kokainkonsum im Weimarer Rotlichtmilieu, der vor dem Hintergrund der binären Geschlechterordnung als Beleg für eine spezifische, sexuell pervertierende und die Geschlechtergrenzen transzendierende Potenz des Alkaloids bewertet wurde, bzw. durch eine konstitutionelle Verwandtschaft des Süchtigen und des Homosexuellen erklärt wurde. Tatsächlich stellte das Bild der sich prostituierenden und homosexuellen Kokainisten aber vielmehr eine sich selbsterfüllende Prophezeiung, als einen Beweis für die „pervertierende“ Kraft des Kokains dar: Es war der bedrohliche Ausdruck eines von Humanwissenschaftlern schon in den Jahrzehnten zuvor beschriebenen, durch sexuelle und toxikologische Ausschweifungen stimulierten Degenerationsprozesses, der nur mit medizinischer Expertise bekämpft werden könne.

---

*Hannes Walter M.A., Kontakt: hannes.walter@campus.tu-berlin.de, studierte Philosophie, Geschichte und Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der TU Dresden und der FU Berlin und ist zurzeit Doktorand am Institut für Philosophie, Literatur-, Wissenschafts- und Technikgeschichte im Fachgebiet Wissenschaftsgeschichte an der TU Berlin. Seine Dissertation behandelt die Entstehung der psychiatrischen Diagnose Kokainismus im 19. und frü-*

*hen 20. Jahrhundert. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Medizin- und Kulturgeschichte und betreffen insbesondere die wissenschaftliche Konstruktion von Gesundheit und Krankheit, speziell die Pathologisierung von Devianz.*

# Ästhetik des Psychedelischen. Befreiungsversuche im Kino

Christof Beyer / Benjamin Moldenhauer

*English abstract: First tested and used for therapeutic purposes in psychiatry, LSD entered the sub- und counter-cultural field of the beatnik and hippie movement in the 1950s and 1960s as a chemical promise of individual liberation from societal restrictions. In this process, “psychedelic” movies emerged as a new genre, picking up narratives of the substance-induced freeing of the mind and developing cinematic stagings of being “high” on LSD. The article compares a selection of “psychedelic” movies produced since the 1960s, including “The Trip”, “Easy Rider”, “Altered States” and “Fear and Loathing in Las Vegas”. It focusses on the question of how narratives of the chemical transgression of the mind, understood as part of the counter-cultural movement, transformed into representations of intoxication as expression of individual fragmentation and pointless escapism at the mercy of societal constraints.*

Der Diskurs über den Gebrauch von psychotropen Substanzen wie LSD, Meskalin und Psilocybin kreist gegenwärtig um Gefährdung und Legalisierung für den therapeutischen Einsatz. Kaum erwähnt werden positiv bestimmte Potenziale wie die in den 1950er und 1960er Jahren auch jenseits subkultureller Szenen vielfach diskutierte Erweiterung von Wahrnehmungsmöglichkeiten durch die Droge. Bis zum Verbot in den USA 1966 wurde LSD dort in Psychotherapie, Psychiatrie und in der militärischen Forschung eingesetzt, bevor die Substanz Einzug hielt in die zeitgenössische Popkultur.<sup>1</sup> 1971 erfolgte dann das Verbot auch in der BRD.<sup>2</sup> „Das Psychedelische“ – verstanden als Begriff, der die mit halluzinogenen Substanzen assoziierte Ästhetik bezeichnet – ist heute weitaus weniger präsent als noch in den 1960er und 1970er Jahren.

Im medizinischen Feld allerdings lassen sich in den letzten Jahren Anstrengungen beobachten, das strikte Verbot von LSD und anderen „psychedelischen“ Substanzen zu lockern und diese für die therapeutische Praxis wieder fruchtbar zu machen. Es ist auffallend, dass die wissen-

---

1 Vgl. Martin A. Lee/Bruce Shlain: *Acid Dreams. The Complete Social History of LSD: The CIA, the Sixties, and Beyond*. New York: Grove Press 1985.

2 Vgl. Paul-Philipp Hanske/Benedikt Sarreiter: *Neues von der anderen Seite. Die Wiederentdeckung des Psychedelischen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2015.

schaftliche Rehabilitation oft verbunden ist mit einer Distanznahme gegenüber dem subkulturellen Erbe der Psychedelik.<sup>3</sup> Fokussiert wird der therapeutische Nutzen: Der Einsatz von LSD soll zur Gesundung des Patienten beitragen. Das Überschießende, Kategorien und gängige Wahrnehmungsmuster sprengende Potenzial, das dem Gebrauch psychoaktiver Drogen in den 1960er und 1970er Jahren zugesprochen wurde, interessiert die Medizin so allein hinsichtlich seiner therapeutischen Verwertbarkeit. Das Versprechen auf die Befreiung des Geistes als vorrangiges Substanz-Narrativ erscheint nunmehr therapeutisch gedeutet als Angelegenheit individuellen Wohlbefindens, dessen Festigung oder Wiederherstellung ohne Bezug zu gesellschaftlichen Verhältnissen steht.

Insofern kehrt der Rausch nach Jahrzehnten des Verbots wieder in die „seriöse“ Kontrolle der Medizin zurück. Die nachhaltige Diskreditierung der von der Hippie-Bewegung angestrebten „psychedelikabasierte[n] Erleuchtung der Gesellschaft“<sup>4</sup> bildet sich, so unsere These, auch in einer filmischen Darstellung von Rauscherfahrten ab, die sich von der Faszination und Gefahr der Bewusstseinsweiterung in den 1960er Jahren hin zur Inszenierung der Unmöglichkeit der Selbstbefreiung in einer repressiven Gesellschaft entwickelt. Mit dieser These im Hintergrund dokumentiert dieser Text eine Suchbewegung zum Thema.

## Psychedelischer Spielfilm und Rauscherlebnis

Dem Verbot von LSD ging ein, im Vergleich zu heute, ungleich offenerer Diskurs in den 1960er Jahren voraus, der eingebettet war in eine Phase der kulturellen Liberalisierung. Diese war in den USA verbunden mit den Texten der bereits in den 1950er Jahren aktiven Beatniks und später dann der Hippie-Bewegung, der zunehmenden Bedeutung der Popkultur und

---

3 Der Baseler Arzt Matthias Liechi z.B. erklärt im Interview mit der *Neuen Zürcher Zeitung*, warum er nicht als Co-Autor einer zwischen 2008 und 2012 durchgeführten Studie zu den Wirkungen von LSD erscheinen wollte: „Für mich war die amerikanische Organisation, die diese Studie finanziert hat, die Multidisciplinary Association for Psychedelic Studies (MAPS), damals zu ideologisch. Sie war von vornherein davon überzeugt, dass LSD als Medikament eine gute Sache ist. Als Wissenschaftler sehe ich das differenzierter. Für mich ist LSD nicht a priori ein geeignetes Medikament. Ob es wirkt oder nicht, kann ich erst sagen, wenn ich die Forschung gemacht habe. Deshalb wollte ich mich wissenschaftlich von dieser idealistisch geprägten Alt-Hippie-Bewegung distanzieren.“ („LSD schüttelt das Gehirn einmal durch“, *Neue Zürcher Zeitung* (13.4.2018), <https://www.nzz.ch/wissenschaft/lsd-schuettert-das-gehirn-einmal-durch-ld.1376510>, 26.4.2019).

4 Silke Schilling: „Drogentrips mit Heilwirkung“, *Spektrum Psychologie* 1 (2018), <http://www.spektrum.de/news/psychedelische-drogen-in-der-psychotherapie/1521427>, letzter Aufruf 29.4.2019.

nicht zuletzt der Politisierung der studentischen Jugend. Drogenkonsum, Musik und eben auch das Kino – vom Mitternachtskino über den *porn chic* der 1970er Jahre bis hin zu den psychedelischen Filmen dieser Ära – versprachen eine wie diffus auch immer bestimmte Befreiung: die Loslösung von sozialen Restriktionen, die Öffnung des Geistes, überhaupt den Wegfall aller Fesseln, die den Menschen in der Entfaltung seiner individuellen Möglichkeiten hindern.

In diesem Text soll es um einen kleinen Korpus von filmischen Zeugnissen dieser Versprechen gehen: Filme, die von einer mittels Drogenkonsum versuchten Befreiung erzählen und in diesem Zuge das Rauscherlebnis verbildlichen. Der „psychedelische Film“ entstand Ende der 1960er Jahre. Hans J. Wulff und Patrick Kruse begreifen ihn als eigenes Genre, das „auf die LSD-Euphorie reagierte“, indem es sie visuell in Szene zu setzen versuchte.<sup>5</sup> Wir konzentrieren uns im Folgenden auf einige exemplarische Filme, in denen die Erzählung von einer Befreiung mittels Droge und die filmische Inszenierung der Effekte dieser Droge zusammengehen. Diese Kombination fassen wir unter dem Begriff „psychedelischer Film“. Das schließt nicht-narrative Experimentalfilme bis auf weiteres aus, genau wie Filme, deren Bilder zwar als psychedelisch rezipiert werden können, die aber nicht explizit vom Drogengebrauch erzählen. Dabei nehmen wir ausschließlich US-Produktionen in den Blick. Dies ist ein pragmatischer Entschluss, da das, was wir zeigen wollen, sich ohne weiteres anhand der Filme aus den USA als einem Kernland der revoltierenden Subkultur und ihrer Ästhetik zeigen lässt.<sup>6</sup>

Schnell etablierte sich im US-Kino der späten 1960er Jahre eine Bildsprache, die vom Publikum als eine psychedelische erkannt und verstanden wurde. Diese Bildsprache sollte den Rausch nicht nur anzeigen, sondern ihn mit filmischen Mitteln nachvollziehbar und erlebbar werden lassen. Dabei kann man nicht von einer Identität der Rezeption des Rauschbildes und dem unmittelbaren Rauscherlebnis ausgehen. Der Film adressiert die Zuschauerin immer als ein körperliches Wesen. Er zielt auf körperliche Reaktionen. Das Filmerleben ist im Falle der regulären (also filmtheoretisch unambitionierten) Rezeption eine vorrangig affektive und damit körper-

5 Patrick Kruse/Hans J. Wulff: „Psychonauten im Kino: Rausch und Rauschdarstellung im Film“. In: Kristina Jaspers/Wolf Unterberger: *Kino im Kopf. Psychologie und Film seit Sigmund Freud*. Berlin: Bertz+Fischer 2006, S. 107-113, hier S. 108.

6 Daraus folgt nicht, dass der filmische Diskurs über Drogen und die Befreiung des Bewusstseins ausschließlich in den USA stattgefunden hätte. Das britische Kino hat eigene psychedelische Filme im hier bestimmten Sinne *en masse* hervorgebracht. Der für die 1970er Jahre zentrale Film ist *Performance* (GB 1970, Regie: Nicholas Roeg), in den 1990er Jahren ist es, auch wenn es um Heroin und nicht um LSD oder halluzinogene Drogen im weiteren Sinn geht, *Trainspotting* (GB 1996, Regie: Danny Boyle).

liche Erfahrung: „The cinema offers complex and varied experiences; for most people, however, it is a place to feel something.“<sup>7</sup> Dabei kann das, was die schnellen, assoziativen und farbstarke Bilder im Zuschauer auslösen, als irritierend, ästhetisch schön oder – zum Beispiel beim Einsatz von Stroboskop-Effekten – als visuell überfordernd wahrgenommen werden.

Die Beschäftigung mit den Erzählungen von Befreiungsversuchen im psychedelischen Film schließt somit Überlegungen zum Körper des Zuschauers im Kino mit ein. Die Filme inszenieren Rauscherlebnisse und zehren mitunter von der Suggestion, dass die Zuschauerin, die sich auf die Bilder einlässt, ein filmisch evoziertes Rauscherlebnis haben kann, gleichsam ohne sich dafür in Gefahr zu begeben, beispielsweise durch einen angsthaft erlebten Ich-Verlust einen „schlechten Trip“ erfahren zu müssen oder sogar „hängenzubleiben“, also bleibende psychische Schäden davonzutragen. Interessant ist hier vor allem die Grenze zwischen der *unmittelbaren* Erfahrung des Rausches, der sich einstellt durch die Einnahme psychotroper Substanzen, und der *ästhetischen* Erfahrung des Rauschbildes. Diese Grenze existiert auch in anderen Hinsichten: die affektiv nachvollzogene Lust der Protagonist\*innen in der Pornographie ist kein realer Sex, die Angstlust des Horrorfilms ist keine Furcht im engeren Sinne. Einen Rausch (und die damit verbundenen kognitiven und körperlichen Prozesse) können die Filmbilder nicht evozieren. Das heißt aber nicht, dass sie vollkommen abgetrennt wären, von jeder Euphorie-Empfindung. Der Sex im pornographischen Film ist (für den Zuschauer) Sex im Modus des Als-ob. Furchtempfindungen im Horrorfilm sind Angstlustzustände, also Angst im Modus des Als-ob. Und auch der Rauscheindruck beim Betrachten psychedelischer Bilder lässt sich daran anknüpfend beschreiben als ein Eindruck, der sich im mimetischen, also körperlich-imaginären Kontakt mit den Bildern entfaltet.<sup>8</sup>

Die Bestimmung dieser zwei unterschiedlichen Wirkungsfelder – die wir hier mit den Begriffen Welterfahrung und ästhetische Erfahrung versehen – ist mehr als nur eine wirkungsästhetische Übung. Sie sind untrennbar verbunden mit dem Gehalt der ästhetischen Erfahrung und nicht als primär quantitative Abstufungen zu verstehen: Es geht nicht allein (oder auch: nicht primär) um die Markierung von Intensitätsverlusten. Es geht vor allem um die Konsequenz, die – als Drohung – ausbleibt und dem Rezipienten eine größere Freiheit im Sinne von Unverbindlichkeit lässt.

---

7 Greg M. Smith: *Film Structure and the Emotion System*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press 2003, S. 4.

8 Vgl. Benjamin Moldenhauer: *Ästhetik des Drastischen. Welterfahrung und Gewalt im Horrorfilm*. Berlin: Bertz+Fischer 2016, S. 148-174.

Die Imagination bzw. die Gedanken sind im Kino frei, weil ihnen keine Handlungen folgen, in die der Zuschauerkörper anders denn als imaginär involviert wäre. Man kann mit den Bildern spielerisch, wenn man möchte auch unernst umgehen, weil man durch sie nicht in Gefahr gebracht wird. Ein schlechter Trip im Kino ist erst einmal nur ein schlechter, im ungünstigsten Fall unangenehmer Film. In der Welt außerhalb des Kinos hingegen, „[Weil] er in der Welt ins Spiel, in Gefahr gebracht“ und „dem Risiko der Empfindung ausgesetzt“ wird, ist der Körper gezwungen, „die Welt ernst zu nehmen“.<sup>9</sup> Im Verhältnis von Zuschauerkörper und Filmgeschehen ergibt sich eine paradoxe, weil gewissermaßen unverbindliche Form von Dringlichkeit: eine Form von spielerischem Ernst (oder ernsthaftem Spiel).

Die von den Kinobildern im Verbund mit den Zuschauerdispositionen evozierten Empfindungen sind keine entkörperlichten Schimären, schlichte Einbildungen oder dergleichen. Die Reaktionen auf das Gesehene werden wirklich gespürt. Der Film verwirklicht sich gleichsam im somatischen Filmerleben: „Zur Wahrnehmung gehört die affektive Betroffenheit durch das Wahrgenommene, gehört die *Wirklichkeit der Bilder*, gehört die Leiblichkeit.“<sup>10</sup> Die geglückte ästhetische Erfahrung im psychedelischen Film basiert auf einer Simultanität von gespürter Bedeutsamkeit und faktischer Gefahrlosigkeit.

## Substanzgeschichte und Rauscherfahrung

Die Ästhetik des Psychedelischen im Film knüpft dabei an Visualisierungen von Substanz-Erfahrungen an, welche Versuche mit LSD von Beginn an begleiten. Systematisierungs- und Messungsversuche erstreckten sich dabei von Spinnennetzen berauschter Insekten, Zeichentests und „Rauschbildern“ bis hin zu Tonfilmen zur Versuchsdokumentation.<sup>11</sup> Ähnlich wie frühere Versuche von Ärzten wie dem Heidelberger Psychiater Kurt Beringer mit Meskalin in den 1920ern, sollte LSD der Psychiatrie dazu dienen, durch den Rausch das pathologisch verstandene Wahnerleben von psychotischen Patienten nachzubilden und es damit über die so induzierte „Modellpsychose“ für den Therapeuten besser verstehbar zu

9 Pierre Bourdieu: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, S. 180.

10 Gernot Böhme: *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 47 (Hervorhebung im Original).

11 Siehe u.a. Magaly Tornay: *Zugriffe auf das Ich. Psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz, 1945 bis 1980*. Tübingen: Mohr Siebeck 2016, S. 25-82.

machen.<sup>12</sup> Dementsprechend wurde die Substanz nach ihrer erstmaligen Herstellung im Jahre 1938 durch Albert Hoffmann ab 1949 von der Firma Sandoz als Psychomimetikum vermarktet. Die genannten Versuchsanordnungen orientieren sich eben an dieser Einpassung in einen pharmazeutisch-therapeutischen Einsatz nach den Rahmenbedingungen medizinischer Wissensproduktion.<sup>13</sup>

Im Umfeld der „chemischen Revolution“ psychiatrischen Handelns durch die Einführung der ersten Neuroleptika Anfang der 1950er Jahre erfolgte auch eine großzügige Verteilung von LSD an Psychiater zur Erprobung therapeutischer Einsatzfelder. Zu Beginn der 1960er Jahre existierten über 1000 wissenschaftliche Publikationen, deren Fragestellungen von den physiologischen Effekten von LSD auf Tiere bis hin zu Untersuchung möglicher chemischer Ursachen seelischer Störungen reichten.<sup>14</sup>

Ein breites, therapeutisch verstandenes Einsatz- und Experimentierfeld bot die Nutzung von LSD zur Bewusstmachung unbewusster Vorgänge sowie zur Lockerung psychischer Blockaden. Verdrängte und verborgene Persönlichkeitsanteile sollten so der psychotherapeutischen Behandlung zugänglich gemacht werden. In jedem Fall ging es um die „Offenbarung“ der Psyche (Psychedelic) oder um ihre „Lösung“ (Psycholyse). Insbesondere in den USA, wo der Autor und Beatnik Ken Kesey sowie Timothy Leary, Psychologiedozent in Harvard und spätere Hippie-Ikone, den LSD-Konsum für die Massen propagierten, führte der zunächst rein therapeutisch verstandene „Lösungs“-Gedanke zu einer Übertragung auf die (hedonistische) Befreiung des Subjekts von seinen Wahrnehmungszwängen und repressiv verstandenen gesellschaftlichen Prägungen. Es fand eine Art psychedelischer Explosion statt, die sich niederschlug in einer neuen Pop-Ästhetik, in der Musik und einer Bildästhetik, die eine Befreiung des Selbst durch einen rauschhaften, positiv besetzten Verlust des durch gesellschaftliche Zwänge konstituierten Ichs propagierte.

Was psychiatrisch zunächst als künstlich induzierte Annäherung an einen krankhaft verstandenen Wahn seine professionellen Abnehmer finden sollte, gelangte insbesondere in den Vereinigten Staaten „aus der Klinik auf den Campus“ (Erika Dyck) und diente innerhalb des Selbstbefreiungsdiskurses der Hippie-Bewegung als Annäherung an das

---

12 Vgl. Max Gawlich: *Irresein im Kleinen. Der Rausch als Modellpsychose in der psychiatrischen Forschung der 20er Jahre*. Magisterarbeit, Universität Heidelberg 2011. Siehe dazu auch Jeannie Moser: *Psychotropen. Eine LSD-Biographie*. Konstanz: Konstanz University Press 2013.

13 Tornay: *Zugriffe*, S. 29; Moser: *Psychotropen*.

14 Erika Dyck: *Psychedelic Psychiatry. From clinic to campus*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 2008, S. 15.

„wahre Ich“. In der gesellschaftlichen Debatte in den USA und der „moral panic“, die im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Emanzipationsbewegungen, sich ausbreitendem Drogengebrauch und der zugehörigen Skandalisierung in den Medien entstand, geriet auch die „psychedelische Psychiatrie“ im Windschatten der Person Learys in den Ruch, einer gesellschaftszersetzenden Kulturrevolution den Weg zu ebnet.<sup>15</sup>

Mit dem Verbot des LSD in den USA 1966 und in der BRD 1971 reagierte die Politik unter anderem auf diese Entwicklung.<sup>16</sup> Gleichzeitig erschien selbst den einstigen Befürwortern des therapeutischen Einsatzes von LSD die Anwendung der Substanz unter den Bedingungen des damaligen gesellschaftlichen Diskurses als nicht mehr sinnvoll. Der Göttinger Psychiater und westdeutsche Pionier der psycholytischen Therapie, Hanscarl Leuner, stellte etwa 1968 in der Fachzeitschrift „Der Nervenarzt“ fest, dass der inzwischen entstandene „gesellschaftliche Suggestivhintergrund“ von LSD die Substanz für den individuellen therapeutischen Einsatz ungeeignet mache.<sup>17</sup> Dazu zählte Leuner in einem anderen Fachaufsatz zum Thema auch die „subkulturelle“ Funktion der Droge, sich abzusetzen vom „kulturell-zivilisatorischen Hintergrund des jeweiligen Landes, getragen von der Elterngeneration“. Dies würde insbesondere in den USA ein Problem, da die „Möglichkeiten der Gemütsbildung“, die die „westliche Kultur“ zu bieten habe, für die heranwachsende Generation dort weniger beständen. Anders als in Deutschland: „Was dem deutschen Studenten die Romantik, der deutsche Idealismus, die Lektüre von Nietzsche und anderen Philosophen bedeutete, soll im ‚Lande der unbegrenzten Möglichkeiten‘ die Droge zur Erreichung des ‚instant mysticism‘ [...] erreichen.“<sup>18</sup>

## The Trip

Zu diesem „Suggestivhintergrund“ gehörten eben auch Filme, die vom LSD-Rausch erzählen. Sie kreisen analog zum therapeutischen Diskurs um die

---

15 Ebd., S. 204.

16 In der BRD ist dieses Verbot auch im Kontext der Diskussion über Arzneimittelsicherheit zu verstehen, die im Wesentlichen in der Folge des Contergan-Skandals von 1961/1962 zu sehen ist. Vgl. dazu Thomas Großbölting/Niklas Lenhart-Schramm (Hg.): Contergan. Hintergründe und Folgen eines Arzneimittel-Skandals. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017.

17 Hanscarl Leuner: „Ist die Verwendung von LSD-25 für die experimentelle Psychiatrie und in der Psychotherapie heute noch vertretbar?“, *Der Nervenarzt* 39 (1968), S. 358-359.

18 Hanscarl Leuner: „Die ‚Wunderdroge‘ LSD und ihr Mißbrauch“, *Der Landarzt* 23 (1968), S. 1112.

Möglichkeiten der Selbsterkenntnis und der Möglichkeiten dessen, was man als eine Art von Befreiungsversuch wahrnehmen soll. Zum einen erzählen sie auf der Plotebene von Befreiungsversuchen, zum anderen wollen sie die Droge als Faszinosum und als potenzielle Gefahr für den Zuschauer erfahrbar machen.

Der Film *The Trip* (USA 1967, Regie: Roger Corman), der für die psychedelische Filmästhetik stilbildend war, stellt dabei eine Art Urtext des psychedelischen Kinos dar. Hier wird vom Rausch als einer sowohl öffnenden wie auch horriblen Erfahrung erzählt. Nun allerdings nicht mehr nur in der Form, dass die Berauschten von ihrem Zustand erzählen. In Cormans Film wird der Rausch visuell in Szene gesetzt. Der Plot ist rudimentär und nicht mehr als ein Anlass für diese raumgreifenden Sequenzen, die das Attraktionszentrum des Films bilden: Der Werbefilm-Regisseur Paul Groves (Paul Newman) ist gerade dabei, sich von seiner Frau scheiden zu lassen und gerät in eine Sinnkrise. Um zu sich selbst zu finden und eine nicht weiter definierbare Wahrheit zu erlangen, verabredet er sich mit John (Bruce Dern), einem Freund, der als „Tripsitter“ fungiert, für seine erste LSD-Erfahrung. John übernimmt eine therapeutische Funktion für seinen Freund und wirkt – ausgestattet mit Bart und Tweed-Jackett – eher wie der Figurentypus des liberalen Akademikers und nicht als Repräsentant einer Subkultur. Diese Rolle übernimmt der Dealer Max (Dennis Hopper).

Die Bilder des Rausches beginnen mit abstrakten und farbenfrohen Mandala-Formen, die 1967 bereits als Signifikanten des Psychedelischen rezipiert werden konnten und auch durch den ersten Höhepunkt der Popularisierung psychedelischer Musik und Bühnenästhetik bereits geläufig waren.<sup>19</sup> Schon 1963 hatten John und James Witney mittels eines analogen Computers den ersten Mandala-Film hergestellt, der Rausch- und Meditationserfahrungen verbildlichen sollte. Der für einen psychedelischen Experimentalfilm sehr verbreitete *Lapis* bildete den Startschuss für eine Welle ähnlicher Werke, in denen die Filmemacher ihre persönlichen Visionen, kombiniert mit einem recht freien Zugriff auf fernöstliche religiöse Traditionen, zu reinszenieren versuchten (die Bilder in *Lapis* etwa sind mit indischer religiöser Sitar-Musik unterlegt): „Sie alle suchten nach einer filmischen Form, mit der sich Zustände erhöhter

---

19 So unter anderem durch die Beatles mit ihrem Album „Revolver“ (1966), das Referenzen auf Timothy Leary und den Typus des drogenverschreibungsfreudigen Arztes („Dr. Robert“) enthält; des Weiteren durch die Verbreitung des Einsatzes von Öl-Projektoren bei Konzerten und Festivals (z.B. beim Monterey Pop Festival 1967) zur visuellen Unterstützung „psychedelischer“ Bands. Die einschlägigen Namen dieser Lichtkünstler-Kollektive lauteten unter anderem „Light Sound Dimension“ oder „Brotherhood of Light“.

Sensibilität für sensorische Reize sowie Halluzinationen, Sinnestäuschungen oder psychotische Erlebnisse darstellen ließen.“<sup>20</sup> Die ersten Minuten des Trips in *The Trip* sind in dieser Hinsicht exemplarisch und werden wesentlich dazu beigetragen haben, die psychedelische Filmästhetik Ende der 1960er Jahre zu popularisieren. Hier trat das „Realbild [...] gegenüber den fließenden, sich rasch verändernden Farbornamenten zurück“, zumindest für eine signifikante Zeit.<sup>21</sup>

Auch in einer weiteren Hinsicht ist die Rausch-Inszenierung in *The Trip* emblematisch. Sie alterniert zwischen der Innensicht, in der die Zuschauer erleben sollen, was der Berauschte erlebt, und der Außenperspektive des unberauschten Beobachters. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, wird diese Innensicht nicht mit der Suggestion der subjektiven Perspektive des Protagonisten verbildlicht. Wir sehen, im steten Wechsel, den Protagonisten in der Wirklichkeit, die er mit den anderen Figuren teilt, und in der er ihnen und damit auch der Zuschauerin von seinem Rauscherlebnis berichtet.

Diese Erzählung fällt zuerst rundum positiv aus:

Paul: „I feel like everything... like everything's alive. Whole energy levels and fields – flowing.“

John: „You're into some beautiful stuff, man. Just let it run on.“

Paul: „Look at that!“ (*geht durch den Raum und hebt erkennbar fasziniert eine Orange hoch*) „Feel that?“

John: „The weight?“

Paul: „No, no. The life. It's just... it's flowing off it like energy...“

Wenig später hebt Paul die Orange vor seine Augen und ersetzt mit ihr – in seiner Perspektive – die Sonne – „That's the sun in my hands, man.“

Diese verbale Beschwörung eines umfassenden Ganzheitsgefühls, eines bislang ungekannten Einsseins mit der Welt in den Monologen Pauls mag dazu beigetragen haben, dass der Film als rauschverherrlichend wahrgenommen wurde und zum Beispiel in Großbritannien nach seiner Premiere umgehend verboten und erst 2002 wieder freigegeben wurde. Folgt man zumindest den Memoiren John Trevelyan, damals Vorsitzender des *British*

---

20 Patrick Kruse/Hans J. Wulff: „Psychonauten im Kino: Rausch und Rauschdarstellung im Film“. In: Jaspers/Unterberger: *Kino im Kopf*, S. 107-113, hier S. 109. Zum psychedelischen Experimentalfilm der 1960er Jahre vgl. Ariane Beyn: „Psych-Out“, in: *Starship Magazine* 5 (<http://starship-magazine.org/index.php?page=item&issue=5&pages=77ff&view=5>, letzter Aufruf 29.4.2019).

21 Kruse/Wulff, *Psychonauten*, S. 109.

*Board of Film Censors*, ließen die von ihm eingeholte Fachmeinungen keinen Zweifel, dass es sich hier nicht um eine angemessene – im Sinne von ausreichend auf Gefahren verweisende – Rausch-Darstellung handelt: „I showed the film to three experienced psychiatrists, all of whom condemned it as meretricious, inaccurate in its representation and therefore dangerous.“<sup>22</sup>

Bereits in der Hast, mit der John seinen berauschten Freund beim spontanen Gang auf den Balkon der Wohnung folgt, kündigt sich in *The Trip* allerdings die dunklere, gefahrvollere Seite des Rausches an. In das innere Erleben Pauls mischen sich ambivalente bis unmittelbar furchteinflößende Sequenzen. Der Film greift hier auf Gothic-Horror-Elemente aus Roger Cormans Poe-Verfilmungen zurück: Paul sieht sich von zwei schwarzen, maskierten Reitern verfolgt, von denen sich einer als seine Ex-Frau entpuppt, er wohnt seiner eigenen Exekution durch Hängen bei und bildet sich ein, John tot im Wohnzimmer vorzufinden. Daraufhin flieht er aus der Wohnung und streift desorientiert durch das Lichtermeer der Großstadt, sieht sich, nachdem er in ein Wohnhaus eingedrungen ist, von der Polizei verfolgt und hört das Konzert der Band *Electric Flag*, das von einer psychedelischen Lightshow untermalt wird. Die Mandala-Formen, die man vom Beginn des Films kennt, kehren jetzt als Projektionen auf die mitunter nackten Körper der Tanzenden wieder; nicht nur die inneren Welten, auch die äußere Welt des Films wird nun als Ort psychedelischer Erfahrungen gezeigt.

Der Trip in *The Trip* ist also ambivalent. Das den Berauschten durchströmende Glück ist durchsetzt von Momenten des Grauens und kippt am Ende in eine furchteinflößende Erfahrung. Aber auch die wird vom Film noch als Medium der Erkenntnis und der Wahrhaftigkeit verstanden. Paul halluziniert ein Gespräch mit Max, dem Repräsentanten des „anderen Amerika“. Max – nonkonform, erfahrungshungrig, promiskuitiv und mit einem geheimen Wissen ausgestattet, das in der Welt, die als normal gilt, keinen Platz hat – erscheint in einer Richterrobe und führt eine Art Kreuzverhör mit Paul, der sich ihm gegenüber für seine Arbeit als Werberegisseur und für

---

22 John Trevelyan: *What the censor saw*. London: Joseph 1973, S. 168-169. Was aus der Sicht der psychiatrischen Berater eine „adäquate“ Darstellung des Drogenkonsums gewesen hätte sein können, verdeutlicht die Freigabe des Films *Chappaqua* (1967) durch Trevelyan. Die Filmhandlung bezieht sich auf biographische Erfahrungen des Filmemachers Conrad Rooks, der sich nach massivem Alkohol- und Drogengebrauch – unter anderem auch von LSD – nach Paris zu einer Entziehungskur begibt. Der Film operiert auch mit psychedelischen Flashbacks in die vergangenen Rausche Rooks'. Trevelyan gab den Film frei, nachdem Psychiater ihm bestätigten, dass der Film die negativen Folgen von Drogenmissbrauch und des Entzugs realistisch darstelle. Vgl. Jack Sargeant: *Naked Lens. Beat Cinema*. Berkeley: Soft Skull Press 2008 (1997<sup>1</sup>), S. 315-316.

seine Scheidung rechtfertigen muss. Dem voraus gehen per Projektor eingeblendet Bilder der amerikanischen Flagge, von Kindern in Vietnam, dem Schriftzug „Love“, einem Dollarschein, ein Foto des damaligen Präsidenten Lyndon B. Johnson, eine nicht zu verortende Stimme aus dem Off sagt die Worte „Bay of Pigs“. Damit wird die Anklage gegen die Oberflächlichkeit und Lieblosigkeit, die gängig sein soll in der Welt der Unberauschten, verbunden mit einer unbestimmten, aber doch klar gesellschaftskritischen Diagnose. „It’s a simple failure. No real love and total self-involvement“, sagt Max. Und: „I wish there was some hip way of telling you this, baby, but you’re one with and part of an ever-expanding, loving, joyful, glorious and harmonious universe. [...] But you play your personal games.“

Dieser Strang des Films, der die Droge als Medium der Wahrheit codiert, ist unverkennbar der dominante. Eher unverbunden wirken hier die horriblen Aspekte des Rausches, und die Lustlosigkeit ihrer Inszenierung könnte auch daher rühren, dass sie eher der Notwendigkeit geschuldet waren: „I decided when I shot the movie it would have to show some bummer scenes or else the film would seem totally pro-LSD“, erinnert sich Roger Corman.<sup>23</sup> Die von *The Trip* sowohl auf der audiovisuellen Ebene wie auch hinsichtlich ihrer Erkenntnismöglichkeiten als immens faszinierend gezeigten Möglichkeiten der Entgrenzung durch LSD mussten wieder eingefangen werden. Das geschieht auch durch eine Texttafel, die vor Beginn der Creditsequenz auf die Gefahren des Drogenkonsums hinweist und zudem LSD als gesundheitliche Bedrohung vorstellt („Many have been hospitalised“).

Das ist einerseits eine inszenatorische Gepflogenheit im Exploitation-Film der 1960er und 1970er Jahre: Die Bilder der vom Kinopublikum erwarteten Übertretungen, wegen denen es überhaupt erst den Weg in den Saal gefunden hat, werden als aufklärerische Maßnahme verbrämt. Hier allerdings griff das Studio in der Postproduction ein und veranlasste, dass das Ende des Films nicht ambivalent bleibt, sondern den Eindruck der Bedrohung hinterlässt. Paul wacht neben einer Geliebten auf, das Bild erstarrt und zersplittert dann, als würde ein Spiegel zerbersten, und suggeriert damit, dass das Selbst des Protagonisten irreparablen Schaden genommen hätte. Angesichts des sonstigen Filmgeschehens wirkt dieses Ende als das, was es auch tatsächlich ist: ein drangepappter Schluss, der sich nicht aus der Plotlogik, sondern aus vorauseilendem Gehorsam gegenüber einem kulturellen Konsens ergibt, von Drogenräuschen nicht anders als im Modus der Warnung und des Verbots zu sprechen.

*The Trip* lässt den Rausch 1967 noch ambivalent enden. Bis dahin er-

---

23 Zit. nach Harry Shapiro: *Shooting Stars. Drugs, Hollywood and the Movies*. London: Serpent’s Tail 2003, S. 126.

zählt Cormans Film von einem Mann, der an der Oberflächlichkeit und Entfremdung leidet, und sich von der LSD-Erfahrung Wahrheit und Tiefe verspricht. Zugleich ist der Film Teil der Welle an Exploitation-Filmen, die mit unverkennbarer Faszination Drogen als Sujet nutzten, um vom Eindruck der Übertretung und des Unmoralischen zu zehren.<sup>24</sup> Die vorangegangenen Bilder und das eigentlich ergebnisoffene Ende von *The Trip* (man sieht es noch, wenn man sich die letzte Einstellung des Films wegdenkt) und die vorangegangene Entwicklung des Protagonisten legen eine andere Wahrnehmung nahe: Keine Schönheit ohne Gefahr.

## Rausch erleben, Rausch sehen

Roger Cormans Erinnerung an seinen ersten und einzigen LSD-Trip fällt hingegen ohne jede Ambivalenz ungebrochen euphorisch aus:

„I spent [...] seven hours face down in the ground beneath a tree, not moving and absorbed in the most wonderful trip imaginable. Among other things, I am sure I invented an utterly new art form. This new art form was the very act of thinking and creating and you didn't need books or film or music to communicate it [...]. They would simply lie face down in the ground anywhere in the world at that moment and the work of art would be transmitted through the earth from the mind of its creator directly into the mind of the audience. To this day, I'd like to think that could work and it would be wonderful. I think of all the costs you could cut in production and distribution alone.“<sup>25</sup>

Die Anekdote Cormans wird hier nicht zitiert, weil die Gleichzeitigkeit, mit der die Begeisterung des Drogenkonsumenten über die im Rausch erdachte Utopie mit der Begeisterung des Filmemachers über die Kostenreduzierung ganz bezaubernd ist. Sondern weil in ihr implizit die Frage nach den Wirkungspotenzialen des psychedelischen Films gestellt wird, als Verweis auf das, was gerade nicht möglich ist, und eine (hier rauschhafte) Phantasie bleiben muss. Die unmittelbare Affizierung des Rezipienten durch die Imagination des Künstlers umgeht den real leider unvermeidlichen Intensitätsverlust, der mit der Medialisierung einhergeht; künstlerische Vorstellung und das Bild, das den Rezipienten erreicht, wären dann eins. Auf unser Thema übertragen: der Rausch des Künstlers und das Rauschbild

---

24 Heute weitgehend vergessen sind zum Beispiel *The Acid Eaters* (USA 1968, Regie: Byron Mabe), *Alice in Acidland* (USA 1969, Regie: John Donne) oder die Mondo-Dokumentation *The Hippie Revolt* (USA 1967, Regie: Edgar Beatty).

25 Zit. nach Shapiro, *Shooting Stars*, S. 126.

wären identisch.

Real kann man a priori von zwei Varianten von Rauschbildern ausgehen, von denen nur erstere auch a posteriori am eigenen Leib feststellbar sein wird. Entweder sollen diese Bilder der Zuschauerin *zu zeigen* versuchen, was man nach der Einnahme halluzinogener Substanzen erlebt; ein vergleichsweise bescheidener Anspruch. Oder sie sollen in der Lage sein, die Zuschauerin den Rausch *selbst erleben* zu lassen – eine durch die Bilder evozierte psychedelische Erfahrung, mit dem Medium Film als Drogensurrogat. Dieser Versuch wurde, wie die Filmwissenschaftler Hans-Jürgen Wulff und Patrick Kruse konstatieren, bald aufgegeben: „Mandalas und spirituelle Farbsymboliken der Experimentalfilme wurden vom Mainstreamkino nur teilweise übernommen. Auch unternahm es nicht den Versuch einer Rauschinduktion, sondern beschränkte sich auf die Darstellung von Rauscherlebnissen.“<sup>26</sup>

In der Frühzeit des Kinos wurde dem Medium Film noch ein gefährliches Rauschpotenzial unterstellt, allerdings zumeist in Metaphern, die auf Alkohol verwiesen. „Der Kinorausuch ist genau so echt wie ein Wein- oder Schnapsrausch. In ihm ist das Kino Selbstzweck geworden“, heißt es in Curt Morecks *Sittengeschichte des Kinos* von 1926. „Der Rauschsüchtige geht ins Kino, um sich zu vergessen, um der Sensation irgendeines tätigen Triebes leichter zugänglich zu sein.“<sup>27</sup>

Was von den Verächtern des Mediums als Gefahr beschworen wurde, ist eigentlich ein Versprechen. Im Falle des psychedelischen Filmes ist es ein Versprechen auf Rausch, das er allerdings genau so wenig einlösen kann, wie der pornographische das Versprechen auf Sex. Geübte Konsumentinnen und Konsumenten wissen, dass die Differenz zwischen Rausch und Rauschbild nur mittels Rauschmitteln abgetragen werden kann. Ein signifikantes Beispiel in dieser Hinsicht gibt der Rauschtheoretiker Daniel Kulla in seiner Rezension von Gaspar Noés *Enter The Void* (Frankreich 2009):

„Beim ersten Besuch, nüchtern, sitze ich in der ersten Reihe, wo ich die Füße hochlegen kann und so wenig wie möglich von den anderen im Zuschauerraum mitbekomme. Der DMT-Trip sieht wirklich wie einer aus, kann man sich mal im Kino anschauen, nur fühlt er sich nicht so an. Die metaphorischen und realen Achterbahnfahrten, die dem nervösen Blick eines berauschten Lebenden und dann dem freien und gebundenen Blick eines Geistes folgende Kamera machen mich schwindlig, ich muß manch-

26 Kruse/Wulff, *Psychonauten*, S. 109.

27 Curt Moreck (d.i. Konrad Haemmerling): *Sittengeschichte des Kinos*, Dresden: Aretz 1926, S. 78.

mal wegschauen. (...) Beim zweiten Besuch sitze ich in der zweiten Reihe (...). Auf Acid fühlt sich der DMT-Trip auch so an wie einer, und die Idee, eine 3D-Brille hinzuzuziehen, wird hinfällig.“<sup>28</sup>

Der Rausch entfaltet sich im Inneren des Körpers. Das Filmbild hingegen bleibt ihm äußerlich. Das ist die erste, banale und grundlegende Unterscheidung. Mit ihr verbunden sind zu unterscheidende Formen des affektiven Bezuges. Die Kluft zwischen unmittelbar-körperlicher und medial vermittelter körperlicher Erfahrung kann nur unzureichend und das heißt nur suggestiv überbrückt werden. Die psychedelische Ästhetik ist neben vielem anderen als eine wirkungsmächtige Ästhetik der bestenfalls intensiv gespürten Suggestion beschreibbar – Suggestion von Rausch, von Befreiung, von Transgression. Während all dem bleibt der Zuschauer nüchtern im Sessel oder auf dem Sofa sitzen – berauscht in einem engeren Sinne ist er nur dann, wenn er zuvor selbst nachgeholfen hat.

Dabei findet die psychedelische Ästhetik ihre Wirkungsgrenze in dem mimetischen Vermögen des Zuschauers. Mimesis wird hier verstanden als Vermögen, den affektiven Zustand und die Emotionalität anderer Menschen anhand ihres körperlichen Ausdrucks affektiv nachzuvollziehen. „We derive [the pleasures of the cinema] due to the pre-reflective means by which people respond bodily to the physicality of others“, schreibt der kognitivistische Filmtheoretiker Carl Plantinga.<sup>29</sup>

Etwas sehen oder hören heißt, mit diesem Etwas in Kontakt zu treten<sup>30</sup>, aber dieses Etwas ist – nicht ausschließlich, aber zuallererst – im Falle des narrativen Kinos ein Körper auf der Leinwand. Affektive Mimesis bedingt, dass man als Zuschauer mit den Körpern auf der Leinwand mitempfindet und sich von ihrem Schicksal affektiv betroffen fühlt.<sup>31</sup> Wenn also Paul in *The Trip* seiner Sinnsuche und seinem Glück körperlich und verbal Ausdruck verleiht, ist Paul Newmans Leinwandkörper das Objekt der Zuschauerempathie.

Die durch Mimesis ermöglichte Empathie kann intensiv erlebt werden. Man weiß von Tränen im Kinosaal, die Ausdruck der durch die Körper auf der Leinwand stimulierten Erinnerungen an vergangene Zustände

---

28 Daniel Kulla: „Tokio Love Hotel am Ende und Anfang der Welt“; <https://www.classless.org/2010/10/15/tokio-love-hotel-am-ende-und-anfang-der-welt/>, letzter Aufruf 29.4.2019.

29 Carl Plantinga: *Moving Viewers. American film and the spectator's experience*. Berkeley: University of California Press 2009, S. 129.

30 Vgl. Michael Taussig: *Mimesis und Alterität. Eine eigenwillige Geschichte der Sinne*. Konstanz: Konstanz University Press 2014, S. 32.

31 Affektive Mimesis verwenden wir in Anlehnung an den Begriff *affective mimicry*. Vgl. Plantinga: *Moving Viewers*, S. 114.

der Trauer und an Verlusterfahrungen zumindest sein können. Man weiß von Erregungszuständen, die durch Bilder nackter Körper genauso hervorgerufen werden können wie durch den unmittelbaren Anblick nackter Körper. Man weiß von Angstepfindungen im Kinosaal, die nicht als Furcht erlebt werden – man weiß immer, dass man real nicht bedroht ist –, sondern als Angstlust beschreibbar sind.<sup>32</sup>

Von filminduzierten Rauschzuständen im engeren Sinne jenseits metaphorischer Zuschreibungen („der Film war ein einziger Rausch“ etc.) wissen wir nichts. Das Kino kann anders als die Droge nur eine bestimmte Wahrnehmung und die mit ihr verbundenen Affekte und Intensitäten gleichsam vorschlagen und dann darauf setzen, dass die Zuschauerin diese Affekte und Intensitäten mimetisch mitvollzieht. Es werden aber nie ihre sein in dem Sinne, wie die Affekte und Intensitäten unter Einfluss von psychotropen Substanzen ihre sind, ganz unmittelbar.

Der mimetische Nachvollzug bezieht sich also auf das Äußere der Leinwandkörper, nicht auf ihr Inneres. Der Rausch aber ist ein inneres Erleben. Wie uns auch der Anblick eines Mannes, der aus der Kneipe heraus geschwankt kommt, nicht betrunken machen kann, können auch die inneren Bilder von Paul in *The Trip* nur erzählen, was der Rausch mit ihm macht, aber es uns nicht als Rauscherfahrung selbst spüren lassen. Die „Formen audiovisueller Berausung“ im Erzählkino sind also nach wie vor repräsentative Formen.<sup>33</sup> Das bedeutet, dass es auf einer analytischen Ebene angezeigt ist, die Metapher des Rausches zur Beschreibung von Filmbildern zu vermeiden, auch wenn diese Bilder von Räuschen erzählen.

Die filmische Erfahrung von Rauschbildern ist wie jede andere filmische Erfahrung zusammengesetzt aus Empathie, Sympathie und Aversion gegenüber den Figuren und affektiven Reaktionen, die damit einhergehen; sie ist verbunden mit den Wahrnehmungen der Atmosphären eines Films, die eine bestimmte, von Zuschauerin zu Zuschauer unterschiedliche Stimmung evozieren können. Und sie ermöglicht, auf der Basis all dessen, die intuitive Kopplung mit dem Gesehenen und der eigenen Welterfahrung.

Zu fragen ist also, was der psychedelische Film, der in der einen oder anderen Weise mit der US-Subkultur der 1960er Jahre verbunden ist, erzählt

---

32 Die Filmtheoretikerin Linda Williams hat in einem grundlegenden Aufsatz die entsprechenden Körperflüssigkeiten mit den drei Genres in Verbindung gesetzt, die sie als Körpergenres beschreibt: Tränen für das Melodram, Sperma für die Pornographie, Angstschweiß für den Horrorfilm. Vgl. Linda Williams: „Film Bodies: Gender, Genre, and Excess“ [1991]. In: Barry Keith Grant (Hg.): *Film Genre reader III*. Austin: University of Texas Press 2007, S. 141–159.

33 Vgl. Sonja Kirschall: „Vom Experimentalfilm bis zum ASMR-Video – Formen audiovisueller Berausung“. In: *CINEMA #60 Rausch*. Marburg: Schüren 2015, S. 57-69.

und spürbar machen will, wenn er Räusche in Szene setzt. Das Gesehene kreist im Falle des psychedelischen US-Films signifikant häufig um die Frage nach den individuellen Möglichkeiten drogeninduzierter Befreiung. Und im Falle der folgenden zwei Filme – *Easy Rider* (USA 1969, Regie: Dennis Hopper) und *Fear and Loathing in Las Vegas* (USA 1998, Regie: Terry Gilliam) – um die Frage nach dem Scheitern dieser Befreiung.

## Von den Grenzen der Befreiung erzählen

Es ist auffällig, dass kein Film die Drogenerfahrung als ungebrochen schöne, bereichernde erfasst. Immer kommt in irgendeiner Form die Quittung. Im Falle von *Easy Rider* macht eine unmittelbar repressive Gewalt dem Befreiungsexperiment ein Ende. Zwei Jahre nach der Premiere von *The Trip*, 1969, fanden psychedelische Drogen als Sujet mit diesem Film, in dem Peter Fonda und Dennis Hopper als Drehbuchautoren, Schauspieler und, im Falle Hoppers, als Regisseur involviert waren, Eingang in eine Hollywood-Produktion. Das Bild der Freiheit ist hier das des endlosen Highways, der von den zwei Helden befahren wird. Es wird als dezidiert amerikanisches Versprechen präsentiert: Wyatt (Peter Fonda) und Billy (Dennis Hopper) tragen nicht nur die Namen zweier amerikanischer Westernfiguren, Wyatt Earp und Billy the Kid, und verweisen damit auf die Besiedelungszeit des Landes, in denen noch keine fest etablierten, überregionalen staatlichen Institutionen das Gesetz vorschrieben. Wyatt trägt außerdem den Spitznamen „Captain America“ und das Bild der amerikanischen Flagge auf seinem Helm – der Freiheitssuchende wird so, nicht ohne Ironie, als amerikanischer Superheld codiert.

Wyatt und Billy fahren den Highway entlang, und insbesondere Wyatt bekundet, etwas Verlorengangenes zu suchen, ein Ideal, aber auch eine Art zu leben, die während des Erzählverlaufs als ursprünglich und freiheitlich bestimmt wird. Drogen spielen anders als im psychedelischen Exploitationfilm dieser Zeit nicht die zentrale Rolle, sie sind aber konstant präsent. Die beiden kiffen während der gesamten Erzählung, und gegen Ende des Films nehmen sie gemeinsam mit zwei Frauen LSD. Die Inszenierung des LSD-Trips weicht von den bis dahin etablierten filmischen Inszenierungsformen des psychedelischen Rausches ab und konzentriert sich auf die Freisetzung von verschütteten Erinnerungen und traumatischen Erfahrungen. Damit wird auch Bezug auf Strömungen psychiatrischer, psychoanalytischer und psychotherapeutischer Arbeit jener Zeit genommen, die das Trauma in den Mittelpunkt ihrer therapeutischen Arbeit stellen.<sup>34</sup>

---

34 Siehe dazu u.a. die Revision des Traumabegriffes in der bundesdeutschen Entschädigungspolitik sowohl gegenüber Überlebenden nationalsozialistischer Verfolgung

Die Wirkung des Trips entfaltet sich auf einem offenbar verwaisten Friedhof. Das Gefühl des Meditativen, das noch die frühen psychedelischen Filmexperimente transportierten, wird hier mit filmischen Mitteln zerstört. Die improvisierte Inszenierung Hoppers rückt den traumatischen Aspekt der Selbsterfahrung in den Vordergrund, indem er Fonda ad hoc dazu drängte, vor der Kamera über seine Gefühle gegenüber seiner Mutter zu sprechen, die 1950 Selbstmord begangen hatte.<sup>35</sup> Ton und Bild sind in der Tripsequenz streckenweise asynchron, es entsteht der Eindruck von Inkohärenz. Damit weicht sie auch von den Sequenzen in *The Trip* ab, in denen zwar streckenweise Bilder, die auf Reizüberflutung zielen, zu finden sind, die aber trotzdem den Sinnzusammenhang nie auflösen.

Ob damit die LSD-Sequenz in *Easy Rider* eine „Haupteigenschaft der psychedelischen Erfahrung – den Kontrollverlust, der Strudel der Ereignisse – (...) sinn- und augenfällig evoziert“<sup>36</sup>, sei dahingestellt. In diesem Film läuft jedenfalls das Rauschgeschehen nicht auf eine eindeutig bestimmbare Bedeutung zu, und der Eindruck von Verlorenheit vor allem von Wyatt, der während seines Rausches weint und den eigenen Tod imaginiert, findet ihre Entsprechung auf der formalen Ebene. Die Szene ist bestimmt von irritierenden Jump Cuts, Überbelichtungen, Bilderflackern und einer subjektiven Kamera, die damals, anders als heute, noch nicht konventionalisiert war, und eine dezentrierenden Effekt auf den Zuschauer gehabt haben wird – „es scheint keine narrative Struktur zu geben“, schreiben Wulff und Kruse.<sup>37</sup> Erhalten bleibt aber trotzdem der Eindruck einer existenziellen Erfahrung, der hier über die Assoziation Sex und Tod hergestellt wird, den Erfahrungen, die traditionell als das Eigentliche gelten, das unter den kulturellen Formen und Förmlichkeiten des Sozialen verborgen liegt. Dementsprechend ist auch hier der Rausch Signum des Authentischen. Nur dass das Echte nicht mehr verbunden ist mit schöner Befreiung, sondern mit schmerzhafter Selbsterfahrung, die

---

zur Mitte der 1960er Jahre als auch in der Thematisierung posttraumatischer Störungen bei Soldaten (vgl. u.a. Svenja Goltermann, *Die Gesellschaft der Überlebenden*. München: DVA 2009, S. 273-420); sowie die Popularisierung von Methoden therapeutischer Selbsterfahrung wie der sogenannten Urschrei-Therapie von Arthur Janov (vgl. u.a. Brigitte Lohff, Von der Normalität des Unglücklichseins. Überlegungen zum Phänomen Psychotherapie als Teil des Alltagslebens ab den 1960er Jahren. In: Christine Wolters/Christof Beyer/Brigitte Lohff (Hg.): *Abweichung und Normalität. Psychiatrie in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Deutschen Einheit*. Bielefeld: Transcript, S. 325-356, hier S. 342-344). Janovs' „Primal Scream“ von 1970 fand seinerseits wieder auf anderen Wegen Eingang in die populäre Kultur.

35 So Peter Biskind: *Easy riders, raging bulls. How the sex-drugs-and-rock-'n'-roll generation saved Hollywood*. New York: Schuster & Schuster 1999, S. 64.

36 So Hanske/Sarreiter: *Neues von der anderen Seite*, S. 300.

37 Kruse/Wulff: *Psychonauten*, S. 109.

hier allerdings nicht in klärender Erkenntnis zu münden scheint, sondern undurchdringlich-enigmatisch bleibt.

Die Freiheitssuche scheitert in *Easy Rider* aber nicht an der Verfasstheit der Protagonisten. Sie scheitert an der Welt, in der die Protagonisten leben müssen. Der zeitweilige Mitreisende George (Jack Nicholson) wird von Bewohnern einer „normalen“ Kleinstadt erschlagen. Wyatt und Billy werden von Rednecks erschossen, und damit erzählt der Film von repressiven Instanzen, die der Grund für das Scheitern jeder grundlegenden Veränderung – sei sie individuell oder kollektiv – sein sollen.

In diesem Punkt weicht *Fear and Loathing in Las Vegas* der gut dreißig Jahre später so etwas wie einen radikalen Abgesang auf die Versprechen der *counter culture* der 1960er Jahre darstellt, radikal ab. Der Film beginnt mit einem Zitat, das die Perspektive, die der Film auf die Drogen als Mittel der Befreiung einnimmt, bereits enthält: „Der, so sich zum Tier macht, befreit sich von dem Leid, ein Mensch zu sein“. Dieses Leid ist hier verbunden mit der umfassenden Negativität der Welt, die *Fear and Loathing in Las Vegas* zeigt – Fernsehbilder aus dem Vietnamkrieg, das vor allem grelle, abweisende Stadtbild von Las Vegas, das in den Monologen des Protagonisten Raoul Duke (Johnny Depp) immer wieder abgeklärt-enttäuscht beschworene Scheitern der Hippie-Bewegung. Die Welt der Normalität erscheint als grotesk. Sie wird in diesem Film mittels Hervorhebung von Bilddetails, extremen close-ups auf Gesichter, Kameraperspektiven in extremer Schiefelage, dem häufigen Einsatz der Fischaugenperspektive und Dialogen, die an der Realität der Situation der Sprechenden in mitunter absurder Weise vorbeilaufen, in Szene gesetzt. Die Rauscherfahrung im Film erscheint hier als körperliche und geistige Überforderung, die vor allem anhand des dauerschwitzenden, mit aufgerissenen Augen durch eine grotesk anmutende Realität mäandernden Raoul Duke transportiert wird, dessen Körperkreislauf in Anbetracht seines Konsumverhaltens offenbar ebenso an seine Grenzen zu geraten scheint wie seine mentale Integrität. Im Wechsel von Paranoia, Weltunverständnis und ausgedehnten Blackouts wird dem Zuschauer die Rauscherfahrung im besten Fall als absurd, im schlechtesten als beängstigend präsentiert. Die Rauscherfahrung erscheint als Loslösung von den Kausalitäten, die die Welt verstehbar machen. Der Rausch vollzieht in einer grotesken Szenerie, in der die Körper, mit denen der Zuschauer sich hier affektiv-mimetisch verbindet, immer wieder umfassenden Kontrollverlusten unterworfen sind.

Diese Aspekte machen die Einfühlung des Zuschauers wenig verlockend. Die Filmästhetik transportiert eher die Anmutung einer Karussellfahrt, bei der einem übel wird. Diese hohe visuelle Reizdichte aber lässt den Film nicht zu einem Rauscherlebnis werden: die *Washington Post* verglich *Fear and Loathing in Las Vegas* 1998 mit einer Studentensause, bei der man

gezwungen ist, beim „puking contest“ als (nüchterner) Fahrer dabei zu sein.<sup>38</sup>

Diese Normalität im Exzess zu negieren, erscheint als die einzige Möglichkeit, so etwas wie Autonomie herzustellen. Allerdings waren die Tage, in denen eine Bewusstseinsweiterung durch Psychedelika als revolutionäre gelten konnte, unübersehbar gezählt; eine Diagnose, die sich verdichtet in dem Bild des Hippies (Flea), der auf einer Toilette eines Clubs Raoul LSD vom Arm leckt, nur noch süchtig und damit vielleicht vieles ist, aber in keinem Fall mehr auf dem Weg zu einer wie auch immer genau gearteten Befreiung. Die Droge ist hier nichts mehr, an das man glauben möchte. Allerdings ist sie für Raoul und seinen Mitreisenden Dr. Gonzo (Benicio del Toro) ein Mittel, um so verrückt zu werden, wie es dieser Umgebung angemessen zu sein scheint.

Die meiste Zeit sehen wir die Welt durch die Augen der beiden unter Drogen stehenden Protagonisten – nicht aus der Point-of-View aber so verzerrt, wie sie sie wahrnehmen. Der Rausch ist hier in filmästhetischer Hinsicht die narrative Legitimierung, um das Groteske der Normalität, das sich ansonsten, so erzählt es der Film, eben unter dieser Normalität verbirgt, hervorzukehren. Die Verbildlichung erlaubt es in diesem Fall, dem Zuschauer die Welt des Films als eine zur Kenntlichkeit entstellte Wirklichkeit vor Augen zu führen.

Auch die Vertreter der Repression tauchen auf. Der Journalist Raoul Duke soll über eine Tagung der Bezirksstaatsanwälte von Las Vegas zum Thema „Betäubungsmittel und gefährliche Drogen“ berichten. Mit einem intertextuellen Verweis schlägt der Film die Brücke zu einem Urtext des psychedelischen Films: Er hätte diese Sorte Mensch „in Easy Rider gesehen“, erzählt Duke, aber er „wollte nicht glauben, dass es sie wirklich gibt. [...] Nicht Hunderte davon [...]!“<sup>39</sup>. Ein Verweis, der den Widerspruch zur Idee, die Freiheit werde vor allem durch repressive Instanzen an ihrer mit Drogen beschleunigten Entfaltung behindert, nur schärfer hervortreten lässt. Insbesondere Dr. Gonzo zeigt von Anfang an eine Übergriffigkeit gegenüber Frauen, die sich kurz vor Ende des Films zur Androhung einer Vergewaltigung gegen eine Bedienung in einem Diner (Ellen Barkin) verschärft. Als

---

38 Vgl. Stephen Hunter: „Hunter Thompson’s Worst Trip“. In: The Washington Post (22.5.1998); [https://www.washingtonpost.com/archive/lifestyle/1998/05/22/hunter-thompsons-worst-trip/f6a9b84b-f5aa-431a-b0b3-4f28cbba48e6/?noredirect=on&utm\\_term=.81640028847b](https://www.washingtonpost.com/archive/lifestyle/1998/05/22/hunter-thompsons-worst-trip/f6a9b84b-f5aa-431a-b0b3-4f28cbba48e6/?noredirect=on&utm_term=.81640028847b), letzter Zugriff am 19.4.2019. Stephen Hunter wirft dem Film ebenfalls vor, „zu grotesk für einen emotionalen Zugang“ zu sein.

39 Vgl. Hunter S. Thompson: *Angst und Schrecken in Las Vegas – Eine wilde Reise in das Herz des amerikanischen Traums*. Frankfurt/M.: Zweitausendeins 1977, S.209.

die Bedienung die beiden daraufhin rauszuschmeißen versucht, zückt er ein Messer, bedroht die verängstigte Serviererin mit unterschwelliger Aggressivität und schneidet das Telefonkabel durch, während Duke sichtlich nervös, aber ohne zu protestieren am Tresen sitzenbleibt.

Immer wieder werden die Protagonisten in *Fear and Loathing in Las Vegas* als animalisch gekennzeichnet: zuallererst durch das oben zitierte Motto des Films, später dann auch während der Rauschszenen. Als Duke in einem zerlegten Hotelzimmer erwacht, hat er einen überdimensionierten Echschwanz umgeschnallt. Und Dr. Gonzo gebärdet sich phasenweise im sprichwörtlichen Sinne wie ein Tier – ausschließlich triebgesteuert, amoralisch, impulsiv. Nach dem Ende der Subkultur der sogenannten Love Generation bleibt nur der Exzess ohne Anspruch auf eine persönliche oder gesellschaftliche Utopie.

Sie ist aber nicht nur nicht mehr verbunden mit einer rousseauistisch-utopischen Unzivilisiertheit, sondern treibt hervor, was an Schlechtem gerade mal knapp unter der Oberfläche verborgen liegt. Der Rausch birgt kein Freiheitspotenzial mehr: „Was Leary mit sich selbst in den Abgrund riss, war die zentrale Illusion eines ganzen Lebensstils, den er mit geschaffen hatte“, heißt es *Fear and Loathing in Las Vegas*, nämlich die, dass die positiven Kräfte der Gegenkultur der 1960er Jahre sich von ganz allein durchsetzen würden, indem sie freilegen, was die böse Zivilisation verschüttet hat.<sup>40</sup> Gilliams Film hingegen zeigt, dass das Gewaltpotenzial der den Exzess suchenden Drogenkonsumenten dem Gewaltpotenzial der Normalen in nichts nachsteht, auch wenn es eine andere Form gefunden hat. Die Erfahrung des Scheiterns des Befreiungsversuches in *Fear and Loathing* erzählt der Film als ein Scheitern nicht an der Gewalt der anderen, sondern als ein Scheitern an sich selbst. Der Rausch bringt hier schlicht nur noch eine andere Form der Kaputtheit hervor.

## Der Rausch ohne Bewegung

Es ist auffällig, dass – von den oben genannten LSD-Exploitation-Filmen abgesehen – tatsächlich kein Drogenfilm es bei einer Inszenierung schöner, bewusstseinsweiternder Rausche belässt; wenn er diese Rausche nicht gleich als bestenfalls ambivalente Erfahrungen inszeniert. In dieser Hinsicht sind *Easy Rider* und *Fear and Loathing in Las Vegas* exemplarisch: Das Faszinosum, das die Bilder der inneren Entgrenzung eben immer auch bedeuten, wird eingeholt durch die repressive Unterbindung (*Easy Rider*) oder das Misstrauen gegenüber dem, was die Droge aus den Menschen her-

---

40 Vgl. Thompson: *Angst und Schrecken in Las Vegas*, S. 266.

vorholt (*Fear and Loathing in Las Vegas*). Nämlich ein nur noch das eigene, unter Einfluss der Droge reichlich diffus gewordene Begehren. Diese Zurücknahme dessen, was die Filme am Rausch als wenn auch nicht immer schön, so doch als bedeutsam und wichtig spürbar werden lassen, ist vor allem narrativen Notwendigkeiten geschuldet. Ein durchweg als schön verbildlichter Rausch kann keinen guten Plot ergeben. Eine ideologiekritisch verschärfte Einschätzung des Befunds lautet, dass es offenbar keine Bilder einer geglückten Revolte geben darf; sei es eine Revolte gegen sich selbst, als der, der man momentan ist und nicht mehr sein will, oder als Revolte gegen die Welt, in der man lebt.

Diese Tendenz verschärft sich in den Drogenfilmen seit den 1980er Jahren, also in der Zeit, in der die Versprechen auf Bewusstseinsweiterung bereits weitgehend zu Grabe getragen worden waren. Auch in *Altered States* (USA 1980, Regie: Ken Russell) läuft das Drogenexperiment auf eine Tierwerdung hinaus. Der Wissenschaftler Eddie Jessup (William Hurt) experimentiert mit einem Isolationstank. In einer der ersten Szenen wird ostentativ seine Distanz zu dem hippiesken Freundeskreis seines Kollegen betont. Jessup definiert sich als nüchterner, aber gleichwohl obsessiver Wissenschaftler, dem es um eine Art metaphysische Grundlagenforschung geht. Das Ziel seiner Forschungen soll sein, so etwas wie einen ursprünglichen, präzivilisatorischen Zustand zu erreichen. *Altered States* zeigt ausgiebig die Isolationstank-Experimente Jessups und ein mexikanisches Ayahuasca-Ritual, dem er sich unterzieht. Die visuell nach wie vor beeindruckenden Trip-Sequenzen zielen auf die visuelle Überwältigung des Zuschauers und vermeiden jeden Humor.

Im dritten Akt gelingt die Transformation, und Jessup verwandelt sich im Tank in einen Affenmenschen, der aus dem Labor ausreißt und Tiere im Zoo reißt. Diese Tierwerdung vollzieht sich nicht in Abgrenzung zu einer als repressiv gedachten gesellschaftlichen Normalität, sondern ist ausschließlich verbunden mit dem Individuum Jessup und seiner ganz eigenen Geschichte, mit einem ganz eigenen Familiendrama und einer mit ihm verbundenen, ganz eigenen Glaubenskrise. *Altered States* verbleibt in den etablierten Koordinaten einer Mad-Scientist-Geschichte, deren Protagonist sich an den Naturgesetzen vergeht und für diese Übertretung bestraft wird. Am Ende erleidet Jessup immer wieder unvermittelte Rückfälle und löst sich in seiner menschlichen Gestalt auf.

Der Körper des Protagonisten, der im Rausch schmerzhaft transformiert wird, ist ein einzelner Körper: Er ist nicht mehr Teil eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, sondern Austragungsort einer als durch und durch subjektiv gekennzeichneten existenziellen Krise. Im bildgewaltigen Horror der körperlichen Auflösung, den Ken Russell in grellen Farben und Stress evozierendem Sounddesign inszeniert, ist Jessup am Ende vollstän-

dig zum Opfer der drogeninduzierten, kaum kontrollierten Eigendynamik des eigenen Leibes unterworfen.<sup>41</sup> Unter der Haut von Jessup pulsiert es, die Extremitäten verzerren sich. Der Drogenrausch wird – im Endresultat – als negative Auflösung des Selbst gezeigt; auch wenn in den letzten Sekunden des Films die Liebe als rettende Kraft herhalten muss, die Jessup zurück in die Wirklichkeit holt.

Dass die Rauschzustände in zeitgenössischen Drogenfilmen ohne den positiven oder überhaupt einen Bezug auf eine subkulturelle Bewegung oder ähnliches auskommen, ist keine Ausnahme. Die Frage nach den befreienden Potenzialen der Droge, nach der Befreiung von was auch immer außer dem eigenen Leidensdruck wird gar nicht erst gestellt, und das liegt auch daran, dass sie zur jeweiligen Produktionszeit bereits anachronistisch erschien.

Es bleibt die Behauptung eines radikal individualisierten spirituellen Potenzials (z.B. *Altered States*) oder die Behauptung eines gleichfalls radikal individualisierten Eskapismus (z.B. *Trainspotting*, *Requiem for a Dream*, in denen es nur um die Beschaffung und den Konsum von Heroin geht, LSD spielt keine Rolle mehr). Das Scheitern an der Gesellschaft wird als eigentliche Gefahr dargestellt, die psychische Auflösung oder Lockerung erscheint nur mehr als Fragmentierung. Man kann die Filme aber auch kritischer lesen: Das Problem ist nicht primär die Droge, das Problem ist die Vereinzelung. Immer geht es in diesen Filmen auch um Menschen, die keinen Kontakt zueinander finden, die einander emotional nicht oder nicht mehr berühren können. Das gilt für die Mutter-Sohn-Beziehung in *Requiem*, die korrumpierbaren Freundschaften in *Trainspotting*, die Inszenierung eines familiären Traumas in *Easy Rider* oder die unkalkulierbare Gewalttätigkeit des Anwalts Dr. Gonzo in *Fear and Loathing in Las Vegas*. Die Droge schafft in diesen Filmen oftmals nur Linderung in einer Welt, die eigentlich nicht auszuhalten ist. Ob man darin einen adäquaten Blick oder einen Erkenntnisverlust sieht, hängt vor allem von den eigenen politischen Präferenzen ab.

Insofern bleibt in der Gegenwart auch der Aspekt der Linderung übrig, der die Sichtweise auf LSD auf das zurückführt, wozu es eigentlich vermarktet wurde: als psychotherapeutisches bzw. psychiatrisches Medikament,

---

41 In diesen Sequenzen schließt *Altered States* an den *body horror* der Filme David Cronenbergs und anderer Horrorregisseure der 1980er Jahre an, die mit vorher tricktechnisch schlicht nicht möglichen Bildern die drastische Verzerrung und Destruktion der Leiber ihrer Figuren in Szene setzten. Cronenbergs Rauschfilm *Naked Lunch* (USA 1991) entzieht sich in gewisser Weise der hier vorgeschlagenen Lesart des psychedelischen Kinos und wäre einen eigenen Text wehrt.

das unter fachlicher Kontrolle und Dosierung angewendet bei bestimmten Indikationen – so beispielsweise Depressionen bei terminal erkrankten Krebspatienten – Anwendung finden kann. Das Überschießende, Unkontrollierte und Exzessive, das der Substanz allein schon wegen seiner ausnehmend hohen Potenz anhaftet, hat hier keinen Platz. So konzentrieren sich die Rausch-Inszenierungen im populären Kinofilm der Gegenwart auf die Karikatur des exzessiven Konsums aller möglichen anderen Substanzen (*The Wolf of Wall Street*, USA 2013) oder auf die Inszenierung nostalgischer Wärme der Bewusstseinsweiterung innerhalb einer längst untergegangenen Subkultur (*Taking Woodstock*, USA 2009).

Eine Ausnahme bildet Gaspar Noés *Enter the Void*, dessen psychedelische Rauschbilder aus der subjektiven Perspektive des Protagonisten gefilmt sind. Aber auch hier ist der Rausch – wie etwa in *The Wolf of Wall Street* – radikal auf den Berauschten begrenzt. Ein Verweis auf eine irgendwie als subversiv oder auch nur erweiternde Potenzialität bleibt aus. Ein gleichsam autistischer Bilderstrom: Der Protagonist erlebt in einer Art postmortalem Flashback zentrale Stationen seines Lebens, das sich in der Essenz um die Liebe zur Schwester dreht und in einer finalen Inzestphantasie kulminiert. Das Universum ist die Familie und jedwede Transgression, die der Film zeigt, berührt soziale Welten, die über den familiären Kosmos hinausgehen, nicht einmal im Ansatz. Man sieht in diesem Film sozusagen nichts von der Welt außer ihrer Hässlichkeit, aber man erhält zumindest den Eindruck, dass sie von vereinzelt Monaden bevölkert zu sein scheint, die sozial und familiär entwurzelt, auf der notwendig endlosen Suche nach extremen Erlebnissen in ihr unterwegs sind.

Das Menetekel des Wahnsinns, das der Einnahme von LSD als Psychomimetikum von Beginn an anhaftete und zeitweise seine Entsprechung unter anderem im populären Diskurs durch den Acid-Freak fand, der im Glauben fliegen zu können vom Dach springt, wird in aktuellen Thematisierungen der Substanz durch die medizinische Kontrolle und – im Falle des privaten Konsums – durch die Selbstkontrolle der „Mikrodosierung“ in Schach gehalten. Die in den 1960ern subkulturell ausgestellte, gesellschaftliche Unproduktivität psychedelischer „Erleuchtung“ wird bei letzterem gegenwärtig als Mittel der selbstoptimierenden Produktivitätssteigerung nach dem Motto „LSD statt Kaffee“ thematisiert.<sup>42</sup> Jede Zeit hat die Droge, die ihrer Kultur entspricht, gleichsam als Leitsubstanz. Und auf den Leinwänden und Bildschirmen finden sich zwar keine Bilder der me-

---

42 Hannes Schrader: „LSD statt Kaffee“. In: *Zeit Campus* (22.12.2016); <https://www.zeit.de/campus/2016-12/drogen-bsd-trend-gefahren-microdosing>, letzter Aufruf 29.4.2019.

dial nicht zu reproduzierenden Wirklichkeit der Rauscherfahrung. Aber es finden sich immerhin Bilder und Erzählungen von den Hoffnungen und antizipierten Gefahren, die mit der Möglichkeit des psychedelischen Rausches einhergingen.

---

*Christof Beyer, Kontakt: christofbeyer(at)gmx.de, Kulturwissenschaftler. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Therapeutische Praxis der Erwachsenen-, Kinder- und Jugendpsychiatrie in BRD und DDR, Radikale Psychiatriekritik in Europa, „Visual History“ und Bilder der Psychiatrie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Strafverfolgung und Reintegration von Täter\*innen der NS-Psychiatrie in der BRD.*

*Wissenschaftlicher Mitarbeiter in zwei Forschungsprojekten zu den Themen Leid und Unrecht in Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Kinder- und Jugendpsychiatrie in BRD und DDR (Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, Universität Heidelberg) und zu Medikamentenversuchen in Einrichtungen der Behindertenhilfe sowie in den Erwachsenen-, Kinder- und Jugendpsychiatrien Schleswig-Holsteins (Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung, Universität zu Lübeck).*

*Dr. Benjamin Moldenhauer, be\_mo(at)uni-bremen.de. Arbeitsgebiete: Filmgeschichte, Filmtheorie, Film und Gewalt. Schreibt regelmäßig für Spiegel online, taz, Neues Deutschland und das Filmmagazin ray. Publikationen: Somatische Empathie und Genrekritik im Horrorfilm. The Cabin in the Woods (2012) und Peeping Tom (1960). In: Heinz-Peter Preußner (Hg.): Sinnlichkeit und Sinn im Kino. Zur Interdependenz von Körperlichkeit und Textualität in der Filmrezeption. Marburg: Schüren 2015 und „Die Konstanz der Welt ist dahin. Der drastische Horrorfilm.“ In: Angela Fabris / Jörg Helbig / Arno Rußegger (Hg.): Horror-Kultfilme. Marburg: Schüren 2017. Seine Monografie Ästhetik des Drastischen. Welterfahrung und Gewalt im Horrorfilm (Berlin: Bertz + Fischer) erschien 2017 in der zweiten Auflage.*

## **Fitness für die Arbeit**

### **Zum Zusammenhang von Sport, Arbeit und Gemeinschaft im Nationalsozialismus. oder: Deutsche Positionen beim Kongress »Arbeit und Freude« in Rom 1938**

Nikolas Lelle

*English abstract: »Fitness for Work«. To the relationship of sports, labour and community in national socialism. Or: German positions at the conference »Labour and Joy« in Rome 1938. The article investigates the ideological connection between labour and sports in national socialism. It reconstructs and analyses the speeches of the German delegation at the so-called world conference on "Labour and Joy" that took place in 1938 in Rome. There, Sports and leisure time were a central topic even though the title doesn't suggest that. The purpose of that paper is to understand the national socialist position on sports and labour at the time. Sport played a double role: it was meant to educate for work and to experience the national community. In going back to Hitler's ideas of "German work", the article explains the connection of sports, labour and community in four dimensions: 1. service: the idea that "German work" must be a service for the nation community, 2. fitness: the health of the body as obligation for the national comrade, 3. fight as the natural mode of life and 4. the team as the instrument to experience the national community through sports. The outcome therefore is that the national socialist position on sports and labour is not just a historical topic but a political challenge in the rise of the New Right.*

## **Institutionen, Imperative und Geschichten der Arbeit**

Sport und Freizeit scheinen zusammenzugehören. Theodor W. Adorno verhandelt den Komplex Sport deshalb in einem kurzen, „Freizeit“ betitelten Text, dem der Titel dieses Aufsatzes entnommen wurde. Intuitiv wird Sport mit Hobbys assoziiert. Die Rede davon, dass jemand sein Hobby zum Beruf gemacht hat, zeigt, dass das selbst für den sogenannten Leistungssport gilt. Auch die Kommerzialisierung und Professionalisierung von sportlichen Groß-Events sind hierfür eher Beleg, denn Gegenargument.

Denn insbesondere die harsche Kritik an diesen Tendenzen, beispielsweise im Profi-Fußball, zeigt, dass sie als störend und untypisch empfunden werden. Sport wird damit eher zu dem Teil der Tageszeit gerechnet, der mit Arbeit auf den ersten Blick nicht viel zu tun hat, sondern vielmehr Zeit ist, in der Menschen selbst bestimmen, was sie tun möchten.

Die Trennung von Freizeit und Arbeit selbst ist allerdings ein spezifisch modernes Phänomen<sup>1</sup>, eines, das gerade im Neoliberalismus immer mehr verschwindet. Nach Jahrzehnten der Kritik an dieser Scheidung von Freizeit und Arbeit ist freilich bekannt, dass auch die Freizeit eine Funktion erfüllt und den Arbeitenden (auch) zur Reproduktion ihrer Arbeitskraft dient. Das zum Titel erhobene Zitat von Adorno, auf das zurückzukommen ist, deutet den Zusammenhang von Sport, Freizeit und Arbeit bereits an. Im sich seit den 1970er Jahren durchsetzenden Postfordismus werden an die Subjekte Imperative der Selbstoptimierung gestellt, die eine\_n auffordern stets an sich zu arbeiten, was die Sorge um den eigenen Körper miteinschließt. Die Benennung dieser Subjektform als „unternehmerisches Selbst“<sup>2</sup> entspricht diesen Imperativen. Die Menschen sollen Unternehmer\_innen ihrer Selbst werden, nicht nur während des Arbeitens. Selbst der Sport in der Freizeit, der Amateur\_innensport, unterliegt Logiken von Arbeit.

Die Imperative der Arbeit haben eine lange Tradition, die spätestens mit der Durchsetzung der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft beginnt. Wo die Arbeitskraft zur wertschaffenden Substanz wird, wird die Aufforderung sich um sie zu kümmern und zu sorgen zur Notwendigkeit. Die Geschichte der Arbeit ist daher immer auch eine Geschichte von Körpern<sup>3</sup> und sie ist zugleich die Geschichte der Nationwerdung, des *nation building*. Nicht zufällig ist die erste Turnbewegung in Deutschland unter Friedrich Ludwig Jahn eine nationalistische.<sup>4</sup>

Die Geschichte der Arbeit, die Karl Marx in seiner Kritik der politischen Ökonomie historisch wie logisch auf den Begriff zu bringen versuchte, kann in konkreten Geschichten beschrieben werden. Denn die Durchsetzung der Arbeitsgesellschaft gestaltet sich in England anders als in

---

1 Vgl. Andrea Komlosy, *Arbeit: Eine globalhistorische Perspektive; 13. bis 21. Jahrhundert*, Wien, 2014, S. 7.

2 Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt, M, 2007.

3 Michel Foucault hat den Blick auf dieses eigentümliche Einschreiben in Körper gerichtet. Vgl. etwa Michel Foucault, *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main, 2014.

4 Vgl. Udo Merkel, *The Politics of Physical Culture and German Nationalism*, in: *German Politics & Society* 21 (2003) 2, S. 69–96.

Deutschland, in den Vereinigten Staaten von Amerika anders als in Israel oder Brasilien. So lassen sich unterschiedliche, wenn auch miteinander verwandte Geschichten der Arbeit schreiben, die verschiedene – wenn auch wiederum verwandte – Imperative an die Arbeitenden ausbilden. Die deutsche Geschichte der Arbeit bildete im 19. Jahrhundert ein Ideologem aus, das fortan von einer Geschichte ‚deutscher Arbeit‘ sprechen lässt.<sup>5</sup>

Diese Geschichte ‚deutscher Arbeit‘ hat ihren Höhepunkt im Nationalsozialismus und muss heute davon ausgehend verstanden werden. Hier entäußert sich ein Wesen dieser Geschichte, das, wenn auch nicht zwingend, so doch notwendig im Begriff ‚deutscher Arbeit‘ angelegt war. Dieser wird zu einem wesentlichen Element der nationalsozialistischen Weltanschauung und seine Imperative und Normen sind wirkmächtig für Bereiche, die auf den ersten Blick mit Arbeit gar nichts zu tun haben. Das ist die theoretische Voraussetzung dafür, dass eine Beschäftigung mit scheinbar abseitigen Aspekten des Nationalsozialismus, wie seines Bezugs auf Sport, immer wieder zurückführt zu Arbeit und Volksgemeinschaft, denn die Praxis ‚deutscher Arbeit‘ schreibt sich auch in die Art ein, wie auf den Körper Bezug genommen wird.

Dieser Aufsatz versucht dem ideologischen Konnex von Arbeit und Sport im Nationalsozialismus auf die Spur zu kommen. Hierzu soll der Blick auf einen wenig beachteten Kongress gerichtet werden, der vor 71 Jahren in Rom stattfand. Der sogenannte Weltkongress, der unter der organisatorischen Schirmherrschaft von *Opera Nazionale Dopolavoro*, der italienischen Freizeitorganisation und dem Vorbild von *Kraft durch Freude*, ausgeführt wurde, stellt eine Momentaufnahme „im Zuge der ‚Zweiten Revolution‘ des Jahres 1938“<sup>6</sup> dar und kann als deutsche Selbstverständigung gelesen werden. Das Verhältnis von Nationalsozialismus und italienischem Faschismus soll hierbei nicht im Fokus stehen,<sup>7</sup> sondern vielmehr die Frage, welche Selbstverständigung die deutsche Seite vollzog und welche Rückschlüsse sich daraus ziehen lassen. Über das Verhältnis von Arbeit, Sport und Gemeinschaft soll deshalb ein anderer Zugang

---

5 Vgl. Felix Axster/ Nikolas Lelle (Hrsg.), »Deutsche Arbeit«: Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild, Göttingen, 2018; Vgl. Holger Schatz/Andrea Woeldike, Freiheit und Wahn deutscher Arbeit: Zur historischen Aktualität einer folgenreichen antisemitischen Projektion, Hamburg, 2001.

6 Frank Becker, Den Sport gestalten: Carl Diems Leben (1882-1962). Band 3: NS-Zeit, Duisburg, 2009, S. 166.

7 Für eine detaillierte Auseinandersetzung mit diesem bilateralen Verhältnis und seinen Spannungen: Vgl. Daniela Liebscher, Freude und Arbeit: zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes, Köln, 2009.

gewählt werden, der versucht, Elemente der nationalsozialistischen Weltanschauung zu bestimmen. Denn Sport, so die These, hatte eine doppelte Funktion, sollte einerseits der Erziehung und Einübung ‚deutscher Arbeit‘ und andererseits der Erfahrbarmachung der Volksgemeinschaft dienen.

Die Reden auf dem Weltkongress sowie Artikel der nationalsozialistischen Zeitschriften „das neue Protokoll“<sup>8</sup> und „Freude und Arbeit“<sup>9</sup> sollen als Quellen genutzt werden, um Aufschluss über dieses ideologische Dreieck geben zu können. Versucht wird insbesondere über die Funktion des Sports die Begriffe Arbeit und Gemeinschaft von einer scheinbar abseitigen Richtung zu beleuchten. Hierzu wird durch eine Rekonstruktion des Kontextes des Kongresses „Arbeit und Freude“ und einer Analyse der drei zentralen deutschen Redebeiträge die Grundlage gelegt für den dann folgenden systematisierenden Versuch, die Zusammenhänge von Sport, Arbeit und Gemeinschaft im Nationalsozialismus zu beschreiben, die durch die Begriffe Dienst, Gesundheit, Kampf und Mannschaft expliziert werden.

Der Aufsatz verfährt ideologiekritisch und fokussiert sich auf Analyse und Kritik von Texten. Das bedeutet einen – vielleicht schmerzlichen – Verzicht auf den Blick auf Sportpraktiken, um zu zeigen wie diese ganz konkret ins Verhältnis zu Arbeit gesetzt wurde.<sup>10</sup> Das kann hier nicht geleistet werden. Zugleich bringt dieses Verfahren mit sich, dass die nationalsozialistischen Ausführungen passagenweise ausgiebig zitiert und rekonstruiert werden müssen. Denn nur am Material kann die Kritik geführt werden.<sup>11</sup> Das Wissen über den Nationalsozialismus und seine Ideologie ist die Bedingung für die Erkenntnis von aktuellen Nachfolgern.

## **Sport im ‚Dritten Reich‘**

Für den Nationalsozialismus, seinem Wesen und Anspruch nach ein totalitäres Projekt, insofern er versucht, ganzheitlich in alle Aspekte des Lebens einzugreifen und „keine Reservate“<sup>12</sup> duldet, gilt umso mehr,

---

8 Vgl. ebenda, S. 595.

9 Walter Kiehl, Aufgabe und Ziel der Zeitschrift „Freude und Arbeit“, Rom, 1938.

10 Ganz ähnlich verfährt übrigens Michael Hau: *Performance Anxiety. Sport and Work in Germany from the Empire to Nazism*, Toronto 2017.

11 Auf das Problem, dass eine solche Rekonstruktion den Ideen der Rechten Platz einräumt, wird auch in der Beschäftigung mit aktuellen Erscheinungen rechter Bewegungen reflektiert. Vgl. Andreas Speit, *Bürgerliche Scharfmacher: Deutschlands neue rechte Mitte - von AfD bis Pegida*, Zürich, 2016, 1st ed., S. 20.

12 Hajo Bernett, *Der Weg des Sports in die nationalsozialistische Diktatur: Die Entstehung des Deutschen (Nationalsozialistischen) Reichsbundes für Leibesübungen*,

dass die „Freizeit [...] stets im Dienste der Arbeit, der Gesellschaft, der Politik [stand]. Sie hatte zuallererst der Regeneration der Arbeitskraft aller ‚Schaffenden‘ zu dienen und ihre Leistungsbereitschaft zu erhöhen. Darüber hinaus verfolgte Freizeitgestaltung das Ziel, die Arbeiter in die ‚Volksgemeinschaft‘ zu integrieren, also das Regime zu stabilisieren.“<sup>13</sup> Aus diesem Grund wurden bereits 1933 Institutionen geschaffen, die Einfluss auf die Freizeitgestaltung der Bevölkerung nahmen und dabei eine solche ermöglichten, die für viele vorher nicht möglich war. Die von Wolfhard Buchholz geäußerte Erkenntnis, dass eine Beschäftigung mit der Art, wie der Nationalsozialismus „die Freizeit des Menschen gestaltend organisierte“, unmittelbar auf die NS-Sozialpolitik und die NS-Arbeiterpolitik, ja geradezu auf die „Kernbereiche der nationalsozialistischen Weltanschauung“ verweist, bewahrt auch in diesem Fall seine Geltung.<sup>14</sup> Eine totalitäre Weltanschauung wie der Nationalsozialismus bezieht ihre jeweiligen Elemente konfiguratив aufeinander. Dies führt dazu, dass eine Beschäftigung mit der Stellung von Sport und körperlicher Ertüchtigung auch einen Zugang zu Vorstellungen von ‚deutscher Arbeit‘, vom gesunden Körper und dem Wesen der imaginierten Gemeinschaft liefern kann.

Zugleich ist es hier, wie in vielen anderen Bereichen des nationalsozialistischen Alltags und seiner Organisationen, bisweilen schwer von *der* nationalsozialistischen Einstellung zum Sport zu sprechen. Viele verschiedene Akteur\_innen und Institutionen versuchten im ‚Dritten Reich‘ Einfluss auf die Stellung des Sports in der Gesellschaft zu nehmen. Dies geschah teils in Konkurrenz zueinander. Es kann dennoch, so meine ich, aus ideologiekritischer Perspektive verdeutlicht werden, welche Rolle Sport und körperliche Ertüchtigung im Allgemeinen in der nationalsozialistischen Weltanschauung spielten. Wie konsistent diese sich in den jeweiligen Alltag, die zu treffenden Entscheidungen und die unmittelbaren Angebote übersetzte, muss schließlich am konkreten Fall gezeigt werden.

Es stellt sich außerdem die Frage nach der nationalsozialistischen Spezifik. Hans Joachim Teichler verwies in einem Aufsatz Ende der 1990er Jahre darauf, dass sich „mit Ausnahme des militanten Antisemitismus im Denkgebäude des bürgerlichen Sports der Weimarer Republik sämtliche Versatzstücke nachweisen [lassen], die der Nationalsozialismus in seiner

---

Schorndorf, 1983, S. 5.

13 Peter Reichel, *Der schöne Schein des Dritten Reiches: Faszination und Gewalt des Faschismus*, München, 1991, S. 244.

14 Wolfhard Buchholz, *Die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“: Freizeitgestaltung und Arbeiterschaft im Dritten Reich*, München, 1976.

eklektischen Lehre bündelte.“<sup>15</sup> Dieser Antisemitismus prägte auch die Institutionen des Sports. Das heißt Sport- und Turnvereine wurden „judenrein“ gemacht. Jüdinnen und Juden wurden ausgeschlossen. Und das mit einer Geschwindigkeit, die, angesichts der Olympischen Spiele in Berlin, politisch als zu rasant erschien.<sup>16</sup> Die eigentliche Besonderheit, so meine These, besteht jedoch neben dieser zentralen Stellung des Antisemitismus in der konfigurativen Art, in der der Nationalsozialismus alle diese Versatzstücke zueinander stellt. Die Bedeutung von Arbeit und Sport kann so beispielsweise nur über den eigentümlichen Bezug zur Volksgemeinschaft verstanden werden.

Die zwei großen Hauptakteur\_innen in Bezug auf Sport waren das *Amt für körperliche Ertüchtigung und Sport der NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude* (KdF) und der *Nationalsozialistische Reichsbund für Leibesübungen* (NS-RL). Beide spielten in dem im Folgenden untersuchten Kongress „Arbeit und Freude“ eine zentrale Rolle.

Interessanterweise war das Amt, welches die Freizeit organisierte und koordinierte, die *NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude* (KdF), der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF) unterstellt, der sogenannten „Volks- und Leistungsgemeinschaft aller schaffenden Deutschen“<sup>17</sup>. Die Verbindung von Arbeit, Freizeit und Volksgemeinschaft fand also unmittelbar institutionellen Ausdruck; und zwar genau in der „Mammutorganisation“<sup>18</sup>, deren Führung „zu den aggressivsten antisemitischen Scharfmachern [gehörte] und [...] ihre Organisation dafür ein[setzte], dass Juden auch im gesellschaftlichen Raum systematisch entrechtet wurden.“<sup>19</sup> Auch ideologisch wurde der Zusammenhang wie selbstverständlich ausgesprochen. So ist es kein Zufall, dass in einem 1939 geschriebenen Artikel der Zeitschrift „Freude und Arbeit“, in dem es um die „stolze Arbeitstradition der Stadt Chemnitz“ geht, auch von der Notwendigkeit von Leibeserziehung und

---

15 Hans Joachim Teichler, Sport unter der Herrschaft der Ideologie - Sport im Nationalsozialismus, in: Irene Diekmann/Joachim H. Teichler (Hrsg.), *Körper, Kultur und Ideologie. Sport und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert*, Bodenheim b. Mainz 1997, S. 98–118, hier S. 101.

16 Vgl. Lorenz Pfeiffer, „... unser Verein ist judenfrei“ – Die Rolle der deutschen Turn- und Sportbewegung in dem politischen und gesellschaftlichen Wandlungsprozess nach dem 30. Januar 1933., in: *Historical Social Research / Historische Sozialforschung* (2007) 32, S. 92–109.

17 Rüdiger Hachtmann, *Das Wirtschaftsimperium der Deutschen Arbeitsfront 1933–1945*, Göttingen, 2012, 546f.

18 Harald Focke/Uwe Reimer, *Alltag unterm Hakenkreuz: Ein aufklärendes Lesebuch*, Reinbek bei Hamburg, 1994, S. 143.

19 Hachtmann, *Das Wirtschaftsimperium der Deutschen Arbeitsfront 1933–1945*, 16f.

Sportangeboten in der Stadt gesprochen wird.<sup>20</sup>

Freizeit und Arbeitswelt verwiesen im Nationalsozialismus aufeinander: Die *Deutsche Arbeitsfront* „deutete Freizeit [...] als Teil einer industriellen Arbeitswelt, in der Leistung und körperliche Aktivität in erster Linie dem Aufbau einer wehrhaften Volksgemeinschaft zu dienen hatten.“<sup>21</sup> Wobei diese Wehrhaftmachung nicht allein in Bezug auf den später angefangenen Weltkrieg zu lesen ist: Leben bedeutet dem Nationalsozialismus Kampf. Die Kriegsschlacht ist nur ein Ausdruck dieses Kampfs, deren andere Front die ‚Arbeitsschlacht‘ ist. Sport schien den Nationalsozialisten geradezu wesensverwandt mit Arbeit zu sein: „Und ganz gewiß ist das industrialisierte Spiel mit seinem Training, ‚Sport‘ genannt, echte nackte Arbeit und durchaus *wahlverwandt* jener Industriearbeit, die sich im Stahl und Zementgehäuse unserer großen Fabriken bewegt.“<sup>22</sup>

Die intensive historiographische Auseinandersetzung mit der *NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude* bezieht sich auf deren Organisation von Urlauben. Doch diese „Gemeinschaft“, genauer das sogenannte Sportamt, kümmerte sich auch um Sport und fokussierte sich dabei vor allem auf „sportliche Analphabeten“<sup>23</sup>, also Menschen, die sich bislang kaum oder nicht sportlich betätigten. Die Schwerpunkte lagen zu anfangs in Sportkursen und Sporturlauben, ab 1936 dann auch im Betriebssport.<sup>24</sup> Auch wenn dadurch Wettbewerbe zwischen den Betrieben eingeführt wurden, so bestand die Aufgabe „nicht in Rekordleistungen, sondern in der allgemeinen körperlichen Ertüchtigung“.<sup>25</sup> Laut Erlass verpflichtete KdF Jugendliche in Betrieben zu zwei Stunden Leibesübungen pro Woche und führte eine wöchentliche Betriebssportstunde ein.<sup>26</sup>

Ein konkurrierendes Projekt war der *Nationalsozialistische Reichsbund für Leibesübungen* (NSRL) unter Hans von Tschammer und Osten, der 1934 –

20 Vgl. unbekannt, Eine stolze Arbeitstradition ist in der Geschichte der Stadt Chemnitz verankert: Chemnitz, im Mai 1939, in: *Freude und Arbeit* 4 (1939) 4, S. 105–109.

21 Liebscher, *Freude und Arbeit: zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes*, S. 315.

22 Heinz Marr, *Die Industriearbeit: (Das Fabrikssystem)*, in: Karl Pepler (Hrsg.), *Die Deutsche Arbeitskunde*, Berlin 1940, S. 115–138, hier S. 117 Hervorhebungen, wenn nicht anders vermerkt, im Original.

23 Anatol von Hübbenet, *Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“: Aufbau und Arbeit*. mit einem Geleitwort von Reichsamtsleiter Dr. Bodo Lafferentz, Berlin, 1939, S. 43.

24 ebenda, S. 44.; Vgl. auch Jan Kleinmanns, *Betriebssport in der Zeit des Nationalsozialismus: Alltagsgeschichtliche Aspekte betrieblicher Gesundheitsförderung vor dem Zweiten Weltkrieg*, in: Frank Becker/Ralf Schäfer (Hrsg.), *Sport und Nationalsozialismus*, Göttingen 2016, S. 67–84.

25 ebenda, S. 44.

26 Vgl. ebenda, 44f..

zuerst unter dem Namen *Deutscher Reichsbund für Leibesübung* – gegründet wurde. Hervorgegangen aus den verbotenen oder sich selbst auflösenden Verbänden und Vereinen, die in der Weimarer Republik im Dachverband *Deutscher Reichsausschuss* organisiert waren, knüpfte diese Institution damit an die freien Sportvereine bürgerlicher wie proletarischer Verfassung in der Weimarer Republik an und schaltete sie gleich. Ihre Aufgabe lag im sogenannten Freizeitsport. Der NSRL konkurrierte mit der DAF um die Vormachtstellung und die Frage, welche der beiden Organisationen die Leibeserziehung zur Hauptaufgabe hat.<sup>27</sup>

Betriebssport und Freizeitsport verweisen ideologisch aufeinander. Sie sind Ausdrücke der Bedeutung, die körperliche Ertüchtigung in der nationalsozialistischen Gemeinschaft haben soll. Dies ausgeführt, ist es nicht mehr verwunderlich, dass sich auf einem Kongress mit dem Titel *Arbeit und Freude* wesentliche Reden um Sport und körperliche Ertüchtigung drehten.

## Der Kongress „Arbeit und Freude“

Der Kongress „Arbeit und Freude“ war der dritte Weltkongress dieser Art. Im Sommer 1938 trafen sich in Rom 62 ausländische Delegationen unter der Schirmherrschaft von *Opera Nazionale Dopolavoro*.<sup>28</sup>

Der erste Kongress fand bereits 1932 in Los Angeles statt, parallel zu den Olympischen Spielen und somit noch vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten.<sup>29</sup> Der Zweite tagte 1936 in Hamburg, gleichzeitig zur Austragung der Olympischen Spiele in Berlin, unter dem Titel „Freizeit und Erholung“; den Vorsitz hatte Robert Ley inne, der Leiter der *Deutschen Arbeitsfront*.<sup>30</sup> Zum Abschluss des Kongresses wurde das *Internationale Zentralbüro Freude und Arbeit*<sup>31</sup> gegründet, ein dem Genfer Völkerbund und

---

27 Vgl. Bernett, *Der Weg des Sports in die nationalsozialistische Diktatur*, 95f.

28 Vgl. unbekannt, *Der Weltkongress „Arbeit und Freude“ und die Rahmenveranstaltungen*, in: *Freude und Arbeit* 3 (1938) 7, S. 6–15, hier S. 11; Vgl. anonym, *Die Kommissionsentschliessungen des „Weltkongresses Arbeit und Freude“ in Rom 1938*, in: *Freude und Arbeit* 3 (1938) 8, S. 32–33.

29 Zur nationalsozialistischen Kritik an diesem Kongress und den Olympischen Spielen in Los Angeles vgl. Teichler, *Sport unter der Herrschaft der Ideologie - Sport im Nationalsozialismus*, 104f.

30 Vgl. Shelley Baranowski, *Strength through Joy: Consumerism and Mass Tourism in the Third Reich*, Cambridge, U.K., New York, 2004, 62f.

31 „Following the 1936 congress, Ley created a permanent mechanism for assuring Germany’s prominence as a leisure promoter, the Berlin-based International Central Bureau of Joy and Work.“ ebenda, S. 63.

der „Genf-nahen internationalen Freizeitbewegung“<sup>32</sup> entgegengesetztes Projekt, das versuchte, die faschistische bzw. nationalsozialistische Sozialpolitik zu fördern und im Ausland bekannt zu machen; wobei die Spannungen zwischen den deutschen und italienischen Kräften immer größer wurden.<sup>33</sup> Das Büro ist als inter-nationales Projekt im wörtlichen Sinne zu verstehen: „Wir sehen deshalb in der Arbeit des ‚Internationalen Zentralbüros Freude und Arbeit‘ *keine neue Internationale*, keine Gewerkschaftsbewegung mit schematischen Statuten und Satzungen, sondern wir wünschen und hoffen, daß über dieses ‚Internationale Zentralbüro Freude und Arbeit‘ die Erfolge der Völker auf sozialpolitischem Gebiete ausgetauscht werden.“<sup>34</sup> Austausch sollten sich vor allem diejenigen Staaten, die auf einem ähnlichen, nämlich faschistischen Weg waren – auch wenn nicht unerwähnt bleiben soll, dass Ley persönlich in einem Interview mit dem *Evening Standard* britische Gewerkschafter zu einem Treffen in Hamburg einlud, also zumindest propagandistisch Offenheit suggerierte.<sup>35</sup> Real entsprach dem allerdings eine deutsche Vormachtstellung: „Tatsächlich blieb das Internationale Zentralbüro eine Einrichtung allein der Arbeitsfront; das Adjektiv ‚international‘ bezog sich auf das Ziel, die NS-Sozialpolitik als Muster einer neuen internationalen Sozialpolitik zu verankern.“<sup>36</sup>

Im Licht dieser Feststellung muss auch der Kongress „Arbeit und Freude“ bewertet werden und so verwundert es nicht, dass man bei diesem Weltkongress – fast – unter sich war; anwesend waren zuallererst Länder, die der „Achse“ nahestanden. Das ist, neben dem repräsentativen und öffentlichen Charakter, sicherlich ein Grund, warum Antisemitismus und Rassismus in den Reden der deutschen Delegation nicht explizit sichtbar sind. Der Kongress war als Selbstverständigung und Austauschplattform unter erhoffter deutscher Vorherrschaft und italienischer Schirmherrschaft gedacht. Der Ausschluss der imaginiert Anderen ist hier vorausgesetzt. Der Fokus wird ins Innere der Gemeinschaft gelegt.

Bei dem Kongress ging es auch, so drückte es der Chef der NSDAP-Landesgruppe Italien, Erwin Ettl, aus, „um die Entscheidung der Führung in der Bewegung der Freizeitgestaltung“.<sup>37</sup> Er geriet zum

---

32 Liebscher, Freude und Arbeit: Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes, S. 593.

33 Vgl. ebenda, 15ff., 509ff..

34 Robert Ley, Sozialpolitische Weltschau: Der neuen Zeitschrift zum Geleit, in: Das neue Protokoll 1 (1938) 1, S. 3–5, hier S. 4.

35 Vgl. Liebscher, Freude und Arbeit: Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes, S. 594.

36 ebenda, S. 601.

37 ebenda, S. 590.

Kräftemessen zwischen dem „Internationalen Zentralbüro und den faschistischen Veranstaltern“<sup>38</sup> und diene in dem Sinne, euphemistisch formuliert, „einem zwischenstaatlichen Erfahrungsaustausch über die Fragen der Freizeitgestaltung.“<sup>39</sup> Dieser Fährte nachgegangen zu sein und sich die Veränderungen im bilateralen Verhältnis anzuschauen ist das Verdienst von Daniela Liebscher.<sup>40</sup> Für die Zwecke dieses Aufsatzes ist ein anderer Punkt von zentraler Bedeutung: Hier soll es um die Stellung von Sport und körperlicher Leibesertüchtigung in der Präsentation der deutschen Delegation gehen, um infolgedessen das Verhältnis von Sport, Arbeit und Gemeinschaft in der nationalsozialistischen Weltanschauung bestimmen zu können.

### Das Programm

Der Kongress<sup>41</sup> fand vom 26. Juni bis 3. Juli 1938 statt, jedoch waren nur die ersten vier Tage Sitzungstage. Diese begannen sonntags mit der Eröffnungszeremonie während welcher der sogenannte Gouverneur von Rom und die Präsidenten der drei Weltkongresse redeten: Town Kirby, Vertreter des amerikanischen olympischen Komitees und Präsident des ersten Kongresses, Robert Ley, der Präsident des zweiten Kongresses, und Achille Starace, der Italien vertretende Präsident des gerade eröffneten Kongres-

---

38 ebenda, 590f.

39 Tschammer und Osten, Hans von, Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, hier S. 3.

40 Vgl. Liebscher, Freude und Arbeit: Zur internationalen Freizeit- und Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes; Über den Weltkongress „Arbeit und Freude“ geht es in diesem als Standardwerk zu bezeichnenden Buch allerdings nur, um Spannungen im bilateralen Verhältnis herauszuarbeiten. Dieser Aufsatz versucht dazu ergänzend in die ideologische Tiefe des Kongresses einzusteigen und das dort präsentierte nationalsozialistische Gedankengebäude jenseits seiner Funktion für die zwischenstaatlichen Beziehungen zu begreifen.

41 Die Liste der Delegationen und Teilnehmer\_innen ist in gedruckter Form erschienen; ebenso eine Bibliografie, die vom Zentralbüro „Freude und Arbeit“ 1938 anlässlich des Kongresses zusammengestellt und herausgegeben wurde und auf über 300 Seiten Monographien und Aufsätze aus fünf Ländern zum Thema des Kongresses versammelt sowie das Programm des Kongresses. Vgl. Opera Nazionale Dopolavoro (Hrsg.), Programma dei Lavori per il Congresso mondiale „Lavoro e Gioia“: Roma 1938 - XVI, Milano, 1938; anonym, Freude und Arbeit: bibliographische Materialien; zum 3. Weltkongress „Arbeit und Freude“ in Rom, 1938, Berlin, 1938, Als Manuskript gedruckt; anonym, Elenco Generale dei Delegati Governativi e dei Partecipanti al Congresso Mondiale „Lavoro e Gioia“: Roma 1938 - XVI, 1938.

ses.<sup>42</sup> Bezeichnenderweise gab es in den folgenden Tagen nur noch genau einen einzigen amerikanischen Redner, sodass eine amerikanische Position im Rest des Kongresses fehlte. Town Kirby scheint wie eine Altlast noch mitgeschleppt worden zu sein.

Am zweiten und dritten Tag fand dann die eigentliche inhaltliche Arbeit statt. Am Tag nach der Eröffnung tagten elf Kommissionen zu Themen rund um „Arbeit und Freude“. In jeder einzelnen Kommission sprachen mehrere deutsche Vertreter\_innen<sup>43</sup>. Überhaupt ist es auffällig, dass die Sprechenden aus Deutschland und Italien überrepräsentiert waren. Von besonderem Interesse für meine Fragen sind Kommission 1, „Entwicklung und Formen der Bewegung ‚Arbeit und Freude‘“, und Kommission 5, „Sport und Körperertüchtigung“.<sup>44</sup>

Der dritte Tag schließlich stellte den Höhepunkt dar. Im sogenannten Forum Mussolini tagten alle Delegationen, um den fünfzehn, ausschließlich männlichen Hauptrednern zuzuhören. Darunter befanden sich drei Deutsche: Claus Selzner, Hauptamtsleiter der NSDAP, Hans von Tschammer und Osten, der Reichssportführer, und Bodo Lafferentz, Reichsamtsleiter der „NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude“.<sup>45</sup>

Der letzte Sitzungstag diente zur Verabschiedung und Verlesung der Beschlüsse.<sup>46</sup> Die restlichen Tage wurden von *Opera Nazionale Dopolavoro* genutzt, um die Delegationen durch Italien zu begleiten und Musterprojekte vorzustellen. Besonders hervorgehoben wird in einem Bericht über den Kongress und sein Rahmenprogramm das „X. Turn- und Leichtathletiktreffen für Männer und das II. Reichsturntreffen für Frauen“, welche „das Ansehen, die körperliche und geistige Tüchtigkeit des faschistischen Arbeiters hervorzuheben“<sup>47</sup> vermochten – der ideologische Konnex zwischen Arbeit

---

42 Vgl. Opera Nazionale Dopolavoro, Programma dei Lavori per il Congresso mondiale „Lavoro e Gioia“, S. 9.

43 Tatsächlich war die übergroße Mehrheit der deutschen Redner\_innen auf diesem Kongress Männer. Bezeichnenderweise einzig zum Thema „‚Arbeit und Freude‘ im Leben der Frau“ und in der Kommission zur Erziehung der Jugend sprachen Frauen, allesamt Vertreterinnen des DAF Frauenamts, des BdM oder des Hilfswerkes „Mutter und Kind“. Vgl. Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“: Rom 1938 - XVI, Berlin, 1938.

44 Für einen Überblick über die deutschen Beiträge vgl. ebenda; für einen generelleren Überblick über die Redner\_innen in den Kommissionen vgl. Opera Nazionale Dopolavoro, Programma dei Lavori per il Congresso mondiale „Lavoro e Gioia“, 17f.

45 Vgl. Opera Nazionale Dopolavoro, Programma dei Lavori per il Congresso mondiale „Lavoro e Gioia“, S. 10.

46 Vgl. ebenda, S. 11.

47 unbekannt, Der Weltkongress „Arbeit und Freude“ und die Rahmenveranstaltungen,

und Sport ausgedrückt in seiner Reinform.

### Die deutschen Positionen beim Kongress

Bodo Lafferentz referiert im Forum Mussolini unter dem Titel „Reisen von Volk zu Volk als Beitrag zur gegenseitigen Verständigung“<sup>48</sup> und betont die Anstrengungen, die auf italienischer wie deutscher Seite an „sozialistischer Aufbauarbeit“ und „zur Befriedung unseres Volkes“ unternommen wurden.<sup>49</sup> Nach wenigen, sehr programmatischen Aussagen, wird die Rede zum Bericht über das Geleistete. „Zum erstenmal (sic) erlebt“, so Lafferentz, „jetzt die Welt in größtem Maßstabe die Sorge um den schaffenden Menschen“<sup>50</sup>, denn zum ersten Mal kümmere sich die Gesellschaft um die Organisierung der Freizeit, die Garant für die Freude im Leben sei. Diese Freude sei „der stärkste Motor für große Leistungen“.<sup>51</sup> Der KdF-Leiter beschwört ein *Wir*, „Wir Deutschen“, welches das Leben, „so, wie es ist“, bejaht: „Wir packen es [das Leben, NL] an und gestalten es nach unserem Wollen und nach unseren Kräften. Nur ein Ziel kennen wir dabei, das ist die Gerechtigkeit gegenüber *allen* unseren Volksgenossen, das ist unser deutscher Sozialismus!“<sup>52</sup> Gerechtigkeit aber auch *nur* gegenüber sogenannten Volksgenossen, ist zu ergänzen. Die Implikation drängt sich auf, die Schattenseite der Forderung ist kaum zu übersehen. Und Volksgenosse, das entschied die NSDAP bereits in ihrem Programm von 1920, können keine Jüdinnen und Juden sein.<sup>53</sup> Analog ist die Rede vom „gute[n], echte[n] Volk“<sup>54</sup>, das sich überall verstehe, zu lesen. Lafferentz beschreibt mit diesen Worten die Auslandsreisen von KdF nach Italien und Portugal und ordnet die positiven Berichte der Urlauber\_innen so ein, dass sich bei diesen Fahrten „gutes, echtes Volk“ treffe. Im folgenden Teil der Rede wendet sich der KdF-Leiter der neu geschaffenen Sorge um den „schaffenden Menschen“ zu und berichtet von den neuen und altbewährten Programmen, die „Kraft durch Freude“ verwirklicht habe. Der harmlos wirkende kurze Text kann auf den zweiten Blick enttarnt werden. Das gesetzte Wir, das be-

---

S. 7.

48 Bodo Lafferentz, Reisen von Volk zu Volk als Beitrag zur gegenseitigen Verständigung, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 1–6.

49 ebenda, S. 3.

50 ebenda, S. 3.

51 ebenda, S. 3.

52 ebenda, S. 3.

53 Vgl. NSDAP, Parteiprogramm der NSDAP vom 25.2.1920, in: Wilhelm Mommsen (Hrsg.), Deutsche Parteiprogramme, München 1960.

54 Lafferentz, Reisen von Volk zu Volk als Beitrag zur gegenseitigen Verständigung, S. 6.

schwören derer, denen „unsere Arbeit“ gilt, die vielen Einschlüsse, verbergen nur scheinbar den vorausgesetzten Ausschluss von Jüdinnen und Juden sowie politischer Gegner – umso mehr, wenn man sich den Zeitpunkt der Rede, Juni 1938, vor Augen führt.

Claus Selzners Rede setzt tiefer an und versucht den Hintergrund dieser „neuen Sorge um den schaffenden Menschen“ zu beleuchten, denn diese begründe sich auf der vom Nationalsozialismus neu geschaffenen Gemeinschaft. Der NSDAP-Hauptamtsleiter beginnt mit der Feststellung, dass „Klassenstreit und, aus ihm kommend, Klassenhass [...] das nationale Arbeitsleben“<sup>55</sup> erheblich stören würden. Diese Erkenntnis hätten „wir Deutschen [...] gesucht und gefunden“<sup>56</sup>, wobei sich die Entwicklung folgendermaßen vollzogen habe: Die Deutschen hätten erkannt, dass sie „*einem* Schicksal verhaftet [seien], und zwar einem *deutschen Schicksal*“.<sup>57</sup> Die dadurch geschaffene Schicksalsgemeinschaft zwingt zu „nationaler Solidarität“<sup>58</sup> und damit zur Volksgemeinschaft. Doch dieselbe könne nur in einer Leistungsgemeinschaft praktisch werden, deren „taktische Einheiten“<sup>59</sup> die Betriebsgemeinschaften seien.

Dieses sperrige und grobe Narrativ, auf den ersten Blick ein Sammelsurium an Gemeinschaftsformen<sup>60</sup>, ist keineswegs eine Erfindung Selzners, sondern findet sich in ähnlicher Form bereits in einer von Hitler 1920 gehaltenen Rede, auf die noch zurückzukommen sein wird.<sup>61</sup> Selzner

---

55 Claus Selzner, Deutschlands neue Arbeitsordnung: Idee und Gestalt der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, hier S. 3.

56 ebenda, S. 3.

57 ebenda, S. 3.

58 ebenda, S. 3.

59 ebenda, S. 3.

60 In einer Rede, die Selzner 1935 vor einer Handelshochschule hielt und in der er die Deutsche Arbeitsfront vorstellte, verwies er bereits pointiert auf das Verhältnis dieser Gemeinschaften zueinander: „Jegliche Arbeit hat der Sicherheit des deutschen Volkes zu dienen. Dient die nationale Arbeit nicht der Sicherheit des deutschen Volkes, dann erlebt dieses Volk über kurz oder lang ein böses Schicksal. [...] Die Tatgemeinschaft oder Leistungsgemeinschaft ist also das praktische Ergebnis aus erkannter Schicksals- und bekennender Volksgemeinschaft. [...] Schicksalsgemeinschaft, Volksgemeinschaft, Leistungsgemeinschaft, Betriebsgemeinschaft, die gehören zusammen, eine Gemeinschaft ist die Voraussetzung zu anderen.“ Claus Selzner, Die Deutsche Arbeitsfront, in: F. Schmidt (Hrsg.), Die Handels-Hochschule. Ein Lehrgang der Wirtschafts-Hochschule, Berlin, Wien 1935, 2. Aufl., S. 1–28, hier S. 4.

61 Vgl. Reginald H. Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus: dokumentiert und eingeleitet von Reginald H. Phelps, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 16 (1968) 4, S. 390–420.

nutzt dieses Narrativ hier, um die Organisation „Kraft durch Freude“ zu begründen: „*Schicksalsgemeinschaft* brachte uns unsere *gläubige, kämpferische Arbeiterpartei, Volksgemeinschaft* gab uns *hoffendes Arbeitertum, Leistungsgemeinschaft* schuf *notwendende Arbeitsschlacht, Betriebsgemeinschaft* erzeugte *vertrauende Arbeitsfront*.“<sup>62</sup> Und letztgenannte wiederum ist auch der Name der Dachorganisation, der die Anstrengungen zur Organisierung der Freizeit unterstellt sind. Selzner betont die Nähe von Freizeit und Arbeit explizit; stärker noch: für sein hier präsentiertes Konstrukt gehören die beiden Seiten notwendig zusammen.

Das Ziel des Nationalsozialismus sei es, „den deutschen Menschen“ dreifach zu stärken: „im seelischen Erleben, im geistigen Wissen und in seiner körperlichen Tüchtigkeit.“<sup>63</sup> Hierzu „begannen [wir] mit der Steigerung der seelischen Kräfte durch die Gemeinschaftserlebnisse, erschlossen jedem Wissenshungrigen die geistigen Werte und stählten den Körper durch Sport und Ausgleichsgymnastik.“<sup>64</sup> Die Stärkung „des deutschen Menschen“ wird in dieser Präsentation also ganz wesentlich geleistet über den Sport. Das Ideologem einer deutschen ‚Arbeitsschlacht‘ setzt sich in Vorstellungen vom gesunden Körper um.

Hans von Tschammer und Osten, der sogenannte Reichssportführer und damit Vorsitzender des *Nationalsozialistischen Reichsbundes für Leibesübungen*, knüpft an die Vorredner an und umreißt in seinem Vortrag die zentrale Stellung des „deutschen Sports“ für die nationalsozialistische Weltanschauung und das Gelingen des Dritten Reichs. Er richtete den Blick auf die Freizeit der Menschen und deren Gestaltung und begann seinen Beitrag mit der als Provokation eingeführten These, Sport sei der „*wichtigste Faktor der Freizeitgestaltung überhaupt*“.<sup>65</sup> die er im Folgenden explizieren wolle. Die Leibesübungen seien „*weder ausschließlich eine Sache des Vergnügens oder der Erholung, noch der Kultur, noch der politischen Zielsetzung, sondern sie dienen jedem der vorangenannten Ziele zugleich*“.<sup>66</sup> Dass Leibesübungen gesund seien, bedürfe keiner Explikation, ebenso wenig, dass sie Erholung verschaffen. Auch, dass Menschen Vergnügen an ihnen hätten, bezweifle niemand, denn es gebe eine „*tief im Menschen von ewig her schlummernde Freude am Kampf und ritterlichen Kräftemessen*“.<sup>67</sup>

---

62 Selzner, Deutschlands neue Arbeitsordnung, S. 4.

63 ebenda, S. 5.

64 ebenda, S. 5.

65 Tschammer und Osten, Hans von, Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland, S. 3.

66 ebenda, S. 4.

67 ebenda, S. 4.

Die Anstrengung, diese These zu belegen, liege bei der Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Politik. Die Befürchtung, dass durch Sport die Kultur herabgedrückt werde, dass „die Theater leer seien“<sup>68</sup>, sei grundfalsch. In dieser Passage geht es Tschammer darum, den Begriff der „echten Kultur“ einzuführen, die sich gegen „geistreiche Schwächlinge, degenerierte Gefühlsästheten und höchst private Privatleute“ richte, die das Schlagwort vom kulturlosen Sport erst geprägt hätten.<sup>69</sup> Es gebe einen ganz einfachen Gedanken, der beweise, dass Kultur und Sport zusammengehören: Geist und Seele brauchen ein „Gefäß, um überhaupt wirken zu können“, „so können ein *strahlender Geist und eine weite Seele im allgemeinen und auf die Dauer nur in einem gesunden Körper lebendig bleiben*“.<sup>70</sup> Durch das Faktum der Fortpflanzung werde das Argument endgültig evident: „Ein *körperlich* verkrüppelter Nachwuchs wird niemals in der Masse *Träger einer edlen Volksseele und eines blühenden Geisteslebens sein können*. Indem der menschliche Körper durch *Leibesübungen* fähig gemacht wird, ein *brauchbares Erbgut des Geistes und der Seele zu sein*, geschieht mehr für die Kultur der Menschheit, als der geistreiche Aberwitz dekadenter Literaten oder Künstler zusammengenommen jemals für die Kultur der Menschheit hat leisten können.“<sup>71</sup>

Eine Stärkung des Körpers, Ziel und Aufgabe von Sport, bewirke also eine höhere Kultur und besseres Erbgut. In einer Rede, die von Tschammer und Osten 1935 vor Medizinern über die „Jugendpflege durch Leibesübungen“ hielt, wird er deutlicher: „Wir begnügen uns nicht mit der Ausmerzung und der bloßen Verhinderung der körperlichen und geistigen Fehler, sondern wir sollen positiv die Jugend in ihrem Reiche führen, d.h. nach oben führen, so daß sie schließlich als vollwertige Männer und Frauen im Staat leben und dienen können.“<sup>72</sup> Die Stärkung der Eingeschlossenen verweist hier explizit auf die „Ausmerzung“ der „Fehler“ Anderer – zu denken ist hier nicht zuletzt an die Zwangssterilisationen im Dritten Reich.<sup>73</sup> Zugleich wird das Ziel der Stärkung deutlicher ausgesprochen. Befähigt werden sollen die Menschen dazu, dem Staat zu dienen.

Darauf verweist auch das Verhältnis von Sport und Politik. Letztere sei

---

68 ebenda, S. 5.

69 ebenda, S. 5

70 ebenda, S. 5.

71 ebenda, 5f.; Auf den im Zitat enthaltenen Antiintellektualismus, selbst ein Element des Antisemitismus, soll nur aufmerksam gemacht werden.

72 Tschammer und Osten, Hans von, Jugendpflege durch Leibesübungen, Leipzig, 1935, S. 7.

73 Vgl. Astrid Ley, Zwangssterilisation und Ärzteschaft: Hintergründe und Ziele ärztlichen Handelns 1934 - 1945. Zugl.: Erlangen-Nürnberg, Univ., Diss., 2003, Frankfurt am Main, 2004.

„Lebensbehauptung“ und behaupten könnten sich nur starke Menschen: „Körperliche Schwächlinge sind kein Fundament für einen starken Staat. Durch *Leibesübungen* wird *der einzelne Mensch erkräftigt*, sin summa *also die Volkskraft unendlich vermehrt*. Volkskraft aber setzt sich um in *Schaffenskraft, Kulturkraft, Wehrkraft*.“<sup>74</sup> Mit diesen knappen Behauptungen versucht Tschammer die Relevanz von Sport für Politik zu begründen. Es bleibt unklar, ob sich hier überhaupt sinnvoll von zwei Argumenten sprechen lässt oder nicht vielmehr besser von zwei Varianten desselben. Auf jeden Fall spielen Stärke und Gesundheit des Körpers, die durch Sport erreicht werden sollen, gleichermaßen eine wesentliche Rolle für Kultur wie für Politik, und damit – in der nationalsozialistischen Weltanschauung gedacht – auch für Nutzen und Wohl der Volksgemeinschaft.

## Hitlers Gründungsrede der nationalsozialistischen Arbeitsauffassung

Das Narrativ von der deutschen Schicksalsgemeinschaft, welches Selzner referierte, etablierte Adolf Hitler in einer seiner frühesten Reden, die er 1920 im Münchner Hofbräuhaus-Festsaal unter dem Titel „Warum wir Antisemiten sind?“ hielt.<sup>75</sup> In dieser viel diskutierten Rede entwickelte Hitler „die Argumente für seinen Antisemitismus [...] direkt aus dem Arbeitsbegriff. Die deutsche Arbeit bildete für ihn das Bollwerk gegen den jüdisch-materialistischen Geschäftsgeist.“<sup>76</sup> Die Rede steht paradigmatisch für den nationalsozialistischen Antisemitismus, den Moishe Postone analysiert.<sup>77</sup> Zentral ist für diesen, dass Jüdinnen und Juden als „*Personifikation* der unfaßbaren, zerstörerischen, unendlich mächtigen, internationalen Herrschaft des Kapitals“<sup>78</sup> erscheinen und damit den Gegensatz bilden zum arbeitenden deutschen Volk. Hitlers Rede soll hier nur kurz angeführt werden, um auf den Zusammenhang von Arbeit und Gemeinschaft im Nationalsozialismus aufmerksam zu machen.

Hitler konstruiert in ihr die Geschichte einer „nordischen Rasse“, die, um

---

74 Tschammer und Osten, Hans von, *Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland*, S. 6.

75 Vgl. Phelps, *Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus.*, S. 390.

76 Frank Trommler, *Die Nationalisierung der Arbeit*, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hrsg.), *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Königstein/Ts 1979, S. 102–125, hier S. 105.

77 Vgl. Moishe Postone, *Nationalsozialismus und Antisemitismus: Ein theoretischer Versuch*, in: Dan Diner (Hrsg.), *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt am Main 1988, Orig.-Ausg, S. 242–254.

78 ebenda, S. 251.

der widrigen Naturumstände zu trotzen, zusammenhalten musste und dabei drei Errungenschaften ausbildete. Dabei verweist er auf dieselben ideologischen Elemente wie in den zuvor untersuchten Reden:

„Diese drei Errungenschaften: das erkannte Prinzip *der Arbeit als Pflicht*, die Notwendigkeit, nicht nur für den Einzelnen und aus Egoismus, sondern zum Bestande dieser ganzen, wenn auch oft nur ganz kleinen Masse von Menschen, dieser kleinen Sippen, zweitens die unbedingte körperliche Gesundheit und dadurch die geistige normale Gesundheit, und drittens das tief-innerliche Seelenleben hat diesen nordischen Rassen die Möglichkeit gegeben, staatenbildend über die übrige Welt zu ziehen.“<sup>79</sup>

Hitlers Vorstellung nach, mussten diese Menschen zusammenhalten – ganz im Gegensatz zu den „Rassen“ des Südens –, um zu überleben, sodass Arbeit zu einer sozialen Kategorie wurde, die zwischen den Individuen vermittelt. Die Menschen würden nicht um ihrer selbst willen arbeiten, sondern um die Gemeinschaft zu erhalten und zusammenzuhalten. Arbeit wird also als Dienst an der Volksgemeinschaft verstanden.<sup>80</sup> Das Zusammenhalten habe zu gesunden, starken Menschen geführt, die die Fähigkeit entwickelten, Staaten zu gründen. Dieser besonderen Fähigkeit wegen, die durch das „Prinzip der Arbeit“ entstanden sei, müsse Arbeit weiterhin als „sittlich-moralische[s] Pflichtgefühl“<sup>81</sup> der Gemeinschaft gegenüber empfunden und gelebt werden. Arbeit, körperliche Gesundheit und innerliches Seelenleben seien also gemeinsam die Grundlagen dafür, einen Staat zu begründen, und diese Fähigkeiten haben Hitler zufolge diejenigen, die auf eine gemeinnützige Weise Arbeit ausführen, die Deutschen.

In der Rede ist das imaginierte ganz Andere „der Jude“, der jüdische Nicht-Arbeit ausführt, die er nur um seiner selbst willen tue. Die als Gegenrasse imaginierten Jüdinnen und Juden würden auch die Reinheit der Deutschen bekämpfen, was zu einer „Senkung des Rassenniveaus“<sup>82</sup> und zur „körperlichen Enttötigung“<sup>83</sup> führen würde, was wiederum unmittelbar Auswirkungen auf die ‚deutsche Arbeit‘ habe. Durch die Beseitigung alles „[K]rafterzeugend[en], [M]uskelstählend[en]“ würde nämlich zugleich für das deutsche Volk die Möglichkeit beseitigt, „Schädlinge an der Volksgemeinschaft nicht unter sich zu dulden, sondern unter Umständen mit dem

79 Vgl. Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus., 401f.

80 Vgl. Marc Buggeln/Michael Wildt, Arbeit im Nationalsozialismus (Einleitung), in: dies., Arbeit im Nationalsozialismus, München, S. IX–XXXVII, XV.

81 Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus., S. 401.

82 Vgl. ebenda, S. 411.

83 Vgl. ebenda, S. 411.

Tode zu bestrafen“.<sup>84</sup> Hitler resümiert: „Der Jude [zerstört] nach diesen drei großen Gesichtspunkten den Staat, daß er die staatenbildende und erhaltende Kraft unterminiert, die sittliche Auffassung der Arbeit, die nationale Reinheit eines Volks und sein inneres Seelenleben.“<sup>85</sup> Dieser antisemitische Wahn sieht also die zentrale Gefahr im „Juden“, der die Grundlage des Staates, nämlich die „sittliche Auffassung der Arbeit“, zerstöre.

Es führt ein Weg von Hitlers Beschreibung des nationalsozialistischen Arbeitsbegriffs ins Stammlager von Auschwitz, wo diejenigen die Devise „Arbeit macht frei“ lesen mussten, die zur „Vernichtung durch Arbeit“ bestimmt waren. Die Arbeitsbegriffe widersprechen sich nur scheinbar. Arbeit sollte diejenigen vernichten, denen angedichtet wurde, dass sie ihnen wesensfremd sei, wie etwa Jüdinnen und Juden. Deutsche dagegen sollte sie adeln, wie das Motto des Reichsarbeitsdienst lautete.<sup>86</sup>

Die Rede von der Stärkung des deutschen Körpers, die von den Rednern auf dem Kongress betont wurde, kann als Teil der antisemitischen Weltanschauung begriffen werden. Dass sie den Antisemitismus nicht explizit machen, hat mindestens zwei, zusammenhängende Gründe: zum einen richten die Reden den Blick ins Innere der durch Ausschluss homogenisierten Volksgemeinschaft. Dieser Ausschluss bleibt aber dethematisiert. Zum anderen finden sie vor internationalem, wenngleich verbündetem Publikum statt. Der Antisemitismus ist für den Nationalsozialismus zwar zentral, das gilt durchaus aber nicht für alle Faschismen. Das Aussparen könnte also auch strategische Gründe gehabt haben.

Durch die Kontextualisierung der Reden mit Hitlers Ausführungen zum Thema wird der harmlos wirkende Fokus auf Sport, dessen eine Funktion in der Stärkung besteht, in seinem politischen Kontext lesbar. Für den Sport im Nationalsozialismus gilt insgesamt, was Anatol von Hübbenet 1939 als Aufgabe für die „NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude“ mit nationalsozialistischer Rhetorik formulierte: „durch eine sinnvolle Gestaltung der Arbeitszeit und der Freizeit die seelischen und körperlichen Kräfte der werktätigen Menschen zu stärken und das Schöne und die Freude zum stolzen Gemeinschaftserlebnis zu gestalten.“<sup>87</sup> Zwei Aufgaben ergeben sich also: Erziehung zur Arbeit und Erfahrbarmachung der Volksgemeinschaft.

---

84 Vgl. ebenda, S. 412.

85 Vgl. ebenda, S. 414.

86 Für eine ausführliche Untersuchung zum Zusammenhang von nationalsozialistischem Arbeitsbegriff und der KZ-Devise vgl. Wolfgang Brückner, „Arbeit macht frei“: Herkunft und Hintergrund der KZ-Devise, Opladen, 1998.

87 Hübbenet, Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, S. 5.

## Sport, Arbeit und Gemeinschaft

An diesem Punkt des Textes mag die eingangs formulierte Intuition, Sport habe mit Arbeit nicht viel zu tun, bereits verfliegen sein. Es handelt sich hierbei selbstverständlich um eine Alltagsannahme, eine allgemeine Assoziation,<sup>88</sup> die zwar bereits widerlegt wurde, aber als Assoziation durchaus fortbesteht.<sup>89</sup> Bero Rigauer hat den Zusammenhang von Sport und Arbeit bereits Ende der 1960er Jahre systematisch untersucht.<sup>90</sup> In der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus drängt dieser sich geradezu auf. Denn die „Sportgeschichte des Nationalsozialismus“ ist mit der „Geschichte von Arbeit und Freizeit“ aufs engste verbunden<sup>91</sup>. Michael Hau hat jüngst eine Untersuchung des Leistungsbegriffs und von Formen von Leistungssteigerung im ‚Dritten Reich‘ vorgelegt und kann Traditionslinien bis ins 19. Jahrhundert nachweisen. Leistung sollte wesentlich durch Sport gesteigert werden. Der Nationalsozialismus zeigt sich hier als Radikalisierung des Konnex von Leistung, Sport und Arbeit.<sup>92</sup>

Nach der Beschäftigung mit dem Kongress „Arbeit und Freude“ werden Bestimmungen von Sport im ‚Dritten Reich‘ sichtbar, die in dem Zweck der Leistungssteigerung nicht unmittelbar aufgehen. Sport und Leibesertüchtigungen haben im Nationalsozialismus den Zweck der Erziehung zur Arbeit und der Erfahrbarmachung der Volksgemeinschaft. Schuster proklamierte auf dem Kongress: „Erst der Nationalsozialismus brachte in Deutschland die richtige Erkenntnis, daß es sich bei der Formung des Arbeitsverhältnisses und Einrichtung des Lebens der Masse der Schaffenden nicht um eine primär wirtschaftliche Angelegenheit, sondern

---

88 Vgl. Frank Becker/Ralf Schäfer, Einleitung, in: ders., Die Spiele gehen weiter. Profile und Perspektiven der Sportgeschichte, Frankfurt, New York, S. 9–23, hier S. 19.

89 Ob die Annahme, Sport und Arbeit hätten nichts miteinander zu tun, überhaupt jemals zutraf, kann zumindest bezweifelt werden, liegt hier aber nicht im Fokus der Debatte. Sport ist von jeher in Herrschaftsverhältnisse eingebunden und kultureller Ausdruck. Damit ist er nicht Zweck an sich, sondern Mittel für anderes. In den meisten Fällen ist der Zweck nicht – oder zumindest nicht nur – dass es der dem Sporttreibenden besser geht oder Freude bereitet bzw. das wird wiederum selbst als Mittel begriffen und politisch aufgeladen. Der „Faktor Freude“ verweist außerdem in der Moderne auf Arbeit. Sabine Donauer, Faktor Freude: Wie die Wirtschaft Arbeitsgefühle erzeugt, Hamburg, 2015. Die Arbeitsfreude wurde sogar als spezifisch deutsche Idee begriffen. Vgl. Joan Campbell, Joy in work, German work: the national debate, 1800 - 1945, Princeton, NJ, 1989.

90 Bero Rigauer, Sport und Arbeit: Soziologische Zusammenhänge und ideologische Implikationen, Frankfurt am Main, 1969.

91 Frank Becker/Ralf Schäfer, Einleitung, in: ders., Sport und Nationalsozialismus, Göttingen, S. 9–23, hier S. 9.

92 Vgl. Michael Hau, Performance Anxiety: Sport and Work in Germany from the Empire to Nazism, Toronto, 2017, 9ff.

um eine Aufgabe der Gestaltung der Volksgemeinschaft handelt“<sup>93</sup>. Die Leibesübungen stellen eine besondere Gestalt dieser Aufgabe dar. Im Dienst, der Gesundheit, dem Kampf und der Mannschaft treffen sich Sport, Arbeit und Gemeinschaft auf eigentümliche Weise.

## Dienst

Die nationalsozialistische Weltanschauung fantasiert sich eine spezifisch deutsche Weise des Arbeitens, die unmittelbar auf die Volksgemeinschaft verweist. Deutsch sei Arbeit genau dann, wenn die sie Ausführenden dies um der Gemeinschaft willen tun: „Arbeit ist eine Tätigkeit, die ich nicht um meiner selbst willen ausübe, sondern auch zu Gunsten meiner Mitmenschen“<sup>94</sup>, konstatierte Hitler. Dieses Credo ist in der Formel „Gemeinnutz vor Eigennutz“ verdichtet.<sup>95</sup> Arbeit werde daher aus „sittlich-moralischem Pflichtgefühl“<sup>96</sup> ausgeführt, wie Hitler in der bereits zitierten Rede betonte, und sei ein Dienst an der Volksgemeinschaft. Dadurch wird zum Kriterium dessen, was (deutsche) Arbeit genannt wird, *wie*, also mit welcher Haltung diese ausgeführt wird, ob sie für die Gemeinschaft ausgeführt wird oder nicht.<sup>97</sup> Diejenigen, von denen der Nationalsozialismus annimmt, dass sie sich diesem Sinn von Arbeit verweigern würden oder ihn qua zugeschriebener Rassezugehörigkeit gar nicht verfolgen könnten, wurden im Dritten Reich verfolgt, zu Zwangsarbeit gezwungen oder vernichtet; zu nennen sind hier neben Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma und den sogenannten „slawischen Untermen-

---

93 Ernst Schuster, Historischer Überblick über die Entwicklung des Arbeits- und Freizeitens in Deutschland, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 8-14, hier S. 8.

94 Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus., S. 401.

95 Vgl. Michael Stolleis, Gemeinwohlformeln im nationalsozialistischen Recht, Berlin, 1974.

96 Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus., S. 401.

97 Dieses Kriterium ist durchaus nicht trivial zu nennen. Allzu viele Interpretationen des nationalsozialistischen Arbeitsbegriffs verstehen die Unterscheidung von „raffendem“ und „schaffendem Kapital“ so als würden damit konkrete Tätigkeiten unterschieden: gegen das Geschäft mit dem Geld würde der Ackerbau oder das Handwerk gesetzt. Doch das ist eine unzureichende Simplifizierung. Postones an sich richtiger Hinweis auf die den Antisemitismus prägende Dichotomie von Abstrakt und Konkret kann in diesem Fall in die Irre leiten. Denn es kann durchaus für den Nationalsozialismus auch eine deutsche Weise geben, Bankengeschäfte zu führen. Zugleich nimmt der nationalsozialistische Arbeitsbegriff an, dass ein jüdischer Schmied seine Tätigkeit nicht auf deutsche Weise ausführen kann. Das Kriterium ist also komplexer. Nicht die Art der Tätigkeit macht es aus, sondern die Weise wie diese ausgeführt wird. Den Schlüssel zum Verständnis des Kriteriums stellt die Kategorie der Volksgemeinschaft dar. Vgl. Postone, Nationalsozialismus und Antisemitismus, 246ff.

schen“ auch die als „Arbeitsscheue“, „Asoziale“ und „Faule“ verfolgten. An ihrem Schicksal lässt sich die Repression nach innen verdeutlichen, die diese Arbeitsauffassung mit sich bringt. Das nationalsozialistische Verhältnis von Individuum und Volksgemeinschaft ist mit dem Begriff „Dienst“ am besten ausgedrückt. Dienen avanciert zur Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft.

Nun wird Sport im selben Sinne wie Arbeit zu einem solchen Dienst erklärt und bekommt eine Aufgabe: „Nicht mehr um ihrer selbst oder lediglich des eigenen individuellen Vorteils willen werden die Leibesübungen heute in Deutschland betrieben, sondern im steten Bewußtsein der Erfüllung einer Pflicht gegenüber den Forderungen der nationalsozialistischen Weltanschauung.“<sup>98</sup> Tschammer konstatiert, die Errungenschaften der letzten Jahre seien erst durch die Vereinnahmung des Sports durch die Politik möglich gewesen. Denn: „„Politisch‘ heißt für uns Deutsche nichts anderes, als restloser, selbstloser Einsatz für Volk und Reich, heißt nichts anderes, als alles, was dem einzelnen im Leben begegnet, zu betrachten und zu werten unter dem Gesichtspunkt des Nutzens für das Leben und die Zukunft der Nation.“<sup>99</sup> Vor diesem Hintergrund werden die Leibesübungen zur Pflicht und die Anstrengung diejenigen, die bislang wenig Sport trieben, an die Leibesübungen heranzubringen, zu einer Hauptaufgabe des KdF.<sup>100</sup>

Das Kriterium, welche Leibesübung eine nationalsozialistische und welche das nicht ist, ist analog zur Bestimmung von ‚deutscher Arbeit‘ angesiedelt. Entsprechend ist es das *Wie*, das den Unterschied macht. Tschammer führte in einer nie veröffentlichten Rede aus, dass die konkrete Art der Leibesübung irrelevant sei: „Es kommt einzig und allein auf die Gesinnung an, mit der die Leibesübungen betrieben werden und auf das Ziel, dem sie dienen.“<sup>101</sup>

## Gesundheit

Hitler formulierte, die Dienste würden durch „sittlich-moralisches Pflichtgefühl“<sup>102</sup> ausgeführt. Der normative Gehalt des Dienstes, auf den er rekurriert, spricht die Einzelnen in Imperativen an. Sie offenbaren eine eigentümliche Struktur der nationalsozialistischen Weltanschauung, deren

98 Tschammer und Osten, Hans von, Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland, S. 8.

99 ebenda, S. 8.

100 Vgl. Hübbernet, Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, 46f.

101 Zitiert nach Teichler, Sport unter der Herrschaft der Ideologie - Sport im Nationalsozialismus, 104f.

102 Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus., S. 401.

Facetten bereits in den untersuchten Reden angesprochen wurden. Vor-dergründig soll Sport ausgeführt werden, um den eigenen Körper gesund zu halten und zu stärken. Der Nationalsozialismus, so der Historiker Daniel Wildmann, verknüpft diese Selbstsorge aber mit der Sorge um den Volkskörper, das Verhalten des Einzelnen wird zum Garant der Gemeinschaft:

„Der Nationalsozialismus definiert Gesundheit mittels rassistischer Kriterien und siedelt sie nicht auf der Ebene des Individuums an, sondern auf der Stufe der Nation, die als Körper – als ‚Volkskörper‘ – begriffen wird. Das Konstrukt ‚gesunder Körper‘ erhält so in seiner Ideologie einen zentralen Platz, denn es wird zur *Conditio sine qua non*, um im ‚Kampf‘ überhaupt bestehen zu können. Die Gesundheit des ‚Volkskörpers‘ wird über das Verhalten des einzelnen am Körper des Individuums festgemacht.“<sup>103</sup>

Die Gesundheit des eigenen Körpers ist also Bedingung für die Gesundheit des „Volkskörpers“. Jede\_r Einzelne muss sein\_ihr Verhalten darauf befragen, ob er in diesem Sinne seine Pflicht erfülle, sich um seine Gesundheit und damit die Gesundheit des Volkes kümmere. „Ein Volk ist um so gesunder und lebenskräftiger, je mehr Glieder dieses Volkes gesund und lebenskräftig sind. Treibt man Leibesübungen, so dient man damit nicht nur sich selbst, sondern fördert die Kraft und Gesundheit der Nation und hilft deren Zukunft zu sichern.“<sup>104</sup> Verfolgt werden deshalb nicht nur diejenigen, die angeborene Beeinträchtigungen haben, sondern auch solche, die sich dieser Pflicht angeblich verweigern würden wie beispielsweise alkohol-krankte Menschen.<sup>105</sup> Und mehr noch: die Verbindung von Gesundheit des individuellen Körpers mit dem Volkskörper dient im Nationalsozialismus auch einer besonderen Vererbungs-ideologie, wie in Tschammers Rede gezeigt werden konnte. Die Chancen einer gesunden Vererbung koppelte dieser an die den Körper gesundhaltenden Leibesübungen.

Dabei nimmt der Nationalsozialismus eine spezifische Umkehrung im Geist-Körper-Verhältnis vor. Während seit der Antike in dem Satz „*mens sana in corpore sano*“, den Tschammer und Osten ebenfalls zitiert, eine Vorstellung vom Primat des Geistes besteht und Sport damit als „Instand-

---

103 Daniel Wildmann, *Begehrte Körper: Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“*, [Würzburg], 1998, S. 18.

104 Paul Stemmer, *Die Freizeitgestaltung der schaffenden Deutschen mit Hilfe der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“*, in: *Weltkongreß „Arbeit und Freude“* (Hrsg.), *Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“*. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 3–7, 5f.

105 Für den Umgang mit sogenannten Schwächlingen: Vgl. Hau, *Performance Anxiety*, 95ff.

haltung des Hauses, in dem der Geist wohnt“<sup>106</sup> verstanden wurde, wird das Verhältnis im Nationalsozialismus hingegen umgekehrt: erst kommt die Leibesübung, dann der Unterricht geistiger Fähigkeiten. Der gesunde Körper wird über den Geist gestellt.<sup>107</sup> Dieser gesunde Körper, gedacht als die kleinste Zelle des Volkskörpers, muss zugleich stark sein, um in der ‚Arbeitsschlacht‘ zu bestehen: „Kraft durch Freude‘ sollte die Arbeiter fit machen für die ‚Arbeitsschlacht“.<sup>108</sup> Fit machen sollte aber vor allen Dingen die körperliche Ertüchtigung: „Die Stärke des einzelnen gibt der Volksgemeinschaft die Kraft, alle Ziele zu erreichen. Leibeserziehung ist Kampf für Deutschland.“<sup>109</sup>

Daher ist es kein Zufall, dass „das Kernstück des ‚Kraft-durch-Freude‘-Sports [...] der Betriebssport“<sup>110</sup> ist. Der Direktor der Zigarettenfabrik Haus Neuerburg, Jakob Treitz, der auf dem Kongress in seiner Rolle als Betriebsführer sprach, fasste die Aufgaben des Betriebssports folgendermaßen zusammen: „Er wird, wenn er auf die NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘ ausgerichtet ist, zur Gewährleistung des Arbeitsfriedens, zur Erhaltung und Steigerung der Arbeitskraft ebenso beitragen wie zur Förderung und Erhaltung der Gesundheit jedes einzelnen, beteiligten Betriebsangehörigen, womit er die anderen Erlebnismöglichkeiten der Freizeitgestaltung kraftvoll ergänzt.“<sup>111</sup>

## Kampf

Begründet wird die Notwendigkeit von starken, gesunden Körpern mit der Standhaftigkeit gegenüber den Gefahren, die das Überleben der (deutschen) Volksgemeinschaft bedrohen würden. In Hitlers frühem Geschichtsnarrativ von 1920 sind es die klimatischen Verhältnisse der Ur-Zeit, die dem Deutschen Stärke und eine besondere Arbeitsweise

---

106 Teichler, Sport unter der Herrschaft der Ideologie - Sport im Nationalsozialismus, S. 99.

107 Vgl. ebenda, 99f., der zum Beleg dieser These nicht zuletzt Adolf Hitlers *Mein Kampf* zitiert.

108 Focke et al., Alltag unterm Hakenkreuz, S. 147.

109 Buchholz, Die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, S. 351; Buchholz zitiert hier aus dem *Völkischen Beobachter* vom 23. August 1940.

110 Karl Lorch, Wesen und Bedeutung des Betriebssports, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, hier S. 7.

111 Jakob Treitz, Betriebssport: Erfahrungen und Gedanken eines Betriebsführers, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, hier S. 12.

abverlangten und antrainierten.<sup>112</sup> Heute seien es die „parasitären Züge des Juden“<sup>113</sup>, welche die Volksgemeinschaft schwächen würden. Selzner begründete seine Argumentation auf dem Faktum einer Schicksalsgemeinschaft, die die „kämpferische Arbeiterpartei“ hervorbrachte.<sup>114</sup> Gemeinsam ist den Aussagen der Rückgriff auf die Vorstellung des Lebens als Kampf: „Das Leben wird immer ein Kampf sein; es kommt nur darauf an, wie man diesen Kampf meistert. Auf dieser Welt stoßen sich die Dinge nun einmal hart im Raum,“<sup>115</sup> verkündete Günther Adam auf dem Kongress. Besonders hervorgehoben wird in den Texten und Reden, dass „der Deutsche“ diesen Kampf aber mit Freude und Liebe annehme.<sup>116</sup> Auch hier treffen sich Sport und Arbeit. Beide dienten zur (freudigen) Bewältigung des Lebenskampfes: Die Leibesübungen, indem sie den Körper stärkten und zur Arbeitsschlacht befähigten und die ‚deutsche Arbeit‘, insofern sie die nötigen „gemeinschaftserhaltenden“ Kräfte mobilisiere, die die Volksgemeinschaft stärkten.<sup>117</sup> Der Begriff „Arbeitsschlacht“ selbst ist sprachlich genau dem Bereich entnommen, der Kämpfe und Kriege umschreibt, und sagt mehr über die nationalsozialistische Sprache aus, einst als *Lingua Tertii Imperii*<sup>118</sup> bezeichnet, als über den zu bezeichnenden Gegenstand. Die Freude am Sport gehe zurück auf eine tiefsitzende Freude am Kampf. Der Sportplatz wird damit eine Übungsfläche für die tägliche ‚Arbeitsschlacht‘, den täglichen Kampf. Stemmer geht deshalb in seinem kurzen Bericht „Die Freizeitgestaltung der schaffenden Deutschen mit Hilfe der NS-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude‘“ von der These aus, dass „Sport und Spiel für den täglichen Lebenskampf und die Leistungsfähigkeit eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung sind“.<sup>119</sup>

Auch der Bezug auf die konkreten Leibesübungen rekurriert auf den Bereich des Kampfes. KdF war es wichtig zu betonen, dass nicht Rekorde und

---

112 Vgl. Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus., S. 401.

113 ebenda, S. 405.

114 Selzner, Deutschlands neue Arbeitsordnung, S. 4.

115 Günther Adam, Aus der praktischen Tätigkeit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 15–24, hier S. 19.

116 „Ein bequemes Leben wollen wir nicht, weil wir behaupten und daran glauben, daß das Leben nur dann schön ist, wenn es ein ewiger Kampf ist.“ Robert Ley, Leistung gibt Lebensrecht, in: Das neue Protokoll 1 (1938) 1, S. 105–111, hier S. 107.

117 Phelps, Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus., S. 404.

118 Victor Klemperer, LTI: Notizbuch eines Philologen, Leipzig, 1985.

119 Stemmer, Die Freizeitgestaltung der schaffenden Deutschen mit Hilfe der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, S. 5.

Spitzenleistungen das Ziel seien – ein Ziel, das nur Wenige erreichen könnten –, angestrebt sei stattdessen ein „Volk in Leibesübungen“ und damit „die Erfassung und körperliche Ertüchtigung des ganzen Volkes“.<sup>120</sup> Deshalb sollten Gruppen- und Mannschaftssportarten gefördert werden. Diese zeichnen sich außerdem durch ein kämpferisches Element und die Identifikation mit einer der beiden Mannschaften aus. Mit letzterer wird der Erfolg dieser Sportarten denn auch begründet; mit einer „alte[n], tief im Menschen von ewig her schlummernde[n] Freude am Kampf und ritterlichen Kräftemessen“<sup>121</sup>, wie es Tschammer in der bereits zitierten Passage auf dem Kongress in Worte fasste. Die Formulierung vom Kräftemessen zeigt auch, dass der beschworene Kampf den Wettbewerb, also die sportliche Form der Konkurrenz, keineswegs ersetzen sollte. Ganz im Gegenteil: der Wettbewerb erfuhr im ‚Dritten Reich‘ neue Konjunktur, nicht nur im Sport, sondern er wurde explizit auf die Arbeitswelt übertragen, etwa im „Reichsberufswettkampf“ oder dem „Leistungskampf der deutschen Betriebe“.<sup>122</sup>

## Mannschaft

Der Zusammenhang von Arbeit und Sport verweist vielfach auf die Volksgemeinschaft: im Dienst, in der Vorstellung von Gesundheit und im Konstrukt des Lebens als Kampf. Beide Elemente können im Nationalsozialismus nur in Bezug auf diese Kategorie verstanden werden. Zugleich wird den Leibesübungen noch zugeordnet, die Volksgemeinschaft erfahrbar werden zu lassen.<sup>123</sup>

Der Nationalsozialismus unternimmt ungeheure Anstrengungen, die Gemeinschaft in den Mittelpunkt der Weltanschauung zu rücken. Hitlers Rede am ersten Mai 1933 in Berlin enthält ganz zentral die Forderung danach, dass das Volk sich besser kennenlernen solle.<sup>124</sup> Die Zeitzeug-

120 Lorch, Wesen und Bedeutung des Betriebssports, S. 6.

121 Tschammer und Osten, Hans von, Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland, S. 4; nur verwiesen sei auf die entlarvende Bebilderung des Sports durch die Figur des Ritters und den „ritterlichen Sportsmann“, die Tschammer an mehreren Stellen aufruft. Geht es hier doch immer um Ausschluss – aller Nicht-Ritter und Frauen – und um Leben und Tod. Vgl. auch Tschammer und Osten, Hans von, Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland, S. 6.

122 Vgl. Matthias Frese, Betriebspolitik im „Dritten Reich“: deutsche Arbeitsfront, Unternehmer und Staatsbürokratie in der westdeutschen Großindustrie 1933 - 1939, Paderborn, 1991, S. 411–433.

123 Diese Erfahrbarmachung habe ich an anderer Stelle als Bedingung der Möglichkeit einer Realisierung der Volksgemeinschaft untersucht: Vgl. Nikolas Lelle, Das (Un)behagen in der Gemeinschaft: Zur Erfahrbarmachung der Volksgemeinschaft im Nationalsozialismus durch (deutsche) Arbeit, in: psychosozial 139: Psychoanalyse - Geschichte - Politik 38 (2015) 1, S. 27–42.

124 Adolf Hitler, Das junge Deutschland will Arbeit u. Frieden: Reden des Reichskanzlers

innenberichte von weiblichen Arbeitsdienstleistenden betonen immer wieder die Relevanz der Gemeinschaft.<sup>125</sup> Und der Staatsrechtler Reinhard Höhn konstatierte in einer Rede über Führung und Gemeinschaft: „Der Gemeinschaftsgeist kommt vielmehr im Gemeinschaftserlebnis zum Ausdruck.“<sup>126</sup> Sport sollte ein solches Gemeinschaftserlebnis sein.

Die „NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude“ sollte ursprünglich ihrem italienischen Vorbild nach „Nach der Arbeit“ heißen und damit namentlich auf den Feierabend als zeitlichen Rahmen der Freizeitgestaltung verweisen. „Der Feierabend gibt dem Menschen Kraft und neue Energie, er bereitet ihn auf sein neues Werk, sein neues Schaffen, seine neue Arbeit vor. In ihm, dem Feierabend, sind die Menschen nicht mehr Vorgesetzte und Untergebene, sondern sie alle, Arbeitnehmer und Unternehmer, trinken aus dem gemeinsamen Quell des Feierabends. Hier sind sie Volksgenosse zu Volksgenosse.“<sup>127</sup> Dieser Feierabend birgt also in sich ein Vergemeinschaftungsmoment, welches KdF nutzen wollte. Die Urlaube, Fahrten, Sportkurse und Gemeinschaftsabende sollten Menschen zusammenbringen, die in der Sphäre der Arbeit getrennt sind, um ihnen zu zeigen, dass sie alle zur deutschen Volksgemeinschaft gehören: „Die Arbeitsfront ist der Exerzierplatz, auf dem täglich die Gemeinschaft geübt wird, und ‚Kraft durch Freude‘ ist das Reglement, nach dem wir exerzieren.“<sup>128</sup>

Dem Sport kommt in diesem Zusammenhang eine spezifische Funktion zu: Der „wesentlichste Charakterzug“ des Sports sei seine „soziale Erziehung nach innen und [seine] völkerverbindende Kraft nach außen“,<sup>129</sup> betonte Tschammer in seiner Rede auf dem Kongress. Die Zukunft werde eine sozialistische sein und die Erziehung dazu könne nur über die Leibesübung erreicht werden. Er begründet dies mit der gleichmachenden Weise des

---

Adolf Hitler, des neuen Deutschlands Führer. mit einem Vorwort von Joseph Goebbels, Berlin, 1933, 17ff.

125 Vgl. Nikolas Lelle, Hinter dem Ruf nach deutscher Arbeit verschanzt sich die Volksgemeinschaft: Überlegungen zu einem vernachlässigten Element des Nationalsozialismus, in: Charlotte Busch/Martin Gehrlein/Tom David Uhlig (Hrsg.), Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus, Wiesbaden 2016, 1. Aufl. 2016, S. 179–200.

126 Reinhard Höhn, Vom Wesen der Gemeinschaft: Vortrag gehalten auf der Landesführerschule des deutschen Arbeitsdienstes, Berlin, 1934, S. 9.

127 Robert Ley, Gedanken zu einer Verfassung der deutschen Arbeit, in: Hans Dauer (Hrsg.), Durchbruch der sozialen Ehre. Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland, Berlin 1935, S. 3–12, 6f.

128 Robert Ley, Ein Jahr „Kraft durch Freude“, in: Hans Dauer (Hrsg.), Durchbruch der sozialen Ehre. Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland, Berlin 1935, S. 208–224, hier S. 210.

129 Tschammer und Osten, Hans von, Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland, S. 6.

Sports. Denn im Sport zögen alle ihre gewohnte Kleidung aus, ob Bauer, Beamter, Offizier oder Arbeiter – wie die durchwegs männlichen Beispiele heißen.<sup>130</sup> Im Sport, so Tschammer, stelle das Schicksal die Menschen als Menschen nebeneinander, „und so gibt es ihnen die Gelegenheit, sich als Brüder zu erkennen und sich schätzen und achten zu lernen“.<sup>131</sup> Dadurch sollte die Volksgemeinschaft als eine Reale erfahrbar werden. Der Sport erfüllt damit zugleich die Forderung, die Hitler am „Tag der deutschen Arbeit“ aufstellte. Das Volk sollte sich im Sport kennenlernen.

Diese Erfahrbarmachung hat aber zugleich eine erzieherische Aufgabe. In einer drei Jahre vor dem Kongress gehaltenen Rede benennt Tschammer, „was der Staat jeglichen Leibesübungen zur Pflicht macht, eben die Gemeinschaft zu stärken und die Einheit der Mannschaft herzustellen“. Im Sport ist die Herstellung der Mannschaft gerade die Voraussetzung der Stärkung der Gemeinschaft. „Mannschaft ist aber nicht da“, so Tschammer weiter, „wo jeder das gleiche tut, in jedem Augenblick und in jeder Sekunde, sondern Mannschaft ist da, wo eine gleiche Aufgabe waltet und wo ein Führer dafür sorgt, daß jeder auf diese gleiche Aufgabe eingestellt wird. [...] So wie der Staat den eigentlichen Lebenskreis des Mannes darstellt, so ist die Mannschaft die eigentliche Form der Gemeinschaft in der Jugend. [...] Mannschaftserziehung durch Leibeserziehung dagegen ist konkrete Staatserziehung.“<sup>132</sup> Gerade im Mannschaftssport würden die Sporttreibenden, die er sich offensichtlich als Männer denkt, also Fähigkeiten fürs Leben lernen. Dies betont auch der auf dem Kongress gehaltene Beitrag über die Hitler-Jugend: „Bei den Mannschaftswettkämpfen kämpft der Hitlerjunge in erster Linie nicht mehr für sich, sondern für seine Gemeinschaft. Damit wird das Leistungsstreben nicht mehr ausschließlich dem ‚Ich‘, sondern dem ‚Wir‘ der Gemeinschaft untergeordnet.“<sup>133</sup> Diese Form der Leibesübungen erziehen somit durch Erfahrbarmachung zur Volksgemeinschaft.

---

130 Vgl. ebenda, S. 6.

131 ebenda, S. 6. Auch hier sind es nicht zufällig wieder nur die „Brüder“ von denen die Rede ist. Der gesunde Körper, die kleinste Zelle des Volkskörpers, wird im Nationalsozialismus als männlicher vorgestellt.

132 Tschammer und Osten, Hans von, Jugendpflege durch Leibesübungen, S. 10.

133 Ernst Schlünder, Die Leibeserziehung der deutschen Jugend, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, hier S. 13.

## Freizeit, keine freie Zeit

Sport, Arbeit und Gemeinschaft verweisen in einem mehrfachen Sinne aufeinander. Das konnte die Untersuchung des Kongresses „Arbeit und Freude“ zeigen. Die deutschen Positionen kommen im Kongress weitgehend ohne antisemitische oder rassistische Ausfälle aus; zumindest auf der manifesten Textebene. Die hier offengelegte latente Ebene offenbart wer da spricht und kann den Charakter der Rhetorik der Einschließung beleuchten. Der Blick ins Innere der Gemeinschaft, die Beschäftigung mit dem nationalsozialistischen Projekt, das den anderen Staaten präsentiert und schmackhaft gemacht werden sollte, zeigt die Strukturen dieser Weltanschauung auf. Dabei wird deutlich inwiefern diese das gesamte Leben bestimmen wollte und noch die abseitigsten Phänomene zu durchdringen versuchte. Sport und Leibesübungen sind paradigmatische Beispiele dieser Phänomene.

In einer Rundfunkrede von 1969 sprach Theodor W. Adorno über Freizeit und Sport. Seine Erkenntnis, formuliert angesichts einer nachkriegsmodernen Massenkultur, gilt nicht nur für eine Arbeitsgesellschaft im Übergang zum Postfordismus, sondern auch für den Nationalsozialismus:

„Die alte Begründung, man betreibe Sport, um fit zu bleiben, ist unwahr nur, weil sie die fitness als eigenständiges Ziel ausgibt; fitness für die Arbeit indessen ist wohl einer der geheimen Zwecke des Sports. Vielfach wird man im Sport erst sich selber einmal antun, und dann als Triumph der eigenen Freiheit genießen, was man sich unter gesellschaftlichem Druck antun und sich schmackhaft machen muß.“<sup>134</sup>

Wie gesehen ist Sport auch im Nationalsozialismus ein Medium der Erziehung zur Arbeit. Aber das Verhältnis von Sport und Arbeit ist nur vermittelt über die Kategorie der Gemeinschaft zu verstehen, die in der Zeit in der Adorno dies formulierte eine andere Rolle spielte. Der Zweck des Sports ist im Nutzen für Arbeit und Gemeinschaft begründet; nicht zuletzt, weil Arbeit nur in Bezug auf die Volksgemeinschaft gedacht wird. Die Gesundheit des eigenen Körpers ist, wie gezeigt werden konnte, im Nationalsozialismus eine Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft, denn der gesunde Körper ist nur Voraussetzung und Bedingung des gesunden Volkskörpers. „Fitness für die Arbeit“ meint daher immer auch Fitness für die Gemeinschaft, sogar Fitness der Gemeinschaft. Die Freiheit und der Wahn ‚deutscher Arbeit‘ übertragen sich durch die Imperative der Leibesübungen auf die den Volksgenossin\_en.

---

134 Theodor W. Adorno, Freizeit, in: Theodor W. Adorno/Rolf Tiedemann (Hrsg.), Kulturkritik und Gesellschaft II. Gesammelte Schriften Band 10.2. Eingriffe. Stichworte. Anhang, Frankfurt am Main 2003, 1. Aufl., S. 645–655, hier S. 653.

Diese Weltanschauung zu untersuchen ist nicht allein von historiographischem Interesse, sondern kann auch Erkenntnisse liefern über Kontinuitäten und Brüche. Dass die Geschichte des Nationalsozialismus eine „Geschichte seiner Unterschätzung“<sup>135</sup> ist, liegt auch daran, dass die Aufarbeitung seiner Vergangenheit sich auf die explizit politische Sphäre beschränkte, damit aber weder die moralischen und normativen Einstellungen, noch die kulturellen begreifen und aufarbeiten konnte. Doch „[m]oralische Urteilsformen verändern sich nicht auf dieselbe Weise wie politische Auffassungen. Sie sind ungleich tiefer in das Selbstverständnis und das Verhalten von Individuen und Gruppen eingelassen.“<sup>136</sup> Daher ist es notwendig, die spezifische Weise zu begreifen in der im Nationalsozialismus Arbeit, aber eben auch Sport gedacht und gelebt wurde; denn beide sind ganz wesentlich durchflochten mit normativen Ansprüchen und Imperativen. Nur ein Bruch mit der Tradition kann ein Fortkommen ermöglichen. Eine Auseinandersetzung mit der Rolle, die Sport in der Weltanschauung des Nationalsozialismus spielte, kann den Fokus auf diese kulturellen Elemente richten und diese als mit der politischen Sphäre verwobene begreifen. Dass die „Aufarbeitung der Vergangenheit bis heute nicht gelang und zu ihrem Zerrbild, dem leeren und kalten Vergessen, ausartete, rührt daher, daß die objektiven gesellschaftlichen Voraussetzungen fortbestehen, die den Faschismus zeitigten“.<sup>137</sup> Die globale „autoritäre Revolte“<sup>138</sup> scheint diese Erkenntnis leider zu bestätigen.

---

*Nikolas Lelle, Kontakt: n.lelle (at) web.de. Promoviert in der Sozialphilosophie an der Humboldt Universität zu Berlin unter dem Arbeitstitel: „Deutsche Arbeit‘ und Volksgemeinschaft im Dritten Reich und (früher) Nachkriegszeit“. Forschungsschwerpunkt in der Geschichte und Systematik „deutscher Arbeit“, insbesondere in der nationalsozialistischen Ideologie. Aktuelle Publikation: „Deutsche Arbeit‘. Kritische Perspektiven auf ein*

---

135 Teichler, Sport unter der Herrschaft der Ideologie - Sport im Nationalsozialismus, S. 116.

136 Werner Konitzer/Raphael Gross, Einleitung, in: ders., Moralität des Bösen. Ethik und nationalsozialistische Verbrechen, Frankfurt, M., New York, NY, hier S. 9.

137 Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Theodor W. Adorno/Rolf Tiedemann (Hrsg.), Kulturkritik und Gesellschaft II. Gesammelte Schriften Band 10.2. Eingriffe. Stichworte. Anhang, Frankfurt am Main 2003, 1. Aufl., hier S. 566.

138 Volker Weiß, Die autoritäre Revolte: Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes, Stuttgart, 2017.

*ideologisches Selbstbild“, Wallstein, 2018, herausgegeben zusammen mit Felix Axster.*

## Literaturverzeichnis

Adam, Günther, Aus der praktischen Tätigkeit der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 15–24.

Adorno, Theodor W., Freizeit, in: Theodor W. Adorno/Rolf Tiedemann (Hrsg.), Kulturkritik und Gesellschaft II. Gesammelte Schriften Band 10.2. Eingriffe. Stichworte. Anhang, Frankfurt am Main 2003, S. 645–655.

Adorno, Theodor W., Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Theodor W. Adorno/Rolf Tiedemann (Hrsg.), Kulturkritik und Gesellschaft II. Gesammelte Schriften Band 10.2. Eingriffe. Stichworte. Anhang, Frankfurt am Main 2003.

anonym, Die Kommissionsentschliessungen des „Weltkongresses Arbeit und Freude“ in Rom 1938, in: Freude und Arbeit (1938), S. 32–33.

anonym, Elenco Generale dei Delegati Governativi e dei Partecipanti al Congresso Mondiale „Lavoro e Gioia“: Roma 1938 - XVI, 1938.

anonym, Freude und Arbeit: bibliographische Materialien ; zum 3. Weltkongress „Arbeit und Freude“ in Rom, 1938, Berlin, 1938.

Axster, Felix/Lelle, Nikolas (Hrsg.), »Deutsche Arbeit«: Kritische Perspektiven auf ein ideologisches Selbstbild, Göttingen, 2018.

Baranowski, Shelley, Strength through Joy: Consumerism and mass tourism in the Third Reich, Cambridge, U.K., New York, 2004.

Becker, Frank, Den Sport gestalten: Carl Diems Leben (1882-1962). Band 3: NS-Zeit, Duisburg, 2009.

Becker, Frank/Schäfer, Ralf, Einleitung, in: Frank Becker/Ralf Schäfer (Hrsg.), Die Spiele gehen weiter. Profile und Perspektiven der Sportgeschichte, Frankfurt, New York 2014, S. 9–23.

Becker, Frank/Schäfer, Ralf, Einleitung, in: Frank Becker/Ralf Schäfer (Hrsg.), Sport und Nationalsozialismus, Göttingen 2016, S. 9–23.

Bernett, Hajo, Der Weg des Sports in die nationalsozialistische Diktatur: Die Entstehung des Deutschen (Nationalsozialistischen) Reichsbundes für Leibesübungen, Schorndorf, 1983.

Bröckling, Ulrich, Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt, M, 2007.

Brückner, Wolfgang, „Arbeit macht frei“: Herkunft und Hintergrund der KZ-Devise, Opladen, 1998.

Buchholz, Wolfhard, Die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude“: Freizeitgestaltung und Arbeiterschaft im Dritten Reich, München, 1976.

Buggeln, Marc/Wildt, Michael, Arbeit im Nationalsozialismus (Einleitung), in: Marc Buggeln/Michael Wildt (Hrsg.), Arbeit im Nationalsozialismus, München 2014, S. IX-XXXVII.

Campbell, Joan, Joy in work, German work: the national debate, 1800 - 1945, Princeton, NJ, 1989.

Donauer, Sabine, Faktor Freude: Wie die Wirtschaft Arbeitsgefühle erzeugt, Hamburg, 2015.

Focke, Harald/Reimer, Uwe, Alltag unterm Hakenkreuz: Ein aufklärendes Lesebuch, Reinbek bei Hamburg, 1994.

Foucault, Michel, Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main, 2014.

Frese, Matthias, Betriebspolitik im „Dritten Reich“: deutsche Arbeitsfront, Unternehmer und Staatsbürokratie in der westdeutschen Großindustrie 1933 - 1939, Paderborn, 1991.

Hachtmann, Rüdiger, Das Wirtschaftsimperium der Deutschen Arbeitsfront 1933-1945, Göttingen, 2012.

Hau, Michael, Performance Anxiety: Sport and Work in Germany from the Empire to Nazism, Toronto, 2017.

Hitler, Adolf, Das junge Deutschland will Arbeit u. Frieden: Reden des Reichskanzlers Adolf Hitler, des neuen Deutschlands Führer. mit einem Vorwort von Joseph Goebbels, Berlin, 1933.

Höhn, Reinhard, Vom Wesen der Gemeinschaft: Vortrag gehalten auf der Landesführerschule des deutschen Arbeitsdienstes, Berlin, 1934.

Hübbenet, Anatol von, Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“: Aufbau und Arbeit. mit einem Geleitwort von Reichsamtsleiter Dr. Bodo Lafferentz, Berlin, 1939.

Kiehl, Walter, Aufgabe und Ziel der Zeitschrift „Freude und Arbeit“, Rom, 1938.

Kleinmanns, Jan, Betriebssport in der Zeit des Nationalsozialismus: Alltagsgeschichtliche Aspekte betrieblicher Gesundheitsförderung vor dem Zweiten Weltkrieg, in: Frank Becker/Ralf Schäfer (Hrsg.), Sport und Nationalsozialismus, Göttingen 2016, S. 67–84.

Klemperer, Victor, LTI: Notizbuch eines Philologen, Leipzig, 1985.

Komlosy, Andrea, Arbeit: Eine globalhistorische Perspektive; 13. bis 21. Jahrhundert, Wien, 2014.

Konitzer, Werner/Gross, Raphael, Einleitung, in: Werner Konitzer/Raphael Gross (Hrsg.), Moralität des Bösen. Ethik und nationalsozialistische Verbrechen, Frankfurt, M., New York, NY 2009.

Lafferentz, Bodo, Reisen von Volk zu Volk als Beitrag zur gegenseitigen Verständigung, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 1–6.

Lelle, Nikolas, Das (Un)behagen in der Gemeinschaft: Zur Erfahrbarmachung der Volksgemeinschaft im Nationalsozialismus durch (deutsche) Arbeit, in: psychosozial 139: Psychoanalyse - Geschichte - Politik (2015), S. 27–42.

Lelle, Nikolas, Hinter dem Ruf nach deutscher Arbeit verschanzt sich die Volksgemeinschaft: Überlegungen zu einem vernachlässigten Element des Nationalsozialismus, in: Charlotte Busch/Martin Gehrlein/Tom David Uhlig (Hrsg.), Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus, Wiesbaden 2016, S. 179–200.

Ley, Astrid, Zwangssterilisation und Ärzteschaft: Hintergründe und Ziele ärztlichen Handelns 1934 - 1945. Zugl.: Erlangen-Nürnberg, Univ., Diss., 2003, Frankfurt am Main, 2004.

Ley, Robert, Ein Jahr „Kraft durch Freude“, in: Hans Dauer (Hrsg.), Durchbruch der sozialen Ehre. Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland, Berlin 1935, S. 208–224.

Ley, Robert, Gedanken zu einer Verfassung der deutschen Arbeit, in: Hans Dauer (Hrsg.), Durchbruch der sozialen Ehre. Reden und Gedanken für das schaffende Deutschland, Berlin 1935, S. 3–12.

Ley, Robert, Leistung gibt Lebensrecht, in: Das neue Protokoll (1938), S. 105–111.

Ley, Robert, Sozialpolitische Weltschau: Der neuen Zeitschrift zum Geleit, in: Das neue Protokoll (1938), S. 3–5.

Liebscher, Daniela, Freude und Arbeit : zur internationalen Freizeit- und

- Sozialpolitik des faschistischen Italien und des NS-Regimes, Köln, 2009.
- Lorch, Karl, Wesen und Bedeutung des Betriebssports, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938.
- Marr, Heinz, Die Industriearbeit: Das Fabriksystem, in: Karl Pappeler (Hrsg.), Die Deutsche Arbeitskunde, Berlin 1940, S. 115–138.
- Merkel, Udo, The Politics of Physical Culture and German Nationalism, in: German Politics & Society (2003), S. 69–96.
- NSDAP, Parteiprogramm der NSDAP vom 25.2.1920, in: Wilhelm Mommsen (Hrsg.), Deutsche Parteiprogramme, München 1960.
- Opera Nazionale Dopolavoro (Hrsg.), Programma dei Lavori per il Congresso mondiale “Lavoro e Gioia”: Roma 1938 - XVI, Milano, 1938.
- Pfeiffer, Lorenz, „... unser Verein ist judenfrei“ - Die Rolle der deutschen Turn- und Sportbewegung in dem politischen und gesellschaftlichen Wandlungsprozess nach dem 30. Januar 1933., in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung (2007), S. 92–109.
- Phelps, Reginald H., Hitlers »grundlegende« Rede über den Antisemitismus.: dokumentiert und eingeleitet von Reginald H. Phelps, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (1968), S. 390–420.
- Postone, Moishe, Nationalsozialismus und Antisemitismus: Ein theoretischer Versuch, in: Dan Diner (Hrsg.), Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz, Frankfurt am Main 1988, S. 242–254.
- Reichel, Peter, Der schöne Schein des Dritten Reiches: Faszination und Gewalt des Faschismus, München, 1991.
- Rigauer, Bero, Sport und Arbeit: Soziologische Zusammenhänge und ideologische Implikationen, Frankfurt am Main, 1969.
- Schatz, Holger/Woeldike, Andrea, Freiheit und Wahn deutscher Arbeit: Zur historischen Aktualität einer folgenreichen antisemitischen Projektion, Hamburg, 2001.
- Schlünder, Ernst, Die Leibeserziehung der deutschen Jugend, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938.
- Schuster, Ernst, Historischer Überblick über die Entwicklung des Arbeits- und Freizeitens in Deutschland, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 8–14.

Selzner, Claus, Die Deutsche Arbeitsfront, in: F. Schmidt (Hrsg.), Die Handels-Hochschule. Ein Lehrgang der Wirtschafts-Hochschule, Berlin, Wien 1935, S. 1–28.

Selzner, Claus, Deutschlands neue Arbeitsordnung: Idee und Gestalt der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938.

Speit, Andreas, Bürgerliche Scharfmacher: Deutschlands neue rechte Mitte - von AfD bis Pegida, Zürich, 2016.

Stemmer, Paul, Die Freizeitgestaltung der schaffenden Deutschen mit Hilfe der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938, S. 3–7.

Stolleis, Michael, Gemeinwohlformeln im nationalsozialistischen Recht, Berlin, 1974.

Teichler, Hans Joachim, Sport unter der Herrschaft der Ideologie - Sport im Nationalsozialismus, in: Irene Diekmann/Joachim H. Teichler (Hrsg.), Körper, Kultur und Ideologie. Sport und Zeitgeist im 19. und 20 Jahrhundert, Bodenheim b. Mainz 1997, S. 98–118.

Treitz, Jakob, Betriebssport: Erfahrungen und Gedanken eines Betriebsführers, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938.

Trommler, Frank, Die Nationalisierung der Arbeit, in: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hrsg.), Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Königstein/Ts 1979, S. 102–125.

Tschammer und Osten, Hans von, Jugendpflege durch Leibesübungen, Leipzig, 1935.

Tschammer und Osten, Hans von, Der Sport als Freizeitfaktor im neuen Deutschland, in: Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“. Rom 1938 - XVI, Berlin 1938.

unbekannt, Der Weltkongreß „Arbeit und Freude“ und die Rahmenveranstaltungen, in: Freude und Arbeit (1938), S. 6–15.

unbekannt, Eine stolze Arbeitstradition ist in der Geschichte der Stadt Chemnitz verankert: Chemnitz, im Mai 1939, in: Freude und Arbeit (1939), S. 105–109.

Weiß, Volker, Die autoritäre Revolte: Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes, Stuttgart, 2017.

Weltkongreß „Arbeit und Freude“ (Hrsg.), Bericht der Deutschen Arbeitsgemeinschaften für den Weltkongreß „Arbeit und Freude“: Rom 1938 - XVI, Berlin, 1938.

Wildmann, Daniel, Begehrte Körper: Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“, Würzburg, 1998.

